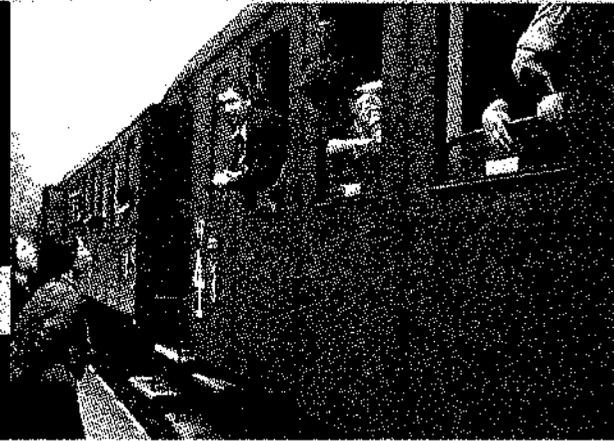


„weggekommen“ – ein Wort, das in vielen Berichten und Zeugnissen von Sinti vorkommt, die den Völkermord der Nationalsozialisten überlebt haben. „weggekommen“, das heißt, aus den Städten und Gemeinden deportiert worden zu sein, in denen die Familien oft seit Generationen gelebt hatten. Das heißt, einer Verfolgung ausgesetzt gewesen zu sein, die nicht nachvollzogen werden konnte, gegen die sich die Verfolgten nicht wehren konnten, denn die Verfolgung war unabhängig vom jeweiligen Verhalten des Einzelnen.

„Wir haben heute noch Alpträume von dem, was wir erlitten haben. Eigentlich wollte ich nicht mehr darüber reden, aber ich tue es jetzt für viele andere, die es nicht mehr können.“ Mina Reinhardt.

Herausgegeben von
Daniel Strauß



... weggekommen

Berichte und Zeugnisse von Sinti, die
die NS-Verfolgung überlebt haben

ANSICHTSEXEMPLAR

ISBN 3-8257-0172-7

PHILO

Das Erscheinen dieses Bandes wurde gefördert
 von der Europäischen Kommission, Brüssel
 der Landesarbeitsgemeinschaft der Gedenkstätten,
 bei der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Stuttgart und
 der Stiftung Erinnerung, Lindau

Inhaltsverzeichnis

Daniel Strauß	Vorwort	9
Ilona und Reinhold Lagrene	Einleitung, „Erinnerung tut weh ...“	15
Margot Bern	„Mein Mann hat nicht viel erzählt“	26
Herbert Birkenfelder	„Wir vergaßen Zeit und Raum“	32
Anna Dörr	„Aber die Angst haben wir einfach nicht weg gekriegt“	38
Berta Franz	„Der zuständige Beamte auf der Polizei war ein guter Mann, er hat uns geschützt“	50
Hildegard Franz	„Und dann Auschwitz“	56
Bodo Grünholz	„Ich hatte acht Geschwister“	62
Lore Georg	„Wann kommen wir dran?“	68
Otto Georg	„Wir alle waren Zwangsarbeiter“	78
Regina Lora	„Von 1939 an wurde es immer schlimmer“	82
Renate Meinhardt	„Auch alte Leute haben geweint“	86
Angela Mettbach	„Einige Mädchen, die da waren, haben ein Lied über Auschwitz gedichtet“	92
Rigo Mettbach	„Viele Leute, die wegkamen, hat man nie mehr gesehen“	98
Maria Peter	„Sie blieb bei den Kindern, meine Mutter“	104
Franz Reinhardt	„Wir blieben in Lackenbach, bis wir befreit wurden“	110

© Verband Deutscher Sinti und Roma Baden-Württemberg, 2000

Alle Rechte vorbehalten

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Herausgebers ist es nicht gestattet, Teile
 des Werkes auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

Umschlaggestaltung und Layout: Jürgen Turas, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: Imprinta, Oberstdorf

Printed in Germany

ISBN 3-8257-0172-7

Kajetan Reinhard	„Die Gestapo hat dann eine Liste mit Namen vorgelesen“	114	Paul Weiss	„Sie haben sich mit ihrem Leben für uns eingesetzt“	220
Mina Reinhardt	„Die Schläge kann ich nicht vergessen“	124	Andreas Winter	„Es begann damit, daß sie uns vermaßen“	226
Olga Reinhardt	„Was war das für ein Weinen und Schreien damals“	128	Anton Winter	„Wir, die wir geblieben waren, haben gearbeitet und warteten auf die Zeit, zu der sie auch uns hole würden“	234
Ottlie Reinhardt	„Man hat den Tod riskiert, um etwas zu essen zu bekommen“	136	Maria Winter	„Wenn ich doch nur noch zu Hause gewesen wäre“	248
Valentin Reinhardt	„Wie ist mir das schwergefallen, niemand kann sich das vorstellen“	142	Oswald Winter	„Als ich nach Hause kam, war niemand mehr da“	258
Rosa Schmelzer	„Wir mußten die Sondersteuer bezahlen, die nur für die Juden und uns galt“	150	Die Ausstellung zum Buch	... weggekommen – Abschied ohne Wiederkehr	270
Maria Siegler	„Wer im Lager war, kann nur Böses erzählen, nichts Gutes“	158	Bildungsberatungsstelle Heidelberg		275
Franz Spindler	„Die Frauen und Kinder hatten sich verzweifelt gewehrt, weil sie wußten, daß sie ermordet werden sollten“	162			
Wilhelm Spindler	„Wir standen immer mit einem Bein im Grab“	168			
Gustav Steinbach	„Ich habe nach dem Krieg keinen Antrag auf Entschädigung gestellt“	172			
Heinrich Steinbach	„Und wir waren wieder – Menschen“	180			
Lisbeth Steinbach	„Ja, und wir haben keine Kinder“	188			
Margarete Steinbach	„Was soll ich sagen – daß wir keine Kinder bekamen“	194			
Rosa Steinbach	„Das können sie mit Geld nicht mehr gutmachen“	200			
Veronika Steinbach	„Mein Mann blieb bei seinem Entschluß, er sagte, er geht mit. So kam unsere ganze Familie fort“	204			
Sophie Trapp	„Meine Geschwister kamen ins Lager, und ich blieb alleine“	216			

Abschied ohne Wiederkehr

„weggekommen“ – ein Wort, das in vielen Berichten und Zeugnissen von Sinti vorkommt, die den Völkermord der Nationalsozialisten überlebt haben. „weggekommen“, das heißt, aus den Städten und Gemeinden deportiert worden zu sein, in denen die Familien oft seit Generationen gelebt hatten. Das heißt, einer Verfolgung ausgesetzt gewesen zu sein, die nicht nachvollzogen werden konnte, gegen die sich die Verfolgten nicht wehren konnten, denn die Verfolgung war unabhängig vom jeweiligen Verhalten des Einzelnen.

Zum Beginn des neuen Jahrtausends, am 16. Mai jährte sich zum 60. Mal die Deportation von insgesamt 2.500 Sinti und Roma in das sogenannte „Generalgouvernement“ Polen. Damals waren zum ersten Mal die Sonderzüge der Reichsbahn von Bremen, Hamburg bis in den Südwesten quer durch Deutschland gefahren. Ihr Ziel: das sogenannte „Generalgouvernement Polen“. Der Zweck, die künftigen Massendeportationen von Juden, Sinti und Roma organisatorisch vorzubereiten und zu erproben. Als Grundlage diente der Schnellbrief Heydrichs vom 17.10.1939 an die Chefis der Sicherheitspolizei, in dem mitgeteilt wurde, dass mit den Vorbereitungen für die Deportation aller „Juden und Zigeuner“ aus dem Reichsgebiet nach Polen zu beginnen sei.

Diese Verschleppung von deutschen Sinti und Roma im Mai 1940 – in der Sprache der Mörder verschleiern als „Umsiedlung von Zigeunern“ bezeichnet – markierte den Beginn der systematischen Deportationen durch die Nationalsozialisten in die Vernichtung.

Einige der Überlebenden, die hier zum ersten Mal über die traumatischen Ereignisse jener Verschleppung sprechen, wurden als Kinder und Jugendliche mit ihren Familien deportiert. Andere waren festgesetzt, zur Zwangsarbeit gezwungen, wieder andere jahrelang untergetaucht und auf der Flucht. Allen gemeinsam ist,

dass sie einen Großteil ihrer engsten Familienangehörigen verloren haben, dass sie im wahrsten Sinn des Wortes über jedes von Menschen ertragbare Maß hinaus mit qualvollen Dingen, die bis heute kaum oder nicht aussprechbar sind, konfrontiert wurden.

Dennoch legen sie Zeugnis über den Mord an ihren engsten Familienangehörigen, über den unersetzlichen Verlust, über ihre zerstörte Kindheit und Jugend und über die Wiederkehr ihrer Alpträume ab.

„Was man uns da angetan hat“, erzählt Mina Reinhardt, *„das kann ich niemals vergessen. Meine Schwester und ich können nichts vergessen und nichts verzeihen. Wir haben heute noch Alpträume von dem, was wir erlitten haben. Eigentlich wollte ich nicht mehr darüber reden, aber ich tue es jetzt für viele andere, die es nicht mehr können.“*

Im sechsten Jahrzehnt nach dem Völkermord legen sie Zeugnis ab für diejenigen, „die es nicht mehr können“, Zeugnis über die zunehmende Ausgrenzung im Alltagsleben, über den Ausschluss aus der sogenannten „Volksgemeinschaft“ und schließlich über die brutale Verschleppung. Sie legen Zeugnis ab über die grausamen Ereignisse in den Lagern, über die Zwangsarbeit oder die medizinischen Experimente.

Die Überlebenden bewahren in ihrem Gedächtnis nicht nur die Erinnerungen an diejenigen Menschen, die im Vernichtungsprogramm der sogenannten „Endlösung“ ermordet wurden. Sondern sie sind zugleich die Träger des kulturellen Erbes, der Sprache und Geschichte der Sinti und Roma. In den totalitären Vorstellungen der Nationalsozialisten sollte neben der Ausrottung der Menschen, jegliches Wissen und jede Erinnerung an die Sinti und Roma aus dem Menschheitsgedächtnis ausgelöst werden. Diese Last ruht schwer und ist kaum zu ertragen. Dies um so mehr, als ihre Erinnerungen jahrzehntlang bestritten und geleugnet wurden. Und selbst nach der Anerkennung des Völkermords an den Sinti und Roma aus rassistischen Gründen im Jahre 1982 durch den damaligen Bundeskanzler Schmidt werden bis auf den heutigen Tag noch immer die erlittenen Traumata einzelner Überlebender von Gutachtern, Ärzten und Behörden in Frage gestellt.

Dieser Zwang sich - gegen die Verleugnung - erinnern zu müssen, die Angst, jemanden oder irgend etwas vergessen zu können und auch die Qual, für das Erlittene keine angemessenen Worte zu finden, verdichten sich zur nicht enden wollenden Gegenwärtigkeit der Vergangenheit.

„Es war einfach furchtbar grausam, ich kann das nicht beschreiben. Ich will nicht mehr daran denken, aber es geht nicht, niemals, ich kann es nicht vergessen“, so beschreibt Hildegard Franz das Paradox, dass sie über die grausamen Ereignisse in den Lagern berichten will, aber es fehlen die Worte, um das ausdrücken zu können, was ihr widerfahren war. Zugleich wollte ihr und den anderen Überlebenden kaum jemand zuhören, wenn sie von dem zu sprechen versuchten, was sie niemals vergessen können.

Wer nicht in der Welt der Vernichtungslager gewesen war, war kaum fähig und willens zur Kenntnis zu nehmen, wozu Menschen fähig gewesen waren. Die Unmöglichkeit zu sprechen und die Weigerung zu hören, verdoppelten die Qual derer, die wussten, aber denen niemand Glauben schenken wollte. Dies gilt in besonderer Weise für die überlebenden Sinti und Roma, die dem mörderischen Vernichtungsprogramm der Nationalsozialisten entkommen konnten.

„Es ist immer zu wenig, aber wir sollten dennoch darüber sprechen. Wir wissen nicht wie wir es sagen sollen, uns fehlen die Worte, aber wir sollten es dennoch tun. Zeugnis ablegen.“ So skizzieren Jorge Semprun und Elie Wiesel - beide Überlebende des Konzentrationslagers Buchenwald - diesen unlösbaren Widerspruch, der sie jeden Tag im Leben nach der Welt der Lager begleitet.

Zu der Sprachlosigkeit und der Scham über das erlittene Unrecht kommt noch etwas anderes hinzu: die zwingende Aufgabe, nämlich Zeugnis für die Ermordeten ablegen zu müssen, deren Leben und Tod vor dem Vergessen zu bewahren. *„Schweigen ist verboten, Sprechen ist unmöglich“*, lautet bei Elie Wiesel der Kern dieses Paradoxes, das sowohl von der Angst, das eigene Gedächtnis zu verlieren, spricht, als auch von dem, was sich der Darstellung und dem Wort entzieht.

„Sprechen ist unmöglich, wir tun es aber trotzdem. Wir haben keine andere Wahl.“ Genau dies gilt für alle Überlebenden der NS-Verfolgungen, es gilt aber in besonderer Weise für die Angehörigen der Sinti und Roma, denn hier wurde die Tatsache des Völkermords Jahrzehnte lang geleugnet, die Erfahrung der Verfolgung bestritten. Hier gab es über zu lange Zeit keine Institutionen, die sich um einen Dialog mit den Überlebenden bemüht hätten.

Ein ganz herzliches Dankeschön an Ilona und Reinhold Lagrene. Ohne ihre Mitarbeit hätte dieses Buch nicht zustande kommen können. Sie haben die hier vorgelegten Interviews zum Teil in Romanes, zum Teil in deutscher Sprache geführt und übersetzt. In ihrem Beitrag „Erinnerung tut weh“ beschreiben sie sehr emphatisch, wie unverzichtbar und wichtig für die Überlebenden – und ihre Nachkommen – das Zeugnis geben wie das Zeugnis nehmen ist. Zeugnis nehmen ist das, was den nachfolgenden Generationen zu tun bleibt, als Verpflichtung unabhängig davon, zu welcher Volksgruppe oder Minderheit wir gehören.

Für die sensible Bearbeitung der Texte danke ich Herbert Heuß und Egon Schweiger. Weiterhin schließe ich in meinen Dank die Europäische Kommission, die Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg – Landesarbeitsgemeinschaft der Gedenkstätten, sowie die Stiftung Erinnerung für die finanzielle Unterstützung und Förderung der Herausgabe dieser Dokumentation.

Heidelberg, Juli 2000

Daniel Strauß

„Erinnerung tut weh ...“

von Ilona und Reinhold Lagrene

1. Die nicht überwundenen Erinnerungen Erfahrungen bei den Interviews

Eine Generation wurde fast ausgelöscht – somit auch beinahe die Zeugen, die der durchdachten und organisierten Maschinerie der Vernichtungslager entkommen konnten. Sie können heute durch ihre individuellen Zeitzeugenberichte dazu beitragen, dass der Völkermord an den Sinti und Roma für die Geschichte der Sinti und Roma in Deutschland und ganz Europa in einem angemessenen und historisch würdigen Kontext erinnert wird und das Unrecht gegenüber den Toten und den Lebenden im kollektiven Gedächtnis aufbewahrt wird.

Die Zeitzeugenbefragung der Überlebenden war keineswegs einfach. Die traumatischen Erfahrungen können nicht vergehen. Die nicht überwundenen Erinnerungen aus der Zeit des Nationalsozialismus, die in den aller meisten Fällen jahrelang verdrängt werden mussten, kehren immer wieder zurück. Die meisten von den Zeitzeugen sagten, dass es fast keinen Tag in ihrem Leben gebe, wo sie nicht an all das, was sie durchlitten haben, erinnert werden, dass sie selbst ein Produkt des Nationalsozialismus geworden seien, dass sie praktisch auch heute noch ums Überleben kämpften und doch letztlich nicht überleben werden. Daher seien sie praktisch gar keine Überlebende.

Vor allem Überlebende, die man sterilisiert hat, die keine leiblichen Kinder, keine Nachkommen haben, an denen sich somit der geplante Genozid der Nationalsozialisten, so lang sie leben, noch immer vollzieht, und nach ihrem Ableben sich erfüllt. Für die meisten war es das erste Mal, dass sie über ihr Verfolgungsschicksal befragt wurden. Sie haben in diesen Interviews bewusst als Zeitzeuge darüber geredet: „Danach hat man mich noch nie jemand gefragt“; oder: „Bisher habe ich mich geschämt darüber zu erzählen“. Und

nun fragte sie jemand, die wie sie selbst Sinti sind, und alles, was sie erleben mussten, nicht in Frage stellte. Die Interviews haben wir in den meisten Fällen in unserer Sprache, dem Romanes, gemacht, weil es den meisten Überlebenden so viel leichter fiel, über die Ereignisse ihrer Verfolgung und Leiden in der Zeit des Nationalsozialismus, und auch aus der Zeit danach von vielerlei Enttäuschungen, neuerlicher Erniedrigung und Verfolgung zu reden.

Die Zeit nach der Befreiung; diskriminierende Praktiken der Behörden und der sogenannten Ämter für Wiedergutmachung. Neuerliche Registrierung und Kennzeichnung von Sinti und Roma seitens der Polizei (z.B. Landfahrer-Zentrale Bayern) usw. Aber dennoch kann man nur schwer beschreiben, was es für die Überlebenden bedeutet hat, darüber zu reden. Zu verschieden sind die einzelnen Schicksale. Zu unterschiedlich ist der Mensch als Individuum, als dass man ein allgemeines Urteil abgeben könnte.

Die Tatsache, dass diese Interviews von uns, also von der zweiten Generation – wir, die wir Nachkommen von überlebenden Sinti sind –, gemacht wurden, bot den Interviewten Schutz. Sie konnten sicher sein, dass ihren Berichten ein hohes Maß an Aufmerksamkeit, Sensibilität, Verständnis und Vertrauen entgegengebracht wurde.

Schon in den Vorgesprächen und vor den eigentlichen Interviews wurden thematische Ebenen berührt, die für beide Seiten: für die Befragten, aber auch für die Fragenden, also in zweifacher Hinsicht, Grenzen aufzeigten. Grenzen, welche die Entmenschlichung und die Würde der Opfer und des einzelnen Überlebenden berühren.

Für uns selbst, die wir die Interviews mit den Überlebenden durchgeführt und somit die erzählten Ereignisse auch miterlebt haben, war es in diesem Fall bei der Befragung der Zeitzeugen von Vorteil, dass wir als Kinder von Überlebenden aufgewachsen sind, und in zweiter Linie aus den Erzählungen und Berichten unserer Eltern und Familie über diese Zeit, ebenfalls diesen traumatischen Gefühlen ausgesetzt waren und es auch heute noch sind. So haben wir vieles von dem verstanden, was für den einzelnen Zeit-Zeugen nicht immer präzise in Worte zu fassen möglich war.

Zum Beispiel die mitten im Sprechen über die Ereignisse plötzlich abrupt einsetzende Sprachlosigkeit. Oder das plötzliche Verstummen, das momentane Unvermögen die Dinge, die Abläufe und das Geschehen wiederzugeben. Dann ein krampfhaftes Kopfnicken, eine fahrig abwinkende oder unkontrollierte Bewegung der Hände, um so das Unaussprechbare zum Ausdruck zu bringen und begreiflich machen zu können.

Solche Situationen zu erkennen und zu erfassen, setzten die Befragten bei den Nachkommen von überlebenden Sinti und Roma voraus. Einige der Zeitzeugen sagten uns auch, *„weißt Du, mit Euch kann man darüber reden über das, was wir alles durchleiden mussten, Ihr versteht uns, aber viele können es nicht verstehen und schon gar nicht begreifen, was da geschehen ist. Dass man kein Mensch war, sondern nur eine Nummer, die mit Z anfing, das war unser Name, wir waren Namenlose“*.

Es war nicht immer leicht für uns die Berichte mit den Überlebenden zu machen, denn das Trauma der Verfolgung war und ist zu tief. Ihre Schilderungen über die Verfolgung wurden oft durch Weinen unterbrochen. Für uns als Fragende war es in diesem Moment eine Art Ohnmacht und wir fühlten uns hilflos, weil wir sie nur wenig trösten konnten, wenn die schmerzlichen Erinnerungen sie wieder in die Vergangenheit zurückholten. Viele Überlebende, die allermeisten, werden im Schlaf immer noch von ihren Erinnerungen eingeholt. Aber am Ende des Interviews sagten viele, dass sie nun erleichtert und froh seien, endlich über die Vergangenheit gesprochen zu haben.

Als wir dann die Interviews abschrieben, saßen wir oft da und mussten selbst weinen, denn man wurde von den Schilderungen der Zeitzeugenberichte, aus der NS-Zeit selbst auch eingeholt. Und manche der Zeitzeugenberichte, verfolgten einen selbst bis in den Schlaf. So wie die Berichte von meinen beiden Schwestern. Ich kannte zwar das Verfolgungsschicksal meiner Familie aus den Erzählungen meiner Eltern, als ich noch ein kleines Mädchen war, aber meine Schwestern, sie wussten noch so viele Einzelheiten und das, obwohl sie damals noch kleine Kinder waren, als sie am 16. Mai

1940 in Ludwigshafen mit meinen Eltern verhaftet und mit der ersten großen Deportation von ca. 1000 Menschen nach Asperg gebracht wurden. Sie wurden dann am 22. Mai mit den Sonderzügen der Reichsbahn, in die Konzentrations- und Vernichtungslager nach Polen gebracht. Sie waren während dieser ganzen Zeit ohnmächtig, sie konnten gar nicht begreifen, was da mit ihnen geschah.

Wir stellten uns die Frage: „Wie können wir umgehen mit den Grenzen ihrer und unserer Wahrnehmung, die dieser Ohnmacht, den Demütigungen und grausamen Entmenslichungen zugrunde liegen? Ist es denn notwendig und sinnvoll, dass die den Überlebenden ins Gedächtnis eingebrannten, demütigenden und erniedrigenden Ereignisse, die sie berichtet haben, in den schriftlichen Berichten tatsächlich im Detail wiederholt werden? Werden nicht gerade dadurch die Überlebenden und vor allem die Ermordeten, die Toten, von neuem erniedrigt und gedemütigt? Wozu das erlittene Leid, die erlittene Schande wieder ins Bewusstsein bringen? Wozu die Wunden wieder aufreißen, die bis heute kaum vernarbt sind, und dann von neuem aufbrechen und schmerzen?“

Wir als Befragende, deren Eltern Überlebende des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau waren, konnten vieles Ungesagte vernehmen. Ungeheuerlichkeiten, die lähmendes Grauen und Schweigen hervorrufen: Also Dinge und Ereignisse, die gerade in diesem Moment bei den Befragten, als auch bei den Fragenden nur für den Bruchteil einer Sekunde fast explosionsartig geistig und emotional in das Bewusstsein schießen, dann schon wieder unzugänglich gegenüber dem aufkommenden Gedanken, ihn mit allen seinen Folgen zu Ende zu denken, sich der unmittelbaren Emotion versperren.

Uns wurde bewusst, dass wir als Nachkommen auch unter Berücksichtigung kultureller und traditioneller Gründe uns dagegen wehren, dass diese ins Bewusstsein drängenden unausgesprochenen Ungeheuerlichkeiten, die man den Menschen, die man unseren Eltern, Großeltern, unseren Geschwistern; und so vielen anderen Familienangehörigen angetan hat, tatsächlich zugefügt wurden.

Darüber hinaus meinen wir, dass wir in keiner Weise das Recht haben, erlittene und beschämende Ereignisse, die diese Menschen uns erzählen, so darzustellen, dass Unrecht und Beschämung sich noch einmal wiederholen.

Denn dies würde auch bedeuten, dass wir Ihnen zufügen, was für uns, die wir zuhören, im Grunde unerträglich ist, nämlich wenn wir konkret und in allen Einzelheiten erfahren würden, was man ihnen alles angetan hat.

Nachteile, die in der voraus gegangenen Überlegung und in der Darstellung der Dinge liegen könnten, dass man als Angehöriger von Überlebenden der Minderheit, Fragen nicht stellt, sie nicht ausführlich oder nicht eindringlich genug betreibt, sind unserer Meinung nach nicht relevant. Denn in dem Maß, wie dieses Verhältnis zwischen den Fragenden und Befragten bewusst wird, kann man eine Grenze des „Aushaltbaren“ bestimmen, die sicherstellt, dass die Überlebenden nicht noch einmal überwältigender Scham ausgesetzt und bloßgestellt werden. Insofern glauben wir, dass die Vorteile einer Befragung aus der „teilnehmenden Perspektive der Angehörigen“ gegenüber den möglichen angesprochenen Nachteilen überwiegen. Und dass damit eine Dokumentation erstellt werden kann, welche die Aussagen der Überlebenden in einer würdigen und angemessenen Form wiedergibt.

2. Sinti und Roma in der Erinnerungskultur

Bis heute wurde in der Bundesrepublik – Deutschland der Völkermord an den Sinti und Roma aus rassistischen Gründen in seiner ganzen Komplexität nur unzureichend aufgearbeitet. Die heutigen Mahn- und Gedenkstätten gelten als zentrale Orte der historischen Erinnerung; darum ist die Frage, wie die Aufarbeitung des Völkermords in den Gedenkstätten vorgenommen und dokumentiert wird, in diesem Kontext sehr bedeutsam. Diese Orte – in der Regel Stätten der NS-Verfolgung – repräsentieren verschiedene Formen und Inhalte des Gedenkens. Darüber hinaus stehen sie regional, national und international als eindeutige Symbole für die historische

Einmaligkeit der nationalsozialistischen Menschheitsverbrechen. Diese Gedenkstätten sind nicht nur Orte der Erinnerung, des Mahnens und des Lernens, sondern zu aller erst sind sie Ruhestätten, an denen die Ermordeten ihren Ort haben. Deshalb kommt den Gedenkstätten primär die Aufgabe zu, an das Unrecht der nationalsozialistischen Barbarei, an das widerfahrene Leiden der Verfolgten und Ermordeten zu erinnern und dafür Sorge zu tragen, dass all dies Geschahene für die nachfolgenden Generationen durch entsprechende Darstellungen im Gedenken bewahrt bleibt.

Denn der nationalsozialistische Versuch der sogenannten „Endlösung“ zielte nicht nur auf die vollständige Vernichtung aller Menschen unserer Volksgruppe, die über Jahrhunderte in Deutschland lebten, sondern auch auf die völlige „Liquidierung“ unserer eigenständigen Kultur und Geschichte als Minderheit. Damit sollte die Erinnerung an ihre physische und kulturelle Existenz ausgelöscht werden. Wer in der Gedenkstätte in Auschwitz – Birkenau B II e war, der weiß, dass man sogar die Asche von den Menschen in die Wasserbecken schüttete, um auch noch die letzten Spuren der Menschen verschwinden zu lassen, so als hätte es sie nie gegeben.

Darum gilt es – wie in den nationalen und internationalen Gedenkstätten wie z.B. in Auschwitz, Buchenwald, Ravensbrück und Mauthausen bereits geschehen – auch in den regionalen und lokalen Gedenkstätten die Völkermordverbrechen an Sinti und Roma in ihre Ausstellungen mit aufzunehmen. Hierbei sind die Überlebenden und ihre Nachkommen in die Rezeption und Interpretation mit einzubeziehen. Gerade die „Zeitzeugenperspektive“ der Überlebenden gewinnt hier einen unverzichtbaren Stellenwert gegenüber manchen Instrumentalisierungsversuchen des Gedenkens für Zwecke der Politik.

Erfreulicherweise gibt es mit einigen regionalen Gedenkstätten – für die ich stellvertretend Neckarelz (Außenlager des KZ Natzweiler in Baden-Württemberg) nenne – Kontakte, Einladungen und Austausch. Hier sind in der Gedenkstättenarbeit Rückfragen, die sich auf das Schicksal von verfolgten Sinti und Roma beziehen, selbst-

verständlicher geworden. Und es bleibt zu wünschen, dass wir künftig gemeinsam überlegen, wie die Zusammenarbeit zwischen den Gedenkstätten und den Sinti und Roma noch intensiver gestaltet werden kann.

Es gehört mit zu den traumatischen Erfahrungen der Überlebenden – und dies kam auch in den Zeitzeugengesprächen immer wieder zum Ausdruck –, dass sie als Bürger einer Minderheit, die seit Jahrhunderten in Deutschland gelebt hatten und integriert waren, entrechtet, verfolgt und viele ihrer Angehörigen ermordet wurden. Nahezu jede unserer Familien hatte Opfer zu beklagen. Mit in diesen Kontext gehört, dass nach 1945 die Verleugnung des Völkermords an Sinti und Roma fort dauerte und dass damit den Überlebenden selbst ihre persönliche Leidensgeschichte bestritten wurde.

Wir sind uns sicher, dass jeder dieser alten Menschen, die heute die Möglichkeit bekommen, in den Gedenkstätten zu sprechen, darin auch ein Stück Anerkennung finden können, die ihnen zu lange versagt wurde.

Gleiches gilt für eine würdige Darstellung der Verfolgungsgeschichte der Sinti und Roma in den Gedenkstätten.

Ich sage dies vor allem im Hinblick auf das öffentliche Gedenken in den Städten und Gemeinden. Dort ist die Erinnerung an die Verfolgung der Sinti und Roma noch keineswegs Teil des öffentlichen Gedenkens. Waren es doch vor Jahren die Initiativen des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma und seiner Landesverbände, die würdige Formen des Erinnerns forderten. Und erst heute scheint sich ein Wandel in der öffentlichen Erinnerungskultur anzubahnen, der die Sinti und Roma „selbstverständlicher“ in das Gedenken einbezieht.

Es war im Jahr 1992, als wir uns an einige Städte und Orte wandten, um sie aufzufordern, eine Gedenktafel für die Sinti und Roma zu errichten und die Überlebenden, die ja Bürger dieser Städte und Orte waren, offiziell einzuladen und zu ehren.

Was auf diese Anfragen folgte, ist freilich ein Kapitel für sich: Zähle Schriftwechsel, zahlreiche – zum Teil abweisende – Gespräche. Die Überlebenden und ihre Nachkommen mussten beweisen, dass sie bzw. ihre Familien – unter den Augen der Bevölkerung – an ihren Wohnorten oder bei der Arbeit verhaftet und in die Konzentrations- und Vernichtungslager verschleppt worden waren.

In den Archiven Baden Württembergs beispielsweise sind fast keine Unterlagen vorfindbar, die Aufschluss über die Deportationen von Tausenden von Sinti und Roma geben können. Und gesehen hatte niemand etwas!! Wie etwa in Asperg. Angeblich hatte dort niemand etwas gesehen als fast 1000 Menschen den Berg hinauf getrieben wurden; begleitet und bewacht von der Polizei, die zum Teil kläffende Hunde an der Leine hielten. Und auch wieder, als sie hinunter zum Bahnhof gebracht wurden, wo die Züge der Reichsbahn schon bereit standen für die Deportation in die Konzentrations- und Vernichtungslager nach Polen.

Als wir bei der Gedenkveranstaltung am 16 Mai 1995 mit einigen der Überlebenden dieser Deportation den selben Weg von dem Gefängnis hinunter zum Bahnhof zurücklegten, konnte man wieder zahlreiche Bürger als Zuschauer auf der Straße oder hinter den Gardinen sehen; wie übrigens auf den Fotos auch, die jene Szenen vom Mai 1940 festhielten.

Hatte diese Deportation etwa nur deshalb nicht stattgefunden, weil nach dem Krieg keine Deportationslisten von dieser Aktionen aufzufinden waren, und ja niemand etwas gesehen hatte?

Die NS-Unterlagen über die damals deportierten Sinti und Roma in Baden-Württemberg waren alle verschwunden. Nur die Listen, die schon ab 1934 über die Erfassung ganzer Familien an ihren Wohnorten Auskunft gaben, die insbesondere in den Kriminalleitsstellen Stuttgart und Karlsruhe vorlagen, waren erhalten geblieben und konnten für die Recherche verwendet werden.

Und so begannen wir dann nach Überlebenden der Auschwitz-Deportationen wie auch denen in anderen Lagern zu suchen und

sie zu befragen: Über die Umstände ihrer Verhaftung, ihrer Verfolgung, über die Odyssee durch die Arbeits- und Konzentrationslager, nach den Orten, wo die Menschen gesammelt worden waren. Sie berichteten wie viele Familien und Personen es waren, was mit ihnen damals geschehen ist, über Ort und Zeitpunkt der Verhaftung und der Deportation. Sie schilderten den Verlust ihrer Angehörigen, das erlittene Unrecht, die Demütigungen, Entmenschlichungen.

Durch ihre Aussagen konnte ein Ablauf der Unmenschlichkeit und der Barbarei, die ihnen widerfahren war, aufgezeigt werden. Und erst danach wurde eine Zusage gegeben, eine Gedenktafel zu errichten. Diese war in der Regel verbunden mit einer Gedenkveranstaltung und einem Empfang für die Überlebenden.

Man konnte die Erleichterung und Freude ob dieser Würdigung und die gleichzeitige Erinnerung an die Ermordeten, die damit verbundene Trauer der Überlebenden um ihre Menschen nur unzureichend, eher schlecht als gut in Worten beschreiben. Zu tief waren die Gefühle, die mit dem Verlust der Nächsten verbunden waren und sind: Es wurde anerkannt und erinnert, an ihre ermordeten Kinder, Frauen und Männer, Eltern, Großeltern, und Geschwister und so vieler ihrer Verwandten mehr, und auch sie selbst wurden gewürdigt: Nach über fünfzig Jahren wurde durch eine Gedenkfeier und einen Gedenkstein die verleugnete Geschichte für jeden öffentlich sichtbar gemacht. Und trotz der Tränen konnte man auch zugleich eine gewisse Erleichterung in ihrem Gesicht erkennen, so als ob nun endlich alle Menschen wüssten, was man ihnen angetan hatte. Für viele von ihnen schien es nun so, als ob künftig niemand mehr den Völkermord an den Sinti und Roma in Frage stellen könnte.

Aber man muss an dieser Stelle auch die Vorgänge um die Gedenktafel in Tübingen nennen, also der Stadt, in der Dr. Robert Ritter mit seinen rassebiologischen Untersuchungen an Sinti und Roma begonnen hat. Wir wissen heute, dass die Rasseuntersuchungen für viele unserer Menschen zugleich Todesurteile waren.

Und ausgerechnet in Tübingen gab es erheblichen Widerstand gegen eine öffentliche Erinnerung an die Sinti und Roma. Schließlich konnte erst nach einer mehrjährigen politischen Auseinandersetzung eine Gedenktafel in Tübingen realisiert werden.

Was symbolisiert eine Gedenktafel, die öffentlich erstritten werden muss? Wenn eine Gedenktafel erst unter massivem Druck seitens der Opfer entsteht, dann muss man sich fragen, wie wahrhaftig mit dem Gedenken an den Völkermord an den Sinti und Roma umgegangen wird. Und es fällt einem bisweilen sehr schwer, den bedauernden Worten Glauben zu schenken.

Wir selbst, die in zweiter Linie Betroffenen, die Kinder von den Überlebenden, haben in den siebziger Jahren damit begonnen die begangenen Verbrechen des Nationalsozialismus an unserem Volk aufzuarbeiten und in das Bewusstsein der deutschen Gesellschaft zu rufen. Denn der Völkermord an den Sinti und Roma aus rassistischen Gründen wurde jahrzehntelang geleugnet. Nur durch die Bürgerrechtsbewegung der deutschen Sinti und Roma und deren Auseinandersetzung mit der Öffentlichkeit wurde der Völkermord an Sinti und Roma 1982 von der Bundesregierung durch den damaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt anerkannt.

Aber bis heute gibt es immer noch und wieder gesellschaftliche und politische Versuche den Völkermord an unserer Minderheit zu relativieren.

Gleichwohl gibt es – wenn der Schein nicht trügt – einige positive Anzeichen. Seit mehreren Jahren wird z.B. am 16. Dezember – dem historischen Datum des Auschwitz-Erlasses von Himmler im Jahre 1942 – im Bundesrat offiziell an die Völkermordverbrechen gegenüber den Sinti und Roma erinnert.

Auch die Einrichtung des Gedenktages an die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar, anlässlich der Befreiung von Auschwitz, hat dazu beigetragen, dass gerade diejenigen Opfergruppen, die bislang aus dem öffentlichen Gedenken weitgehend ausgeschlossen waren, stärker in das kollektive Gedächtnis aufgenommen wurden.

Neben der Trauer um die Toten und der Ehrung der Überlebenden gibt dieser Gedenktag auch ein Signal zur Auseinandersetzung mit der Verfolgungsgeschichte der Minderheit in den Bildungseinrichtungen. Und hier zeigt sich, dass der Satz: – man könne von der Vergangenheit für die Zukunft lernen – durchaus mehr als ein Lippenbekenntnis bedeuten kann.

Indirekt wurde auf diese Weise der Völkermord an den Sinti und Roma auch als Bildungsaufgabe in Schule und Unterricht getragen. Beispielsweise wurden in Kooperation mit dem Landesverband Deutscher Sinti und Roma eine Lehrerhandreichung herausgegeben, die Basisinformationen zur Geschichte und Gegenwart der Sinti und Roma enthalten. Weiterhin sollen Unterrichtsmaterialien erarbeitet und die Verfolgungsgeschichte der Sinti und Roma auch im Rahmen von Prüfungsthemen behandelt werden.



*„Mein Mann hat nicht
viel erzählt“*

Margot Bern
geb. 1923

Mein Mann wurde 1919 geboren. Seine Familie wohnte in Hanau, in der Karlstraße. Dort haben sie zuerst gewohnt. Später sind sie nach Wiesbaden in die Adlerstraße gezogen. Mein Mann und sein Vater arbeiteten auf den Flugplatz in Erbenheim, mein Mann hat da gelernt. Er wollte Flugzeugnieter werden, aber das durfte er dann nicht mehr, es wurde ihm verboten und er wurde entlassen. Mein Mann fand dann nur noch Arbeit bei einem Kohlenhändler in Bürstadt. Kurz bevor mein Mann von der Polizei abgeholt wurde, sagte ihm der Kohlenhändler, daß er ihn nicht mehr sehr lange weiter beschäftigen darf. Die von der Gestapo, die wollten, daß er meinen Mann entläßt.

Unsere Männer wollten gerade zur Arbeit gehen, es war morgens früh um 6 Uhr, als die Gestapo kam. Da sind sie geholt worden, im November 1939. Auch meine Schwägerin Frieda, die damals bei der Henkel in Wiesbaden gearbeitet hatte.

Die ganze Familie, auch den alten Großvater, hat die Gestapo herausgerissen und mitgenommen. Mein Mann, der Josef, hat so geweint. Als sie im Gefängniskeller waren, das war das Gefängnis in der Friedrichstraße in Wiesbaden, da haben die Wärter Wasser in den Keller laufen lassen, da ist ihm das Wasser bis zum Kinn gegangen, und wenn er nicht still geblieben wäre, dann hätten sie ihn ertränkt.

Die Männer kamen alle in das Konzentrationslager nach Dachau, im Januar 1940. Vom Lager aus wurden sie zur Zwangsarbeit bei der Messerschmitt eingesetzt.

Mein Mann war in Dachau, Mauthausen und in Sachsenhausen. In diesen drei Konzentrationslagern war er. Einmal wurde Tabak gestohlen in einem der Lager, ich weiß nicht mehr, in welchem das war, und die SS hat meinen Mann beschuldigt, dabei hatte er mit dem Tabak gar nichts zu tun gehabt. Er hatte davon gar nichts gewußt. Die SS hat ihn unter die kalte Dusche gestellt. Das war eine Folter, unter die eiskalte Dusche gestellt zu werden. Da stand mein Mann, bis einer von den Kappos kam und sagte: "Nein, der da hat nichts mit der Sache zu tun, ich habe es heraus bekommen, es waren die Spanier, die Spanienkämpfer."

Mein Mann ist danach schwer krank geworden, er kam in die Krankenbaracke. Nachdem es ihm wieder besser ging, kam er zum Essenaustragen, da hat er von einem der anderen Häftlinge immer ein bißchen mehr zu essen bekommen. Das ging so, bis einer von den Kapos das gesehen hat. Deshalb ist der Josef dann weggekommen, nach Sachsenhausen oder Mauthausen. Das waren die drei Lager, wo mein Mann war: Dachau, Sachsenhausen und Mauthausen.

Meine Schwägerin Frieda hat auch so viel mitmachen müssen. Sie war in Auschwitz. Vorher, ich weiß nicht, wo das genau war, da waren Russinnen oder Polinnen als Zwangsarbeiterinnen, und meine Schwägerin war so etwas wie eine Vorarbeiterin. Flugzeuge haben sie da gemacht, Messerschmitt. Meine Schwägerin hatte solche Angst gehabt, denn wenn da irgend etwas vorgekommen war, wenn es hieß Sabotage, dann wurde sie für alles verantwortlich gemacht. Wenn eine Schraube verkehrt eingesetzt war, wenn etwas falsch gemacht wurde, das ist alles auf die Frieda gekommen. Meine Schwägerin hatte Löcher im Kopf von den Schlägen, die sie damals bekommen hatte. In die Narben konnte man die Finger reinlegen, so tief waren die.

Die Frieda hat mir einmal erzählt, daß sie aus einem Lager, ich weiß nicht mehr, wie das hieß, auf ein Schiff gehen sollte. Alle Häftlinge aus dem Lager sollten evakuiert werden. Viele sind auf das Schiff gegangen, das Schiff war schon überfüllt. Die Frieda stand noch in der Reihe vor dem Schiff, sie wäre eine der nächsten gewesen, als es hieß, daß Schiff sei schon überfüllt. Sie stand kurz davor, und auf einmal hieß es, alle anderen gehen wieder zurück. Das Schiff sei dann in der Nordsee gesprengt worden, hat mir die Frieda erzählt, das Schiff sei nie irgendwo angekommen. Meine Schwägerin wurde von den Russen befreit.

Der Vater meines Mannes war auch in Dachau. Auf dem Weg zur Zwangsarbeit haben die Bauern heimlich Runkelrüben zu den Häftlingen geworfen, damit die Häftlinge etwas zu Essen hätten. Mein Mann nahm auch eine und ist damit zu seinem Vater, er wollte ihm so eine Rübe mit den Zähnen klein machen, damit

der Vater etwas ißt. Dabei ist mein Mann von einem Kapo gesehen worden, der Kapo ist hin und hat dem Josef seine Mütze weggenommen und hat sie weggeschmissen. Das war ja da sehr schlimm, wehe, wenn einer ohne seine Mütze ins Lager zurück gekommen ist, der Kapo wollte ihn dran kriegen.

Als mein Mann und sein Vater in das Lager zurückkamen, haben die SSler den Vater gefragt, ob er auf seinen Sohn stolz ist. Der Vater hat ja gesagt, und dafür wollten sie ihn peitschen, sie wollten ihn auf den Bock legen und auspeitschen. Josef, mein Mann, hat sich dann für seinen Vater auf den Bock legen lassen, da haben sie ihn ausgepeitscht. Zwanzig Schläge hätte er bekommen sollen, und er hätte jeden Schlag zählen müssen. Er konnte immer nur bis fünf zählen, und er hätte bis zwanzig zählen müssen, der Schmerz war so groß, daß er es immer nur bis fünf geschafft hat. Danach ist er wieder in die Krankenbaracke gekommen. Das sind so einzelne Sachen, die er mir gesagt hat, er hat immer nur Bruchstücke erzählen können.

Die Nazis haben jungen Burschen im Lager aufgehängt und die Häftlinge mußten vorbei marschieren. Die Kinder hatten etwas geklaut oder was auch immer, und da hat die SS sie gehängt. Die anderen Häftlinge mußten unter den armen Buben, die da aufgehängt waren, durchmarschieren. Ja, das waren doch Kinder.

Das war auch in Dachau, da haben sie meinen Mann in den sogenannten Bunker gesteckt, weil er seinem Vater helfen wollte. Der Bunker war so eine Kiste, da haben sie ihn rein. Es gab nur ein kleines Loch, durch das etwas Helligkeit reinkam. Mein Mann konnte sich nicht anlehnen, denn es waren Nägel eingeschlagen, und der Bunker war so klein, daß er sich nicht aufrichten konnte. Er konnte nicht gerade stehen und nicht sitzen. Mein Mann hat gebetet, daß ihm der Heiland doch hilft. Und wie er damals den Heiland gesehen hat in dem Kasten, und da sagte er zu sich, „Ich komme hier wieder raus“. Ich habe mir das damals alles nicht vorstellen können, aber mein Mann sagte später zu mir, daß er gewußt hat, daß er wieder aus dem Bunker raus kommt.

Mein Mann hat nicht viel erzählt von den Sachen, die er im Konzentrationslager erleben mußte. Er war schon froh, wenn er einen Teil erzählen konnte. Er sagte mir immer wieder, ich soll unseren Kindern nichts davon sagen, er wollte kein Haß. Er selbst haßte auch nicht, er war irgendwie kalt. Er sagte: „Es waren die braunen Zeiten“.

Mein Mann, der Josef, ist von den Amerikanern befreit worden. Das Lager wurde bombardiert und er und noch ein paar Häftlinge sind in den Wald geflohen. Dort haben sie sich versteckt, bis die Amerikaner gekommen sind, so sind sie befreit worden.

Mein Mann hat seine Familie verloren, die Mutter, den Vater und zwei Brüder. Dabei waren sie als Soldaten bei der Wehrmacht, bevor mein Mann und die anderen alle ins Lager kamen.

Sein Bruder Heidemann konnte nach Frankreich fliehen. Er hatte einen Urlaubsschein bekommen und er ist mit seiner Familie nach Frankreich. Aber auch dort mußten sie sich verstecken, es gab auch dort viele Nazis, nicht nur in Deutschland.

Aber der Heidemann, der hat sich und seine Familie trotz der Illegalität durch den Krieg gebracht. Als der Krieg aus war hat er Pferde gekauft, er und seine Familie kamen mit den Pferden bis nach Wiesbaden. In Wiesbaden trafen sich die wenigen, die überleben konnten. Mein Mann und ein anderer Bruder, der Hugo, sind auch wieder nach Wiesbaden zurück gekommen. Die Familie war ja aus Wiesbaden. Dort hatten sie vor dem Krieg schon einen Pferdehandel besessen und nach dem Krieg haben sie das Geschäft ihres Vater wieder aufgebaut und mit Pferden gehandelt. Mein Mann war fünfundsechzig Monate im Lager, das hat er mir immer wieder erzählt.

Einmal hat er so angefangen zu weinen, das war am 1. Mai. Wir waren in Heidelberg zu Besuch und saßen beide unten am Neckar. Auf einmal fing der Josef an zu weinen. Ich frage, warum er so weint, heute am 1. Mai. Er sagte, daß er daran denken müsse, wie sie einmal am 1. Mai ein halbes Brot bekommen haben. Wegen

dem halben Brot hat er geweint. Er weinte um seine Mutter. Seine Mutter ist in Auschwitz ermordet worden.

Bis zuletzt, bis er starb, kämpfte mein Mann um seine Entschädigung. Für fünfundsechzig Monate im Konzentrationslager hat er siebentausendfünfhundert Mark bekommen, als Haftentschädigung und Berufsschaden. Für die lange Lagerzeit hat er noch nicht einmal die Mindestrente bekommen. Es steht alles in seinen Akten, da kann man sehen, wie es damals war.





„Wir vergaßen Zeit und Raum“

Herbert Birkenfelder
geb. 1929

Unsere Familie lebte damals in Heidelberg, in der Altstadt. Wir hatten unser Auskommen, denn zu der Zeit betrieb mein Vater einen Stoffhandel, er belieferte hauptsächlich Damen- und Herrenschneider und verdiente damit unseren Lebensunterhalt. Ich bin in Heidelberg 1936 noch eingeschult worden, in die Schule in der Sandgasse. Wir wohnten damals in der Kleinen Mantelgasse. Die meisten Sintifamilien wohnten damals in der Heidelberger Altstadt, viele Familien lebten schon seit Jahrzehnten oder gar Generationen dort. Aber nachdem die Nationalsozialisten an die Macht gekommen waren, wurde es für uns immer schlechter. In den Jahren 1936 und 1937 mußten die Sintifamilien Heidelberg verlassen, wir waren unerwünschte Bürger in Heidelberg geworden

Wir zogen danach zuerst nach Rastatt zu meinem Onkel, dort starb unsere Mutter. Unser Vater ging dann mit uns nach Ludwigshafen, wo einige unserer Verwandten lebten, die auch Heidelberg hatten verlassen müssen. Kurze Zeit später mußte unser Vater seinen Stoffhandel einstellen und er wurde zwangsverpflichtet. Er arbeitete als Kraftfahrer in einer Metzgerei.

Anfang 1940 wurde unser Vater zur Wehrmacht eingezogen. Und noch während seiner Ausbildung bei der Wehrmacht wurden alle unsere Verwandten in Ludwigshafen verhaftet, das war am 16. Mai 1940. Zuerst brachten sie die Sinti nach Asperg, von dort hat man sie am 22. Mai 1940 nach Polen in die verschiedenen Gettos und Konzentrationslager deportiert. Dort wurden die meisten von ihnen ermordet. Nur wenige überlebten die Lager und kehrten nach 1945 wieder nach Heidelberg zurück.

Mein Vater wurde nach Abschluß seiner Ausbildung bei der Wehrmacht nach Norwegen versetzt. Von da kam er nach Rußland, wo er im September 1941 an dem Feldzug gegen Rußland teilnahm, aber schon ein paar Tage danach, am 5. September 1941, fiel Vater in Rußland. Das war für mich und meine Schwester Gisela furchtbar, nun hatten wir auch unseren Vater verloren, nun hatten wir keine Eltern mehr.

Als Vater damals zum Militär eingezogen wurde, nahm uns Kinder unser Onkel in Rastatt zu sich. Er selbst war damals auch Soldat, aber er wurde 1942 aus der Wehrmacht entlassen, wie viele von uns, weil sie Sinti waren. Es hieß damals „aus rassischen Gründen“. Genauso gab es das Schulverbot für uns Kinder, die damals in die Schule gingen, da wurden wir aus der Schule ausgeschlossen. Es war für uns Sinti verboten, für uns galt damals das gleiche wie für die Juden, man wurde aus dem öffentlichen Leben einfach ausgeschlossen.

Als mein Onkel damals 1942 aus der Wehrmacht entlassen wurde, haben sie ihn gleich anschließend mit seinen zwei Töchtern und seinem Sohn, der war damals doch erst zwölf Jahre alt, zwangssterilisiert. Damit wir nicht auch sterilisiert werden, schickte uns unser Onkel zusammen mit einer Tochter, der Rosine Birkenfelder, im Sommer 1942 nach Müllhausen, zu Verwandten nach Frankreich. So konnten wir der Zwangssterilisation entgehen.

Aber dort in Frankreich waren wir auf Dauer auch nicht sicher, und so flüchteten wir mit unseren Verwandten von Müllhausen nach Belfort und versteckten uns in den umliegenden Wäldern von Ballon d'Alsace. Da das Gebiet in der Nähe der Schweiz lag, wurden dort immer wieder Kontrollen durchgeführt. Deshalb flüchteten wir weiter ins Innere von Frankreich, in die Gegend von Lyon, wo wir uns über den Winter 1942/43 versteckten.

Unsere Verwandten und wir mußten uns in dieser Zeit oft in Notunterkünften verstecken. Im Frühjahr 1943 ging es weiter in die Wälder von Clermont-Ferrand. Wir waren immer auf der Flucht. Am schlimmsten war für uns Kinder der Hunger. Es gab kaum etwas zu essen und manchmal hatten wir tagelang gar nichts zu essen. Da wir jedem Wetter ausgesetzt waren, wurden wir oft sehr krank. Medikamente hatten wir nicht und zum einen Arzt zu gehen wagten wir auch nicht. Wir hatten Angst, daß uns jemand verrät. Wir hatten Angst vor der Deportation in ein Konzentrationslager. Es gab auch in Frankreich ein weitverzweigtes Netz von KZ.-Lagern.

Alle machten Jagd auf uns. Wir mußten oft in der Nacht unsere Verstecke wechseln, um nicht verhaftet zu werden. Wir Kinder wurden immer öfter krank, wir hatten fast immer schlimme Erkältungen und hohes Fieber. Wir waren immer hungrig. Es war einfach furchtbar, was wir da alles mit gemacht haben. Unter all diesen Entbehrungen litten wir Kinder besonders schwer.

Im Winter 1943 waren wir in Toulouse, und wir vergaßen Zeit und Raum. Wir schliefen manchmal unter Brücken, in alten, leeren Häusern und in Unterständen in den Wäldern, die oft feucht und naß waren. Wir versteckten uns überall, nur damit sie uns nicht finden konnten. Und immer die Angst, Tag und Nacht, bei jeden kleinen Geräusch entdeckt zu werden.

Das kann sich kein Mensch vorstellen. Ich habe heute immer noch diese Angstzustände und diese Alpträume. Ich wache in der Nacht auf und bin schweißgebadet. Und auch heute noch, wenn ich große Hunde sehe, bekomme ich Angstzustände. Auch heute noch nach all den vielen Jahren, denn die Suchtrupps hatten immer solche großen Hunde dabei, um uns aufzuspüren.

Das Kriegsende erlebten wir in der Gegend von Metz. Danach sind wir dann wieder nach Hause gegangen, nach Rastatt. Dort haben wir dann erfahren, daß siebenundzwanzig Personen aus unserer Familie nicht überlebt haben, sie wurden von den Nazis ermordet, man hat sie erschossen oder sie sind verhungert.

Nicht mehr verfolgt zu werden, nicht bei jedem Geräusch zu erschrecken, das dauerte eine Zeit. Nur langsam habe ich mich wieder an das normale Leben gewöhnt. Ich wurde dann Kaufmann, heiratete und habe zwei Kinder. Heute bin ich Großvater von drei Enkelkindern. Die Kinder und Enkelkinder sind für mich Grund dafür, daß sich eine solche Entmenschlichung nie mehr wiederholen darf. Das wünsche ich mir von ganzem Herzen, und dafür kämpfe ich heute.

Die Entschädigung damals, das war eine menschenunwürdige Angelegenheit. In den Behörden waren meist noch die gleichen Be-

anten, die viele unsere Angehörigen in die Konzentrationslager eingeliefert haben. Es ist ein Skandal, wie die einzelnen Behörden mit den Menschen, die die Lager überlebt haben, umgegangen sind. Man hat ja damals immer noch den Völkermord an unserer Minderheit geleugnet. Ich selbst habe erst 1982 die fünftausend Mark aus dem Härtefonds bekommen, das war alles, was ich je an Entschädigung bekommen habe.

Erst als dann Ende der Siebziger Jahre die Bürgerrechtsbewegung der deutschen Sinti entstand, ich war da von Anfang an mit dabei, und erst als wir in der Öffentlichkeit protestierten, kam Bewegung in die Sache. Nach vielen Protesten, nach dem Hungerstreik in Dachau wurde 1981 dann durch den damaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt der Völkermord aus rassistischen Gründen an den Sinti und Roma von der Bundesregierung anerkannt.

Seit der Entstehung der Bürgerrechtsbewegung der deutschen Sinti und Roma bin ich im Vorstand des Zentralrats deutscher Sinti und Roma in Heidelberg und seit 1990 als leitender Referent in der Bundesberatungsstelle tätig, wo ich mich für unsere Minderheit und gegen jede Benachteiligung und Ungerechtigkeit einsetze.



Verwandte von
Herbert Birkenfelder



*„Aber die Angst haben
wir einfach nicht
weg gekriegt“*

Anna Dörr,
geborene Reinhardt

geb. 1920

Mit sieben Jahre bin ich in Köln am Rhein zur Schule gekommen. Unser Lehrer hieß Weiterhagen. Wir sind dann von Köln weg nach Silz, dort bin ich weiter in die Volksschule gegangen. Mit elf Jahre ging ich zur Ersten Kommunion. Ich hatte dort in Silz eine Lehrerin, Fräulein Vondername, die hat mich noch eingekleidet für die Kommunion. Unsere Familie war damals noch auf Reisen, ich bin in den Orten an der Mosel in die Schule gegangen, wo wir eben waren. Bad Kreuznach zum Beispiel, und natürlich in meinem Heimatort Meckenheim bei Sobornheim.

Zwischen 1935 und 1936 sind wir nach Frankfurt gezogen. Unser Vater arbeitete bei der Firma „Iloch und Söhne“, das war ein Bauunternehmen und unser Vater war dort Vorarbeiter. Wir haben in einem Dorf vor Frankfurt, in Bergen, bei einem Bauern gearbeitet, der hieß Fix. Wir haben ganze Felder bestellt mit Kartoffeln, Dickrüben, Zuckerrüben. Wir bekamen vom Bauern Essen und wir haben in der Woche dreizehn Mark bekommen.

Unser Vater hatte von früher her einen Gewerbeschein und unsere Mutter hatte genauso ihren Gewerbeschein. 1935 hatten meine Eltern einen Platz gekauft bei Idar-Oberstein, in Beerenbach. Ein großer Wiesenplatz mit vielen Bäumen. Unser Vater hat den Kaufpreis einbezahlt, vom Notar wurde alles eintragen und beglaubigt. Ich habe noch alle Unterlagen, aber es hat uns nichts getüzt. Obwohl unser Vater gearbeitet hat, obwohl wir von unserer Familie alle gearbeitet haben, ist unser Vater in ein Lager gekommen. Wir waren bei den Bauern, alles haben wir gearbeitet, die ganzen Felder bestellt, alles. Ich bin oft geholt worden, um bei anderen Familien zu putzen. Ich habe dann noch in Frankfurt in einem Kiosk und in einer Gartenwirtschaft gearbeitet, immer mit Karte für das Finanzamt, ich habe meine Steuern bezahlt.

1936 gab es dann schon ein Lager in Frankfurt, wir mußten auf diesen Platz ziehen. Es waren schon einige Wagen dort, und auf einmal gab es einen Lagerkommandanten, den Himmelheber. Und ebenso plötzlich waren unsere Männer weg. Keiner hat gewußt, wohin. Die Frauen hatten alle kleine Kinder. Keiner hat gewußt, wo die Männer hingekommen sind. Nach sechs Wochen kam eine Karte: „Wir sind hier in Dachau, uns geht es gut“. Mein Vater,

mein Bruder und noch viele andere waren alle auf diesem Transport. Mein Bruder war damals achtzehn Jahre alt, ich war sechzehn Jahre alt. Die Post ist durch die Zensur gegangen, sie mußten schreiben, daß es ihnen in Dachau gut geht, daß sie gesund sind. Sie durften kein Wort zuviel schreiben. Es war nur ein Bescheid, daß sie dort in Dachau im Lager sind, sonst weiter nichts.

1937 oder 1938 kamen zu uns nach Frankfurt in das Lager in der Dieselstraße ein Doktor Stein und eine Frau. Zuerst haben sie Kaffee bei uns getrunken, und dann haben sie uns auf das Gericht gebracht. Dort wurden wir vermessen, die Nase, die Lippen, die Ohren, der Mund, die Haare. Danach haben sie uns eingestuft, welcher Abstammung wir sind. Ich hatte zum Beispiel braune Haare und wurde als sogenannter Zigeuner-Mischling eingestuft. Wir durften danach in der Straßenbahn nur auf der Plattform fahren. Gleich danach gab es für uns auf dem Platz Ausgangssperre. Wir durften nicht mehr raus aus dem Lager. Wenn später Luftalarm war, durften wir nicht in den Luftschutzbunker.

1938 oder 1939 waren Verwandte von uns in Frankfurt, der Bubi, der war im Afrika-Korps ein hoher Soldat. Er und noch vier andere Soldaten, alles Sinti. Die Eltern von dem Bubi, die waren kurz vorher in ein Lager gekommen. Da ist der Bubi auf und hat offen gesagt, wenn die Nazis die Eltern internieren und in ein KZ bringen, dann brauchen wir auch nicht für das Deutsche Reich zu kämpfen. Er hat dann nicht mehr gedient. Viele von uns waren zuerst noch bei den Soldaten.

1940 kam ich weg, im September. Zuerst holten mich die Polizisten hier in Frankfurt ab und brachten mich in das Gefängnis. Ich habe so geweint. Die Zellen waren wie Käfige. Danach kamen wir mit dem Zug nach Halle, dort waren wir eine Nacht lang. Von dort kamen wir nach Berlin, in das Gefängnis am Alexanderplatz. Ich kam dann in das Berliner Lager Marzahn. Dort waren bereits viele Sinti. Ich hatte großen Hunger dort, und es gab immer nur dünne Erbsensuppe. Als ich nach einmal nach vorne ging, um die Suppe zu holen, sagte ich zu der Aufseherin: „Immer Suppe, immer Suppe, hier ist doch der Hitler, da muß es doch auch Brocken

geben“. Mir war damals gar nicht bewußt, was ich da über den Hitler gesagt habe.

Von Marzahn aus gingen immer Transporte, jede Woche ein Transport in die Konzentrationslager. Eine Woche, nachdem ich das über den Hitler gesagt hatte, war ich dran. Ich kam auf Transport in das Konzentrationslager nach Ravensbrück.

Im Lager Ravensbrück waren auch andere Frauen von uns. Ich traf gleich bei meiner Ankunft eine Blockälteste, die war von Frankfurt. Sie fragte mich, von wo ich käme, und ich antwortete: „Von Frankfurt“. Sie fragte mich, ob ich ein bestimmtes Hotel dort kenne. Ich sagte ja, und das war das Hotel von ihrem Onkel. Deshalb half sie mir, sie sagte, ich solle bei der Einteilung auf die B-Seite gehen, das war ihre Seite. So war ich bevorzugt, so konnte mir am Anfang nichts passieren.

Von 1939 an war Ravensbrück ein deutsches Frauenkonzentrationslager. Die Aufseherinnen waren wie die Hunde. Eine hieß Lehmann, die hat einer Bürgerländerin, einer Sinteza aus dem Burgenland, einen Tritt gegeben, so daß ihr Blut bis an die Decke spritzte. Eine andere, die in meinem Block Aufseherin war, hieß Ravenstein, die war genauso wie die Lehmann.

Es war schon kalt, da war eine ältere Frau, so eine schmale, sie sagte nur: „Ich heiße Petermann“. Wir mußten Bäume pflanzen damals, und ich half ihr, weil sie mir so leid tat. Ich machte einen Teil ihrer Arbeit mit. Arbeiten mußten wir genug. Als ich später zur Untersuchung in der Klinik war, sagte der Professor zu mir: „Frau Dörr, ihre Füße sind kaputt“, und ich antwortete: „Ich weiß, warum meine Füße kaputt sind, das war eine Zeit, wo wir in Holzpantoffeln Schwerarbeit machen mußten“. Mit der Schubkarre, bei den Ziegeln, wir mußten Eisen holen, wir mußten Sand fahren. Denn damals ist das Lager ja erst aufgebaut worden. Das war schwere Arbeit, im Winter. Ausschachten, Planieren, Kabel und Rohre legen, das haben wir alles gemacht, wir haben das Konzentrationslager selbst aufbauen müssen.

Es war zu viel schwere Arbeit. Bei allem wurden wir eingesetzt. Ich kam auch zu den Loren, das war eine schlimme Arbeit. Wenn die Loren bei uns unten ankamen, dann sprangen sie manchmal aus den Gleisen, denn es ging bergab. Die Loren waren schnell, die hatten ein hohes Tempo. Wir mußten die Loren voll beladen mit Sand oder mit Steinen. Dann mußten wir die Loren schieben, wehe, wenn man da gefallen ist, dann war man zerschmettert. Zum Beladen mit Steinen bekamen wir Stoffhandschuhe. Wir mußten uns die Steine zuwerfen, in zehn Minuten waren die Handschuhe nur noch Fäden, mit denen wir unsere Hände nicht schützen konnten. Man mußte auch aufpassen, daß man von den Steinen, die geworfen wurden, nicht getroffen wurde. Jedenfalls waren meine Hände blutig, so daß mein Blut in den Sand tropfte. Ich hatte keine Haut mehr auf den Händen. Die Aufseherin hat das gesehen und wollte gerade, daß ich ihr meine Hände zeige. In diesem Moment schrie eine von den Frauen in unserem Kommando, ein Schrei um Hilfe, so fürchterlich. Es war eine Jüdin, die ich kannte. Der Hund einer Aufseherin hatte sie gebissen, er hatte ihr ein ganzes Stück Fleisch herausgebissen. So ein Schrei, so ein Schrei, daß es mir durch und durch ging. So ein Schrei.

Es war eine sehr, sehr schwere Arbeit, die wir da machen mußten. Es gab immer Arbeit, man war nie ohne. Wir waren zehn Frauen und mußten die Lagerstraße planieren. Die Lagerstraße mußten wir mit einer großen Walze planieren. Wir zehn Frauen mußten die Walze schieben. Dann wurde ich zum Sandschippen eingeteilt, zusammen mit Frauen von uns aus Karlsruhe. Einmal wollte eine von den Frauen fliehen, sie hatte gemerkt, daß gerade kein Strom im Zaun war. Aber sie ist im Moorgebiet gelandet, sie wurde gefangen und kam in den Strafblock. Im Bunker mußte sie im Wasser stehen, es gab nichts zu trinken, kein Brot, dort haben die Nazis die Frau ermordet. Ich sah, daß sie die Frau mit nassen Laken geschlagen haben, bis sie tot war. Ich war auf der Lagerstraße ein gutes Stück weg, da sah ich, wie sie die Frau raus getragen haben, ich schrie: „Seht, seht, sie haben die Frau ermordet, sie haben sie umgebracht“. Eine von den Frauen hat mir den Mund zugehalten.

Wenn ein Häftling fliehen wollte und der Zaun stand unter Strom, das war furchtbar. Wir wurden immer daran vorbei geführt, damit wir uns das ansehen sollten. Damit keine auf die gleiche Idee kommt. Als Abschreckung. Eine, die es auch versuchen wollte, ist tot runter gefallen, von der ist der Finger oben an dem Zaun hängengeblieben. Den Finger haben sie hängengelassen.

Ich kam dann in ein Kommando, das kann ich nicht vergessen, in meinem ganzen Leben kann ich das nicht mehr vergessen. Nie in meinem Leben kann ich das vergessen. Wir mußten Steine tragen. Wahrscheinlich kam ich da in ein Strafkommando, ich weiß nicht warum. Eine von den Aufseherinnen befahl uns, unsere Jacken aufzumachen und die Steine in die Jacke zu legen, so mußten wir die Steine tragen. Es war kalt, und wir mußten Steine in unsere Jacken legen, große Steine. Ich war schon krank gewesen, ich hatte Bauchtyphus, das war 1942. Ich habe nur noch gebetet, daß Gott mir hilft das durchzustehen. Dieses Kommando war zu schwer gewesen. Ich hätte den Nachmittag nicht überlebt. Zum Glück wurde ich mittags anders eingeteilt, ich glaube, ich hätte den Nachmittag nicht mehr erlebt, es war zu schwer, zu schwer, es wäre mein Tod gewesen.

Ich kam dann in ein Werk, in eine Fabrik, wo wir Pelze zugeschnitten haben, da wurden sie nur halb genäht, und wurden danach in die Nähstube gebracht. Ich mußte die Felle zum Nähen tragen.

Anschließend kam ich zum Stubendienst. Es gab nur kaltes Wasser zum Putzen. Wenn wir im Flur aufgewischt haben, war die eine Seite gefroren bis wir auf der anderen Seite fertig waren. Von da habe ich mein Rheuma. Wenn wir einmal Wäsche bekamen, dann sahen wir die Schußlöcher in den Kleidern. Oft gab es Strafarbeit. Es kam einer von der SS, so ein Dicker, der wischte mit seinen Fingern über die Tür, und obwohl da kein Staub war, gab es Strafarbeit. Es gab dort den Stubendienst, der für die Sauberkeit zuständig war, aber von der SS war alles nur Schikane. Es hieß zur Strafe stehen, eine Woche Kostentzug, und eine Woche stehen, stehen.

Dann wurde ich in Ravensbrück krank. Beim Anstreichen, wir mußten die Häuser von außen streichen, ich war auf dem Gerüst ganz oben, wenn ich von dort oben runter kam, war ich wie betrunken. Das kam von der grünen Farbe, ich konnte nicht mehr gerade laufen. Ich sollte mich im Revier melden, auf einmal ist es mir schlecht und schwindlig geworden, ich bin umgefallen. Die vom Pflegedienst haben mich aufgefangen und in das Dienstzimmer von der Lagerärztin gebracht. Ich bekam eine Tablette, es gab nur zwei verschiedene Tabletten, entweder rot oder weiß. Es war egal, was du hattest, ob Typhus oder Malaria, es gab nur die rote oder die weiße Tablette. Ich bekam noch etwas gespritzt, ich weiß nicht, was es war. Es ging bei mir jedenfalls auf Leben oder Tod. Ich habe da eine Weile gelegen bis ich wieder die Augen aufmachen konnte. Ich sah alles verschwommen vor meinen Augen. Die Lagerärztin hat mich genommen und nebenan in einen Raum gelegt, dort lag ich auf dem Boden. Es war stockdunkel, seither habe ich diese Angst, wenn es dunkel ist. Ich habe mich an die Wand gestellt, wie oft ich wohl zusammen gesackt bin, das weiß ich nicht. Aber ich bin immer wieder aufgestanden, weil ich Angst hatte, mich hinzusetzen und einzuschlafen und nicht mehr aufzuwachen. Erst abends um zehn Uhr haben sie mich dort wieder gefunden. Ich fragte die Ärztin, ob ich jetzt schon dabei sei, bei denen, die weg nach Auschwitz kamen. Sie sagte nein.

Damals gingen alle vierzehn Tage die Transporte nach Auschwitz, zur Vergasung. Die ganz Kranken, die nicht mehr arbeiten konnten, die haben nicht überlebt. Auch ich hätte nicht überlebt. Ich hatte vereiterte Rippen, ich war sieben Wochen lang im Revier. Ich war mehr tot als lebendig. Die Ärztin sagte, gehen sie hin und sagen sie der Blockältesten, sie soll sie am Tag im Bett lassen, aber morgens und abends zum Zählappell mußte ich antreten. Wenn eine von den Aufsicherinnen mich im Bett gesehen hätte, es wäre mein Tod gewesen. Denn wenn es hieß, eine ist im Bett, die wurde sofort auf den Transport nach Auschwitz gebracht. Man hat die Kranken nicht mehr gesehen. Also bin ich immer zum Zählappell raus aus dem Bett. Beim Zählappell durfte man niemandem helfen, um stehen zu können. Wir standen in Fünferreihen, und wenn eine von uns zu krank war, um stehen zu können, durften wir sie nicht festhalten.

Da gab es eine Aufsicherin, die hieß Herta Oberhausen, sie war von Westfalen. Die war in Ordnung, sie hat mich nicht mit auf Transport geschickt, als ich so krank war. Deswegen lebe ich noch. Denn die Transporte gingen alle nach Auschwitz.

Sieben Wochen lang mußte ich das durchstehen. Zum Glück waren einige von unseren Frauen dabei, die ich noch von früher kannte, die eine aus Ludwigshafen, die brachte mir etwas zum Essen. Aber am schlimmsten war der Durst, nur Durst. Die Frauen gaben mir alle ihren Kaffee, diesen Muckefuck zu trinken, denn Wasser durfte man nicht trinken, das Wasser war versencht. Es war ein Wunder, daß ich überlebt habe. Ich hatte eine eitrige Rippenfellentzündung.

Nach sieben Wochen, nachdem ich die Rippenfellentzündung überstanden hatte, meldete ich mich wieder zur Arbeit. Bei meinem Kommando war der Unterscharführer Plaschke, und ich sagte ihm, er solle meine Stelle freihalten. Er erkannte mich nicht, und auch die Frauen erkannten mich nicht. Er schaute mich von oben bis unten an und erkannte mich nicht. Er wollte nicht glauben, daß ich es bin.

Wenn du gesund warst, dann konntest du dich irgendwie durchschlängeln. Aber wehe, wenn du krank wurdest. Und die meisten Häftlinge waren krank. Von den Kranken haben die wenigsten überlebt. Die sind alle drin geblieben.

Ein älterer Lagerführer, er hieß Suren, der sah uns einmal beim Streichen der Baracken. Wir hatten gerade die letzten Arbeiten gemacht. Er lobte unsere Arbeit und dann nahm er uns mit auf einen Gutshof, wo wir ebenfalls das Haus streichen sollten. Dort hatte er mit einem Freund gewettet, daß wir an einem Tag bis vier Uhr fertig sind, wir haben es gepackt, wir waren sechzehn Personen. Wir sind fertig geworden, er hat seine Flasche Sekt gewonnen.

Manchmal fallen mir nachts Dinge ein, die ich gar nicht mehr gewußt habe, die mir erst heute wieder bewußt werden. In Ravensbrück haben die Nazis an uns Frauen Versuche gemacht, medizi-

nische Versuche. Bei einem Versuch ging es um Kinderlähmung, Kinderspirallähmung sagten sie. Der verantwortliche Arzt hieß Sonntag, Dr. Sonntag. Dieser Sonntag hat im Konzentrationslager geheiratet. Er hat den Frauen lange Nadeln in Beine gestochen, bis in die Knochen. Bei mir haben sie das auch machen wollen, aber die Nadel ist nicht richtig durch gegangen. Das waren Versuche, die sie an uns gemacht haben.

Von den anderen Frauen, die mit der Kinderlähmung infiziert worden sind, habe ich keine mehr gesehen. Die Nazis haben den Frauen in die Beine gestochen, bei mir saß die Nadel nicht richtig und der Arzt hat gesagt, die andern kommen weg, die hier kann bleiben. Die Nadel war wie eine Röhre, so dick. Die anderen Frauen kamen in Quarantäne, einmal kamen wir mit unserem Kommando vorbei, ich kannte ja einige von den Frauen. Diese Frauen konnten nicht mehr laufen, deren Beine waren wie gelähmt. Später habe ich die Frauen nie mehr gesehen. Nichts mehr von den Sintifrauen, nichts. Nichts mehr gesehen, keine mehr.

Der Sonntag hat auch andere Versuche gemacht, es hieß nur die „Kanninchen-Versuche“. Es waren etwa zwanzig oder dreißig Mädchen. Ich sah später einige von den Mädchen auf der Lagerstraße, eine oder zwei kannte ich von ihnen. Sie konnten nicht mehr richtig laufen, sie sagten, man hätte ihnen Knochenmark aus den Beinen herausgeholt. Von denen habe ich später auch keine mehr gesehen.

Blut haben sie auch genommen von den Häftlingen. Es hieß, das gespendete Blut sei für die Soldaten. Manche sind schon hin wegen einem Stück Brot und bei anderen hieß es: „Du mußt“. Ich glaube, Gott hat mich immer beschützt. Es hieß, daß sie 120 Kubikzentimeter Blut abnehmen wollten, daß war schon viel, aber so war es nicht, sie haben den Menschen viel mehr Blut abgenommen. Ich bin nicht mehr dran gekommen in unserem Block. Aber ich hörte, wie die Frauen sagten, daß viele tot waren. So waren einige dabei wie die Kati, die hatten keine Farbe mehr im Gesicht, sie waren ganz bleich, die hatten kein Blut mehr in sich. Allein in unserem Block starben dabei zehn oder zwölf Menschen. Wenn ich auch

dran gekommen wäre, auch mit 120 oder 130 Kubik, ich wäre auch nicht mehr raus gekommen.

1944 sind viele Transporte vom Konzentrationslager Auschwitz zu uns ins Lager nach Ravensbrück gekommen. Von den Frauen, die mit den Transporten kamen, sind fast alle sterilisiert worden. Auch die Kinder, die ganz jungen Mädchen. Wir sind dann ebenfalls 1944 auf Transport nach Schlieben gekommen. Sonst wären wir auch sterilisiert worden.

Die Namen der Aufseherinnen und der Aufseher von Ravensbrück kenne ich noch alle, mit denen ich zu tun hatte. Da war ein Bayer, der Binder, dann die Schreiber, die Zimmer, die Lehmann, die Binz, die Lagenfeld, die Ravenstein, die Mandel. Da waren noch viele andere. Von den Aufsehern hörten wir immer nur: „Weiter, weiter“. Man hat den ganzen Tag nichts anderes gehört, als „Weiter, weiter“.

Bei uns kam es darauf an, wer vorne war. Da war die Oberaufseherin Binz, von der kann ich nichts sagen, die andere war die Mandel, die war auch Oberaufseherin, und dann waren da noch die Aufseherinnen in den Blocks, meine hieß Zimmer. Die ist mit uns immer aufs Kommando mitgegangen. Die schlimmste war die Holzapfel, die war eine Österreicherin aus Wien. Sie war noch jung, und sie hatte einen Hund dabei. Es war ihr Hund, der der Jüdin das Stück Fleisch herausgebissen hatte. Eine von den Häftlingen war eine Nachbarin von der Holzapfel gewesen, sie war ihre Nachbarin in Wien. Die Holzapfel hat mit ihr kein Wort gesprochen, na ja, die eine war Häftling und sie war die Aufseherin.

1944 sind wir auf Transport nach Leipzig gekommen, dort war ein Lager Schlieben, ein kleines Lager, es gab dort Apfelbäume. Ich war vier Jahre in Ravensbrück, von 1940 bis 1944, dann kam ich nach Schlieben und von dort nach Altenburg in Sachsen oder Thüringen. Ich habe als Zwangsarbeiterin arbeiten müssen bei den IG Farben Werken, bei Siemens und bei den Hasag Werken.

In Altenburg waren die Hasag Werke, dort haben wir Munition hergestellt. Wir mußten die Munition in Kisten packen und ver-

laden. Zuerst in die Fabrikwagen, das waren immer acht bis zehn Kisten, und dann in die Eisenbahnwaggons. Eine Kiste wog etwa fünfundsiebzig Kilogramm. Wir mußten auch die Panzerfäuste in die Waggons verladen, am schlimmsten waren die italienischen Waggons, denn die hatten so viele Pfosten und waren deshalb nur schwer zu beladen. Wir mußten immer 365 Stück laden, immer Kisten zu sechs Panzerfäusten.

Wenn es in den Hasag Werken Fliegeralarm gab, dann wurden wir trotzdem an die Maschinen gestellt. Das war den Nazis egal. Es wurde bombardiert, und wir mußten an den Maschinen stehen. Es gab dort verschiedene Kategorien von Häftlingen, die Zwangsarbeit leisten mußten. Es gab noch ein kleines Kommando mit Juden, es gab BVer, die trugen einen grünen Winkel und galten als Berufsverbrecher, und es gab uns Sinti. Wir trugen einen schwarzen Winkel. Es waren viele Sinti dort in Zwangsarbeit.

Für die IG Farben Werke mußten wir Sprengstoff kochen, wir nannten das Gelbgas. Wir haben das Gelbgas in großen Kesseln gekocht, wir mußten es umrühren. Den Geschmack von diesem Gelbgas habe ich noch fünfundzwanzig Jahre lang im Mund gehabt. Das Gelbgas füllten wir in die Panzerfäuste. Zum Glück war ich dort nicht lange. Ich bin dann zum Verladen von Kohlen eingesetzt worden. Die mußten in Eisenbahnwaggons eingeladen werden.

In Altenburg waren wir bis Anfang 1945. Die Hasag Werke wurden damals schwer bombardiert, und wir mußten zurück in das Lager in Altenburg. Wir waren damals 202 Frauen, die los marschierten. Unterwegs hörten wir neuen Alarm, das war in der Nähe eines Dorfes. Unsere Bewacher gingen in Deckung, und wir flohen in einen Wald in der Nähe. Die russische Armee war etwa dreißig Kilometer entfernt, und die Amerikaner vielleicht noch fünfzig Kilometer. Bei uns waren auch Franzosen und Italiener als Zwangsarbeiter. Einer von denen ist mit einer Fahne losgelaufen, das war unser Glück. Unmittelbar bevor die Amerikaner kamen, wurden noch Juden, die vor uns marschiert sind, von den Nazis erschossen.

Die SS war weg, die war geflohen, und wir sind in den nächsten Ort gegangen. Dort haben wir zusammen mit den letzten Juden in einer großen Scheune geschlafen, vor Erschöpfung haben wir bis mittags geschlafen. Dann sind wir in den Ort und haben dort etwas zu Essen bekommen. In der Nähe von Meerane sind dann die Amerikaner gekommen, wir hörten Schüsse. Wir waren noch von Altenburg bis Meerane marschiert.

Ich habe dort in dem Ort ein Ehepaar getroffen, die waren aus Mainz und Wiesbaden. Dort bekam ich Brot und Kaffee, und auch ein paar dicke Strümpfe. Später bekam ich Schuhe. Ich sah aber niemanden mehr, den ich kannte.

Aber die Angst haben wir einfach nicht weg gekriegt. Überhaupt, wenn ich zu einer Behörde mußte, man hat sich immer umgeschaut, ob niemand hinter einem steht. Dieses Gefühl bin ich nicht losgeworden. Bis heute nicht.

*„Der zuständige Beamte
auf der Polizei war ein
guter Mann, er hat
uns geschützt“*

Berta Franz
geb. 1914

Geboren wurde ich 1914 in Tatarka bei Tobolski in Sibirien. In Tatarka wohnte ich bis zu meinem fünften Lebensjahr. Dann zogen wir in die Ukraine nach Kiew. Im Sommer waren wir immer unterwegs mit den Wohnwagen; doch im Winter, wenn wir überwinterten, von Oktober bis April, bis es in Rußland wieder wärmer wurde, in der Zeit ging ich zur Schule. Je nachdem, an welchem Ort wir uns befanden, gingen wir Kinder, wir waren zu der Zeit etwa fünf oder sechs alle zusammen, entweder in die Russische Schule, oder wenn wir in einer deutschen Kolonie waren, in die Deutsche Schule. Wir gingen freiwillig zur Schule, denn eine Schulpflicht gab es nicht.

Über den Winter mieteten wir Wohnungen. Meine Eltern lebten zum Teil durch den Handel meiner Mutter und durch das Musizieren meines Vaters und meines Bruders. Zusammen mit meinem späteren Mann und mit den anderen Musikern von unseren Leuten war unsere Familie eine große Kapelle: Geigen, Harfen und noch andere Instrumente. Es waren immer mehrere Familien zusammen. Als Musiker gaben wir in den umliegenden Dörfern und Städten Konzerte. Wir hatten damals, so weit ich mich erinnern kann, im Zusammenleben keine besonderen Schwierigkeiten mit den Leuten.

Nach der Revolution kamen die Kommunisten in Rußland auf. Rotgardisten gingen übers Land. Großgrundbesitzern oder reichen Leuten wurde das Leben schwer gemacht, sie wurden auch mißhandelt. Viele kamen dabei auch ums Leben. Besonders Juden hatten zu leiden. So hat man zum Beispiel traditionelle Juden, die hatten solche langen Bärte, die hat man an den Pferdeschwänzen angebunden und jagte dann die Pferde los. Uns taten sie nichts. Es herrschte eine große Hungersnot in der Bevölkerung. Viele Menschen wurden krank und bekamen Typhus; Hungertyphus sagte man, und viele starben daran; auch von unserer Leute erkrankten zum Teil einige an dieser Krankheit und starben.

Eines Tages kam uns ein Verwandter besuchen. Er beriet sich mit unseren Leuten und gemeinsam analysierten sie die momentane Lage: Hungersnot, Krankheit und Kommunismus. Sie kamen zu

der Überzeugung, daß sie wieder in ihre alte Heimat zurückkehren sollten, wir waren ja Deutsche. In Deutschland würde es uns besser gehen als in Rußland. Eine Cousine von uns arbeitete zu der Zeit in Odessa als Haushälterin beim deutschen Konsulat, und sie konnte sich so für uns einsetzen und unsere Rückkehr vermitteln. Wir bekamen sogenannte Matrikel-Scheine, also Reisepässe. Die Familien gingen zum Konsulat, und dort wurde uns ein Visum ausgestellt, so daß wir als Flüchtlinge nach Deutschland auswandern konnten.

Ich war sechzehn Jahre alt, als wir 1930 von Rußland zurück nach Deutschland kamen. Zuerst kamen wir nach Schneidemühl, das war so ein Art Flüchtlingslager oder Durchgangslager. Dort waren wir gemeinsam mit noch anderen Deutschen Rückkehrern. Wir, unsere Leute insgesamt, das waren so etwa 80 bis 100 Personen.

Wir kamen im Oktober 1930 dort an und blieben etwa acht Monate. Danach wurden wir verteilt. Manche kamen nach Minden, wie mein Onkel und meine Tanten mit ihren Familien; ein anderer Teil kam nach Hannover. Meine Familie und ich gehörten zu den letzten, wir kamen nach Goslar. Dort wurden wir zugewiesen und wohnten in solchen Wohnblöcken. In einer Gemeinschaftsküche wurde für alle dort untergebrachten Flüchtlingen gekocht. Wenn es Essenszeit war, mußte man sich anstellen und seinen Teil abholen. Wir wurden als deutsche Flüchtlinge vom Staat unterstützt, das stand allen deutschen Flüchtlingen zu. Meine Schwester, sie war damals dreizehn Jahre alt, ging in Goslar zur Schule. Mein Bruder ging mit sechs oder sieben Jahre ebenfalls zur Schule, aber da waren wir dann schon in Berlin. In Goslar waren wir nur etwa sechs Monate.

Unsere Verwandten, meine Tanten und mein Onkel, waren alle in Hannover und so fuhr mein älterer Bruder dort hin. Unsere Verwandten wollten wieder die Kapelle ins Leben rufen und unsere Familie sollte dabei sein. In Goslar konnten wir alleine keine Arbeit finden. Als mein Bruder von Hannover zurückgekommen war, berichtete er uns von diesem Vorschlag. Es war gerade vor Pfingsten, und wir entschieden uns, nach Hannover

zu gehen. Wir meldeten uns in Hannover an und konnten dann dort auch bleiben. Wir wohnten etwa ein Jahr dort. Dann gingen wir nach Berlin Karlshorst und wohnten in einer Laube in einer Laubenkolonie, unser Vater hatte sie gekauft. Das war 1932 oder 1933. Bei unseren Nachbarn waren wir beliebt, sie waren gut zu uns. Es waren ja alles einfache Arbeiter, da gab es keine Reibereien.

1934 heiratete ich. Mein Mann und ich zogen in die Stadt, nach Berlin, in die Nähe vom Alexanderplatz, in die Weißenburgerstraße. Dort hatten wir unsere Wohnung im ersten Stock. Hitler war gerade an die Macht gekommen, aber zu der Zeit konnten wir noch fahren und reisen. So konnten mein Mann und ich nach Warschau, nach Polen fahren, um die Verwandtschaft meines Mannes, die da alle lebten, zu besuchen. Nach drei Monaten lief unser Visum aus und wir kehrten wieder nach Berlin zurück.

1939, noch kurz vor dem Kriegsausbruch, fuhren wir wieder nach Polen. Wir hatten gefälschte Papiere und erreichten so Warschau. Dort wollten wir bleiben, denn in Deutschland war es sehr schlecht geworden, gerade auch für uns Sinti. Als der Krieg zwischen Polen und Deutschland ausbrach, befand ich mich mit meiner Familie in Polen. Irgendwie fielen wir auf und wurden wieder zurück nach Berlin geschickt.

Aber wir wollten nicht nach Berlin, sondern stiegen in Krakau aus. So gelangten wir dann nach Toren bei Bromberg, das war Grenzgebiet. Dort konnte ich den ganzen Krieg bei meiner Schwägerin überstehen. Sie hatte damals einen Fuhrbetrieb, sie fuhr für die Deutsche Wehrmacht Munition und solche Sachen.

Die Kriminalpolizei wußte, daß wir Zigeuner waren. Sie nahm von uns allen die Fingerabdrücke, auch von den Kindern. Aber sie brachten uns nicht fort. Der zuständige Beamte auf der Polizei war ein guter Mann, er hat uns geschützt. Er hat nicht zugelassen, daß wir deportiert werden, obwohl ein Beauftragter aus Berlin kam, um Zigeuner zu erfassen und fortzubringen.

Meine Kusine hat der Karsten vom Reichssicherheitshauptamt in Berlin nach Auschwitz deportiert, dort kam sie mit ihren sechs Kindern ums Leben. Auch wir sollten wegkommen. Ob das die normale Schutzpolizei wußte, weiß ich nicht.

Mein Mann, mein Vater, und ein Verwandter mußten sich auf anraten des Kriminalbeamten in Toren zur Organisation Todt nach Berlin melden, damit sie nicht länger in der Stadt gesehen würden. Das war ein Arbeitskommando, dort hatte man sie hingesteckt, damit die Familie vorläufig in Ruhe gelassen wird. Das war 1942.

Die Männer trugen neben dem OT Zeichen auch Armbinden mit „Z.“ für „Zigeuner“, so wie die Juden mit einem Stern gezeichnet waren. Dort arbeiteten sie bis zum Ende des Krieges, auch in Mannheim-Neckarau in einer Zementfabrik.

Meine Schwägerin hatte noch immer ihren Fuhrbetrieb und eben auch zivile Aufträge. Dadurch hatte sie gute Kontakte zu den Leuten, immer wichtiger waren ihre Kontakte zu Bauern auf dem Lande. So konnte sie für Transporte immer auch einmal Lebensmittel in Zahlung nehmen. Und so konnte sie dem Kriminalbeamten in Toren ab und zu eine Gans zukommen lassen, oder andere Dinge, die sonst nicht mehr zu bekommen waren. Deshalb ließ man uns in Ruhe. Doch wir hatten ständig Angst, daß wir doch noch in die Vernichtungslager deportiert werden würden. Wir verhielten uns sehr ruhig, damit wir nicht auffielen. Insgesamt kamen von meiner Verwandtschaft aus erster zweiter und dritten Gliedes mindestens fünfzig Personen in den Lagern ums Leben.

Kurz vor Kriegsende wurde die Bevölkerung von Toren aufgefordert, die Stadt zu verlassen. Es hieß, daß in der Stadt Bomben gezündet werden und die Stadt gesprengt wird. Wir packten unsere Kleider und noch einige Sachen und verließen vorübergehend die Stadt. Wir führen etwa fünfzehn Kilometer aufs Land. Dort konnten wir für zwei Wochen auf einem Bauernhof unterschlupfen. In den letzten Kriegstagen wurde dort der Sohn meiner Schwägerin, den man für einen Partisanen hielt, erschossen.

Wir kehrten dann wieder nach Toren zurück. Nach etwa drei Monaten kam mein Vater, mein Mann und mein Schwager zurück, die zuletzt in Berlin Zwangsarbeit leisten geleistet hatten. Kurz darauf war der Krieg zu Ende.

Wir, die wir überleben konnten, trafen uns nach dem Kriegsende in Berlin in der Weißenburgerstraße. Das hatten unsere Leute, bevor sie der Karsten weggebracht hatte, so vereinbart. Dort wurde dann beraten, was zu tun ist. Nach alledem, was passiert war, beschlossen einige von uns auszuwandern. Einige Familien gingen nach Amerika, andere nach Brasilien. Meine Familie wanderte 1949 nach Brasilien aus. 1963 kehrten wir wieder nach Deutschland zurück. Der Großteil unserer Leute war in Deutschland geblieben. Wir hatten Sehnsucht nach unseren Leuten und unserer Heimat.



*„Und dann
Auschwitz“*

Hildegard Franz
geb. 1921

Ich wurde 1921 in Tübingen geboren. Aufgewachsen bin ich in Ravensburg, dort bin ich in die Schule gegangen, von der ersten bis zur letzten Klasse, bis 1935.

Nach der Entlassung aus der Schule arbeitete ich bei der Stadt in Ravensburg. Wir Sinti haben alle gearbeitet, als Landarbeiter oder als Waldarbeiter, auch einige drüben in Österreich. Ich habe mit 19 Jahren geheiratet und hatte damals drei Kinder.

1936 sind alle Sinti in Ravensburg rassenbiologisch untersucht worden. Von der Rassenhygienischen Forschungsstelle in Berlin sind sie zu uns nach Hause gekommen und haben uns vermessen, die Augen, die Nasen, alles. Unmittelbar danach hat die Stadt Ravensburg dann einen Platz mit Stacheldraht umzäunt und dorthin mußten alle Sinti ziehen, auch die, die in der Stadt ihre Wohnung gehabt haben.

Und dann Auschwitz. Ich kann mich noch erinnern.

Es war ein Samstag, der 13. März 1943. Wir wurden morgens in der Früh abgeholt. Die Polizei hatte Namenslisten dabei. Mein Mann und ich, unsere drei Kinder, meine Schwester und ihre Familie. Insgesamt waren wir siebenunddreißig Personen. Der Namen des einen Polizisten war Klögner, das weiß ich noch heute. Sie haben uns alle zum Gefängnis gebracht, wo wir bis Montag blieben. Von da aus haben sie uns dann mit dem Zug, es war ein ganz normaler Reisezug, nach Stuttgart gebracht. Wir waren unter den ersten, die dort ankamen. Die Polizei hatte zuerst die Menschen abgeholt, die weit entfernt lebten. Sie brachten viele, viele Menschen von überall her, es waren einige Hundert Menschen. Die Polizei und die Gestapo sind mit schußbereiten Gewehren auf und ab marschiert. Es kann sich niemand vorstellen, was sich dort abspielte. Noch am gleichen Tag ging unser Transport von Stuttgart nach Auschwitz, jetzt aber in Viehwaggons.

Ich weiß nicht mehr, wie lange die Fahrt gedauert hat. Zwei oder drei Nächte waren es. Wir sind spät abends oder nachts, es war schon dunkel, in Auschwitz-Birkenau angekommen. Nach dem

Öffnen der Waggon sah man überall die Scheinwerfer, die alles beleuchteten.

Die Schreie von der SS, die Befehle, das Gebell der Hunde. Als wir das sahen, da wußten wir, daß wir hier nicht mehr lebend raus kommen. Sie haben uns in die Baracke gebracht, da waren alte Menschen dabei, die mußten zum Teil nach ganz oben in diese Buxen, es waren in den Baracken drei solche Buxen übereinander, wo die Menschen schlafen sollten. Weil die alten Menschen nicht schnell genug da hoch gekommen sind, haben die Kapos und die SSler auf die Menschen eingepöbeln, es war furchtbar. Das war unsere erste Nacht im Lager.

Am nächsten Morgen haben sie uns geholt und wir bekamen unsere KZ-Nummer. Das war von da an unser Name. Das Tätowieren ging den ganzen Tag und wir bekamen nichts zu essen, auch nicht die kleinen Kinder. Das Essen, das wir am Abend bekamen, war eine braune Brühe, ich konnte die ersten Tage nichts davon essen. Ansonsten bekam man noch etwas Brot. Das gaben wir den Kindern.

Ich weiß es noch, es war am Karfreitag, ein paar Wochen später nur, als meine Schwester sah, daß ihr kleiner Junge, der erst zwei Jahren alt war, tot war. Am gleichen Tag noch starb meine älteste Tochter. Innerhalb von zehn Wochen starben unsere vier Kinder. Meine kleinen Mädchen waren drei und zwei Jahre alt, die kleinste erst sieben Monate alt. Der kleine Junge von meiner Schwester war auch nur zwei Jahre alt.

Das kann sich niemand vorstellen, wie die Menschen dort gestorben sind. Die Kapos haben die toten Menschen einfach ans den Pritschen geworfen, wie ein Stück Holz hat man die Toten behandelt. Man hat sie über diese langen Öfen, die durch die ganze Baracke gingen, gelegt, bis der Lastwagen kam. Die Toten wurden abgeholt und zum Krematorium gebracht, wir sahen das Feuer, das Tag und Nacht brannte, und wir lebten mit dem Geruch. Die Flammen, die oben aus den Kaminen schlugen, waren glührot, und der furchtbare Gestank von verbranntem Fleisch. Niemand kann sich das vorstellen.

Das Lager war damals überfüllt mit Menschen. Mit der Zeit sah man, daß es immer weniger wurden. Die Menschen starben oder sie wurden ermordet. Am Schlimmsten war es für die kleinen Kinder, denn für sie hatten wir noch nicht einmal etwas zu trinken. Das Wasser war verseucht, wenn jemand davon trank, wurde er krank und starb. Beim Strafappell, da mußten wir stundenlang draußen stehen. Wir sahen oft, daß Menschen im elektrischen Zaun hingen. Ich kann es nicht beschreiben, es war furchtbar.

Ein kleiner Junge, er war vielleicht sieben Jahre alt, ist draußen auf der Lagerstraße gelaufen, auf den hat ein SS-Mann einfach geschossen. Der kleine Junge hielt mit seinen beiden Händen seinen Bauch zusammen und kam in den Block gelaufen, dort ist er tot zusammengebrochen. Der ganze Bauch war offen. Und wie die Kinder vor Hunger weinten, sie waren draußen bei Wind und Wetter. Ich sah damals so viele von den Kindern so erbärmlich sterben. Wir mußten zusehen und konnten den Kindern nicht helfen, das war das schlimmste. Ich dachte damals oft: „Lieber Gott, du hast meine Kinder zu dir geholt, du wußtest, warum“. Es war einfach furchtbar grausam, ich kann das nicht beschreiben. Ich will nicht mehr daran denken, aber es geht nicht, niemals, ich kann es nicht vergessen.

In unseren Block kam öfters einer von den SS rein und schoß mit seinem Gewehr ein paarmal hinter einander in die Decke, ich weiß nicht mehr wie er geheißen hat. Der schrie, „Sofort alles aufstehen und raus“. Das war der sogenannte Frühspott. Das habe ich ein paarmal mitgemacht. Wir mußten in die Hocke gehen und so mußte wir bleiben, ich weiß nicht wie lange. Danach konnte man sich fast nicht mehr bewegen. Die Schmerzen habe ich heute noch. Ich wurde dann zum Arbeiten in die Schälküche eingeteilt, da war auch einer von den SS, der hieß König, und an den Palitsch kann ich mich auch noch erinnern.

Bei der Arbeit in der Schälküche hatte ich an einem Tag furchtbaren Durst und trank deshalb von dem Wasser, in dem die Kartoffeln schon über die Nacht gelegen hatten. Oben auf dem Wasser lag so eine komische Schicht, so wie fett. Aber ich hatte so einen

großen Durst, daß ich von dem Wasser trank, es war ja nichts anderes da zu trinken. Ich bekam dann überall rote Flecken, ich hatte Flecktyphus. Ich weiß nicht mehr, wie ich in den Krankenbau gekommen bin. Als ich zu mir kam und aufwachte, lag eine Frau neben mir auf der Pritsche, wir lagen auf den bloßen Brettern, nur ein Bettuch über uns. Nach etwa zwei oder drei Wochen bin ich da lebend raus gekommen.

Ich bin 1944 mit dem ersten Transport von Auschwitz weggekommen, als arbeitsfähig. Nach Schlieben sind wir gekommen, dort war eine Munitionsfabrik. Wir haben dort die Panzerfaust hergestellt, und dann mußten wir die fertigen Panzerfauste in die Eisenbahnwagen einladen. Es waren dreihundertfünfzig oder dreihundertsechzig Kisten, die in einen Waggon paßten. Das war alles schwerste Arbeit, die wir machen mußten. Tagsüber gab es für uns kein Essen, erst abends bekam man etwas zu essen und zu trinken.

Nach ein paar Wochen hieß es plötzlich „Schnell, schnell, raus hier“. Kurz darauf wurde das Lager bombardiert. Von da kam ich dann nach Ravensbrück. Dort traf ich eine Frau, die ich von zu Hause, von Ravensburg noch kannte. Darüber war ich richtig froh, jemanden zu sehen, den man kennt. Sie war krank und ich habe sie gepflegt, bis sie einigermaßen gesund war. Nach etwa drei Monaten ist im Lager selektiert worden, wer noch arbeitsfähig war. Ich habe die Frau unauffällig gestützt, damit sie mit auf den Transport kam. Wir sind zu Fuß mit auf den Transport nach Altenburg gekommen. Da arbeiteten wir wieder in einer Munitionsfabrik. Von dort mußten wir noch einmal auf einen Todesmarsch, wieder zu Fuß, weiter nach Meerane. Unterwegs hörten wir Schüsse, unsere Befreier waren nicht mehr weit. Einige von den Frauen sind dort geflohen. Und dort in Meerane sind wir von den Amerikanern befreit worden.

„Ich hatte acht Geschwister“

Bodo Grünholz

geb. 1931

1938 waren wir in Deggendorf, dort ist mein Großvater gestorben. Unsere Familie besaß eine Wanderbühne. Damit waren wir unterwegs und spielten Theater. Unsere Bühne hieß „Die Deutsch-Ungarische Wanderbühne“, mein Vater war der Theaterdirektor. Insgesamt waren wir sechs oder sieben Familien beim Theater. Wir waren alle zusammen immer an die zehn Wagen. Natürlich machten wir auch Musik.

Wir spielten populäre Stücke wie „Die spanische Fliege“ oder „Familie Hannemann“, das ist das Stück, in dem ein Mann als Frau auftritt, die bekannte „Tante Jutta aus Kalkutta“. Wir spielten aber auch historische Stücke wie „Genoveva“, „Die feindlichen Brüder“ und „Abschied vom Elternhaus“. In „Genoveva“ habe ich die Hirschkuh gespielt, ich war damals zwölf Jahre alt. Das waren richtige lange Stücke, man mußte gut lesen können, um die Rollen zu lernen.

Als ich noch sehr klein war, hat unsere Bühne auch in Regensburg am Stadttheater gastiert. Wir waren vom Stadttheater engagiert worden. Regensburg hatte damals zwei Theater, eines für Schauspiel und eines für Operetten. Die Theater waren in einem Gebäude.

Unser Vater und unsere Mutter hatten immer ihre Papiere, den Wandergewerbesehen für Schausteller und für Theateraufführungen. Vater war auch in der Reichskulturkammer.

Ich kam mit sechs Jahren in die Schule, das war 1937 und ich konnte bis zur fünften Klasse, bis 1943, zur Schule gehen. Ich war der älteste von uns Jungen, aber ich hatte noch zwei ältere Schwestern.

Gemeldet waren wir in Grafenau-Spiegelau in Niederbayern. Von dort haben wir stets unsere Papiere bekommen, bis dann die Polizei kam und unsere Fingerabdrücke genommen hat. Das war 1943. Von der Festschreibung, glaube ich, haben wir nichts gewußt. Wir sind oft kontrolliert worden und sind dann immer geflohen. Wir gingen mit der Bühne nach Österreich, nach Leoben, das ist eine Stadt in der Steiermark, in der Nähe von Graz. Dort wurde meine Mutter verhaftet und alle meine Geschwister, mein Vater und die Großmutter.

Von da kamen sie alle nach Auschwitz. Nur mein Vater konnte aus dem Gefängnis fliehen.

Dort sind sie alle verhaftet worden. Ich hatte acht Geschwister. Ich war damals gerade nicht da. Ich hatte im Wald gespielt, ich war da zwölf Jahre alt. Ich kam nach Hause und sah, daß alle weg waren – unser Wagen war leer. Eines von den anderen Kindern sagte mir, daß die Polizei da war und sie alle mitgenommen hat.

Ich ging zum Gemeindehaus und wollte gerade hineingehen, als ich oben am Fenster sah, wie einer von den Jungs mir ein Zeichen gab. Er hatte mich gesehen und gab mir ein Zeichen, daß ich weglaufen sollte. Ich lief zurück. Mein Onkel hat mich gleich genommen und im Bett versteckt. Ja, sonst hätte ich heute mein Leid los. Ich hätte auch keine Bomben gesehen, und keine Verfolgung erlebt ... nichts.

Mein Vater erzählte mir später, daß zuerst nur er auf die Gemeinde kommen sollte. Nachdem er nicht zurückkam, ging danach meine Mutter, um nach ihm zu sehen. Sie mußte dann auch bleiben, und dann haben sie meine Geschwister alle geholt.

Wir waren damals sechs oder sieben Familien, aber nur uns haben sie gesucht. Vater hatte alles angemeldet, alles war ordnungsgemäß.

Man brachte sie dann nach Leoben; dort war ein Gefängnis, dort wurden sie getrennt. Am Abend ist ein alter Wachtmeister gekommen, er hat die Zellen aufgeschlossen, damit man auf dem Gang hin und her laufen konnte. Er sagte: „Na, ihr seid ja noch da.“ Meine Großmutter fragte, wieso. Meine Großmutter sprach sehr laut, damit mein Vater es hören konnte. „Ja, ihr sollt wegkommen, nach Graz“, antwortete der Wachtmeister. Mein Vater ist hinter dem Wachtmeister vorbei geschlichen und geflohen. Der Vater wußte doch nicht, daß seine Familie ins Lager kommen würde. Er dachte, sie werden über kurz oder lang wieder frei gelassen. Aber meine Mutter, meine Geschwister, meine Großmutter, alle sind nach Auschwitz gekommen, es waren zehn Personen.

Unsere Familie wurde bestimmt gesucht, weil wir deportiert werden sollten. Wir waren ja registriert in Grafenau, und die Österreicher haben gewußt, daß wir gesucht wurden, um deportiert zu werden. Die Nazis haben alles beschlagnahmt, was wir besaßen. Den Traktor, die Wagen, die Bühne und alle Kostüme, alles haben sie beschlagnahmt. Wir besaßen sogar ein Panharmonikon, das wir für die ernstesten Stücke brauchten, um Kirchenmusik machen zu können. Wir hatten natürliche viele Instrumente, nicht nur Geigen, auch eine Harfe.

Wir haben dann gehört, daß ein Transport aus Jugoslawien über Graz gekommen wäre, und mit diesem Transport sind sie weggekommen ... deshalb sind sie auch so schnell verbrannt worden in Auschwitz.

Wir anderen sind alle in die Slowakei geflohen, wir waren immer auf der Flucht, wir mußten immer fliehen. Zuerst sind wir nach Würzburg geflohen. Uns hat dabei ein Mann geholfen, der spielte Saxophon, seine Mutter war eine Lagrenne. Sein Vater war Schausteller. Der Mann und sein Bruder haben uns geholfen. Sie hatten ein kleines Karussell und einen kleinen Zirkus. Sie haben uns in den Wagen versteckt, als sie mit der Bahn nach Würzburg fuhren. So kamen wir aus Österreich raus. Die beiden Männer haben uns vor dem KZ gerettet. Von Würzburg sind wir in die Tschechei. Wir haben nur in der Illegalität gelebt.

Trotzdem fuhr mein Vater mehrmals nach Brünn. Dort gab es einen berühmten Rechtsanwalt, den mein Vater beauftragte, er wollte meine Mutter wieder aus dem Lager holen. Dieser Rechtsanwalt hat dann an die Reichskanzlei nach Berlin geschrieben, von dort kam die Antwort. Es hieß, wenn mein Vater und ich mich bei den Behörden melden würden, dann käme sie frei. Zu der Zeit waren die Mutter und die Geschwister schon tot.

So lebten wir dort bis Kriegsende. 1945 kam die russische Armee, wir sind mit den Flüchtlingen nach Westen bis nach Linz gekommen. Da kamen dann die Amerikaner. Für uns waren die Amerikaner die Befreier. An vieles kann ich mich nicht mehr erinnern.

Es ist schon sehr lange her.

Wenn Vater zu dem Anwalt gefahren ist, blieb ich immer zurück bei einer Tante. So hat es mein Vater auch bei seiner Wiedergutmachung angegeben. Meinem Vater wurde eine Wiedergutmachung abgelehnt mit der Begründung, er habe immer wieder das besetzte Gebiet verlassen können. Wir waren in dem Grenzgebiet von Slowakei und Tschechei, und das eine war besetztes Gebiet, das andere ein eigener Staat. Mein Vater hatte die Grenze illegal überquert. Mit der gleichen Begründung wurde auch mein Antrag abgelehnt, weil mein Vater gesagt hatte, daß ich immer bei ihm war. Das Entschädigungsamt hatte angenommen, daß ich auch die Grenze überquert hatte. Deshalb haben sie meinen Antrag abgelehnt mit der Begründung: Ständiger Grenzwechsel.

Die Ablehnung unseres Antrags auf Entschädigung von Vermögensschaden lautete, daß 1943 Österreich zu Deutschland gehört hätte, also zum Dritten Reich. Aber jetzt war Österreich wieder Ausland, und so bekamen wir keine Entschädigung für das Vermögen, das die Nazis beschlagnahmt hatten.

Mein Vater hat für seine ermordeten Kinder einen sogenannten 'Schaden an Leben' insgesamt dreitausend Mark bekommen. Ich habe damals für meine ermordete Mutter siebenhundert Mark bekommen. Ich habe noch das Schreiben, es war ein Vergleich, sonst hätten wir nichts bekommen.

Direkt nach dem Krieg hatte ich in Regensburg einen Antrag auf Schulgeld gestellt, wegen Schaden an meiner Ausbildung. Auch das wurde abgelehnt mit der Begründung, ich könne ohnehin nicht lesen und schreiben und hätte auch ohne Drittes Reich keine Schule besucht. Ich bin ich doch fünf Jahre zur Schule gegangen, und konnte Lesen und Schreiben. Wir hatten auch die Schulbücher, in denen bestätigt wurde, wo immer wir zur Schule gegangen sind. Aber diese Bücher waren ja alle damals in dem Wagen, der beschlagnahmt worden ist.

Jemand hat mir gesagt, daß meine Mutter und alle von unserer Familie in dem 'Gedenkbuch von Auschwitz-Birkenau' stehen. Die Sterbeurkunden, die haben wir damals vom Suchdienst des Roten Kreuzes in Arolsen bekommen.

Im Gedenkbuch steht als Todestag für sie alle der 11. Juni 1943. An diesem Tag wurden sie alle zusammen ermordet.



*„Wann kommen
wir dran?“*

Lore Georg
geb. 1938

Wir wohnten damals in Ludwigshafen, bis wir 1940 weggekommen sind. Ich war damals erst zwei Jahre alt. Meine Mutter hat mir später viel erzählt, daher weiß ich vieles von unserer Familie. Wir wohnten in einer Gartenkolonie, in einem Gartenhaus. Das Haus hatten meine Eltern schön hergerichtet. Meine Großmutter, die Mutter meiner Mutter, wohnte mit uns. In der Kolonie wohnten auch viele andere Sinti-Familien. Meine Mutter kannte sie alle.

Mein Vater arbeitete in der BASF. Er hat nicht viel verdient damals, nur ein paar Mark. Unsere Familie durfte ihr Gewerbe nicht mehr ausüben, meine Eltern hatten früher beide ihren Gewerbeschein, sie waren da selbständig. Später haben sie den Gewerbeschein nicht mehr bekommen, sie durften nicht mehr Handel treiben. Meine Mutter ging trotzdem noch hausieren, weil sie Geld verdienen mußte. Das Geld, das unser Vater verdiente, reichte nicht für uns zum Leben. Die Mutter zog ein elegantes Kleid an und einen Hut, so daß sie nicht wie eine Sinteza aussah. In ihrer Handtasche hatte sie dann eine kleine Garnitur von Spitzendecken, die versuchte sie zu verkaufen. Das ging noch 1938 und 1939. Dann mußten unsere Eltern auf die Kriminalpolizei kommen, dort wurde ihnen gesagt, daß sie die Stadt nicht mehr verlassen durften, und daß sie ihr Gewerbe nicht mehr ausüben durften.

1940 war es, als unsere Familie auf den Transport nach Polen kam. Damals lebten bei uns noch eine Nichte meiner Mutter, zusammen mit ihrer kleinen Tochter. Die beiden kamen mit uns auf den Transport nach Polen. Zuerst ging es nach Hohenasperg, von da nach Polen. An den Transport kann ich mich nicht erinnern, aber noch an Städte und Orte, an die wir später kamen. Wir waren in Radom, in Kattowitz und in anderen Orten.

Die Sinti wurden dort in Polen zur Arbeit eingeteilt, Männer, Frauen und auch die größeren Kinder. Unser Vater mußte in einer Munitionsfabrik arbeiten, meine Mutter und meine Schwester Renate mußten Schützengräben ausheben für die Soldaten. Meine Schwester war damals auch noch klein, sechs Jahre war sie

alt. Trotzdem mußte sie mit zur Arbeit. Meine Mutter und meine Schwester mußten dann im Wald arbeiten, bei der Arbeit waren sie von deutscher SS bewacht. Alle unserer Menschen mußten in Polen Zwangsarbeit leisten.

Meine Mutter wollte erreichen, daß meine Schwester nicht mit zur Arbeit muß, aber es hieß, wer nicht zur Arbeit geht, wird standrechtlich erschossen. So wurde das gesagt. Sinti und Juden mußten dort Zwangsarbeit leisten.

Es gab nichts zu essen dort bei der Arbeit. Also mußte meine Mutter sehen, wo sie etwas für uns her bekam. Manchmal konnte sie für eine oder zwei Stunden in die umliegenden Höfe oder Dörfer gehen und versuchen, dort etwas zu kaufen oder einzutauschen.

Davon erzählte meine Mutter oft. Einmal kam sie wieder zu einer Frau, bei der sie schon öfter war, und diese Frau wollte unbedingt, daß meine Mutter ihr wahrsagt. Meine Mutter konnte das gar nicht und sagte das auch der Frau, aber die bestand darauf. Und als sie dann dort war, war auch der Sohn der Familie da, einer von den Partisanen. Er fragte meine Mutter, wer den Krieg gewinnen wird, die Deutschen oder sie, die Polen. Meine Mutter hatte schon vorher gemerkt, daß der Sohn zu den Partisanen gehört, und antwortete ihm, daß die Deutschen den Krieg nicht gewinnen werden. Darauf hat ihr der Mann auf die Schulter geklopft und ihr auf polnisch gesagt: „Ist gut, und jetzt geh.“ Das hat unsere Mutter immer erzählt.

Oh, lieber Gott, die armen Menschen. Alle litten unter großem Hunger, es war kalt und es gab fast nichts zu essen. Ob jemand krank wurde, ob jemand sich kaum noch aufrecht halten konnte, es tat nichts, alle mußten zur Arbeit. Immer mußten die Menschen damit rechnen, daß sie erschossen werden, egal wo sie waren.

Einmal, ich weiß nicht mehr, an welchem Ort, in welchem Ghetto das war, kam mitten in der Nacht die SS. Wir schliefen alle und sie holten die Menschen aus den Häusern heraus, wir wohnten dort in solchen Steinbaracken. Die SS hat mit den Gewehren an

die Türen geschlagen, alle mußten heraus. Alle mußten sich anziehen und raus. Die Menschen schrien durcheinander, viele wußten, daß die SS immer wieder Erschießungen vorgenommen hat. Sie schrien: „Jetzt werden wir alle ermordet!“ Sie wußten, was jetzt auf sie zukommen würde.

Unsere Mutter ging mit dem Vater, meiner Schwester Renate und meinem Bruder Josef hinaus, ich war noch im Bett. Einer von den Deutschen kam, auch das hat meine Mutter immer wieder erzählt, er kam und meine Mutter bat und bettelte, er möge die Großmutter und mich verschonen. Der Mann beugte sich über mein Bett und hat mich angesehen, dann sah er meine Mutter an und sagte: „Ich habe auch Kinder.“ Er ließ uns bleiben und sagte noch, wir sollte nichts davon sagen, sonst wäre er dran. Den Namen von dem Mann wußten wir nicht, er hatte sonst nichts gesagt.

Ein anderer hätte das nicht gemacht.

Es waren damals dort in dem Ghetto an die fünfhundert Sinti. Alle mußten auf die Kommandantur, dort wurden sie befragt und es wurden die Arbeitsfähigen ausgesucht. Es wurde eine Liste der Arbeitsfähigen zusammengestellt, und auf der anderen Seite waren diejenigen, die krank waren, oder die kleine Kinder hatten. Von den fünfhundert Sinti wurden neunzig oder hundert wieder zurückgeschickt, darunter meine Eltern und meine Geschwister. Die anderen wurden alle ermordet.

Es fuhren Lastwagen vor, und die Familien wurden aufgeladen und in den Wald gefahren. Meine Mutter hat uns das erzählt, die Menschen hätten gewußt, daß sie ermordet werden sollen, sie hätten geschrien und sich gewehrt, die Menschen wurden von der SS weggerissen, mit den Gewehren haben sie auf die Menschen, auf die Kinder eingeschlagen. Mitten im Wald mußten die Sinti ihr eigenes Grab schaufeln.

Wenn die Mama damals nicht gewesen wäre, dann wäre unser Vater damals auch ermordet worden. Die SS hatte auch ihn und die anderen Männer heraus geholt, da war auch der Heinrich

Birkenfelder dabei, der dann in Heidelberg lebte. Die Männer wurden von polnischer Polizei bewacht. Unsere Mutter konnte polnisch. Sie hatte eine Flasche Wodka organisiert, die nahm sie und lief dorthin. Sie lief zu einem Wachposten und sagte, ihr Mann sei da drin und sie müsse mit ihm sprechen.

Der Posten ließ sie durch, und meine Mutter rief nach ihrem Mann und nach dem Birkenfelder. Als sie sie sah, rief sie ihnen zu: „Schnell raus hier, schnell!“ Sie sind vor zu dem Wachposten, meine Mutter warf ihm die Flasche Wodka zu, und sie sind gerannt. Der Wachposten stand da und hat sich nicht gerührt.

Die anderen sind alle ermordet worden. Ich weiß nicht, wo wir waren, es muß 1943 oder 1944 gewesen sein. Meine Mutter und mein Vater sprachen darüber, daß unsere Menschen alle ermordet wurden. Ich war zwar noch klein, erst sieben Jahre, als wir befreit wurden, aber was ich als Kind damals gesehen oder gehört habe, das habe ich nie vergessen. Obwohl ich so klein war, weiß ich noch vieles von damals.

Mama hat oft geweint und gefragt: „Wann kommen wir dran?“ Die Menschen wurden ermordet, tagtäglich, ob sie gearbeitet haben oder nicht, es war gerade so, wie es den Nazis eingefallen ist. Wir konnten nicht schlafen vor Angst. Wir Kinder fragten manchmal, warum die Mutter weint. Unser Vater war immer ruhig, er sagte nicht viel. Er wollte nicht, daß wir merken, was los ist. Aber wir Kinder wußten, was mit uns ist. Die Mutter und die Großmutter haben oft zusammen gesessen und geweint, sie haben darüber gesprochen, daß wir niemals wieder zurück kommen würden. Wir sahen jeden Tag, daß die Menschen ermordet wurden.

Unter denen, die ermordet wurden, waren zwei Schwestern meiner Mutter, die Moza und ihre kleine Tochter Muri, und die Mut mit ihren fünf Kindern. Meine Mutter wollte sie nicht fahren lassen, sie hat sich an dem Wagen, auf dem ihre Schwestern und ihre Nichten waren, festgeklammert. Die anderen Sinti, die bleiben konnten, haben sie losgerissen, weil sie sonst auch mitgenommen und ermordet worden wäre.

Unter denen, die weggebracht wurden, waren auch polnische Roma, einer von ihnen konnte in dem Tumult fliehen. Er schlich sich weg und wollte sich in einem Weiler in der Nähe verstecken. Die Leute dort haben ihm verraten, sie haben die SS geholt und er wurde zurückgebracht und auch erschossen. Meine Mutter hörte das alles von anderen polnischen Roma, die ihre Leute suchten. In dem Weiler erfuhren sie, wo die Menschen ermordet worden waren.

Zwei Gräben gab es dort, einer für die Frauen und Kinder, einer für die Männer. Die Menschen mußten sich nackt ausziehen. Dann wurden sie erschossen. Auf die Leichen ist Kalk geschüttet worden, und dann sind die Gräben mit Erde bedeckt worden. Die Kleider wurden von der SS verbrannt. Zwei der Männer von den polnischen Sinti sind dorthin gegangen und haben in den verbrannten Kleidern gesucht, ob man noch etwas erkennen könnte von den Dingen, die den Menschen gehört haben. Sie brachten ein kleines Stück Band mit, an dem hing ein Medaillon mit der Mutter Gottes. Das hatte der kleinen Muri, der Tochter meiner Tante Moza, gehört. Meine Mutter erkannte es. Sie brachten auch noch einen kleinen Löffel, der ihr gehört hatte. Mama sah, daß alles verbrannt war, da wußten wir, daß alle ermordet worden waren. Dann waren nur noch wir.

Wir waren alle krank, wir hatten alle Typhus, Hungertyphus. Ich hatte noch zwei kleine Geschwister, eine Schwester, die Pflauma, und einen Bruder, den Hansemann. Sie waren beide in Polen zur Welt gekommen. Sie waren zwei Jahre und ein Jahr alt, als sie zusammen in den Krankenblock gekommen sind. Sie sind beide dort gestorben, an einem Tag. Der Junge war nicht so schwer krank, meine Mutter konnte nicht glauben, daß er tot ist. Sie hob seine Decke hoch und sah einen Einstich, von einer Spritze, oberhalb des Bauches. Um den Einstich herum war es ganz blau.

Es gab nichts, um sie beerdigen zu können. Mein Vater hat eine Kiste bekommen, und die Mama hat beide Kinder hineingelegt. So haben sie sie zum Friedhof getragen, der Pfarrer hat sie beerdigt. Meine Mutter gab dem Pfarrer erst einen Totenschein, und als der Sarg mit Erde zugedeckt war, den anderen. Der Pfarrer

fragte, ob denn da zwei Kinder zusammen seien. Er hat es dann so gelassen. So war das.

Ich habe das jetzt erst erzählt. Meine Eltern haben das nie irgendwo angegeben, auch nicht bei der Entschädigung. Sie wollten kein Geld für ihre toten Kinder haben.

1944 kamen die Russen näher, und das war für uns die Befreiung. Sie kamen nachts, und das war das Jahr, indem wir aus Polen raus sind. Wir sind geflohen, ich weiß nicht, wer alles dabei war. Unsere Mutter weckte uns in der Nacht und sagte, wir müßten ganz leise sein, wir müßten fliehen. Wir haben uns in einem Haus oben auf dem Dachboden versteckt, drei Tage lang. Dann sind wir weiter geflohen, wir hatten Angst, daß die Nazis wieder kommen.

Wir sind zu Fuß geflohen, zuerst in den Wald. Wir hatten keine Schuhe, meine Schwester Renate hatte ein paar selbst gemachte Holzschuhe, ganz rauh. Ihr Füße waren ganz wund, und die Mutter hat aus einer alten Decke Schuhe gemacht. Ich weiß nicht, wie lang und wo wir waren. Die Russen waren schon in der Nähe, aber auch die Deutschen. Einmal liefen wir auf einer Straße und es gab einen Fliegerangriff. Die Deutschen waren in der Nähe. Eine Granate schlug neben uns ein, meine Mutter hat mich an den Haaren gepackt und weggezogen.

In der Panik und dem Durcheinander haben wir unsere Großmutter verloren. Sie lief zusammen mit einer anderen alten Frau weiter hinten. Die andere Frau, sie hieß Binz, hatte verkrüppelte Füße und konnte nicht schnell laufen. Bei dem Angriff ging alles durcheinander, wir liefen in Richtung der Russen, die nicht weit weg waren. Mama sah dann, daß unsere Großmutter nicht mehr bei uns war, sie wollte zurück, aber der Vater und die anderen haben sie nicht zurück gelassen. Meine Mutter rief nach ihrer Mutter. Wir haben Großmutter nie wieder gesehen.

Später sind wir irgendwo in einen Zug gestiegen, der aus Polen raus ging. Ich erinnere mich, daß wir in Leipzig ausstiegen und auf einen anderen Zug warteten. Wir blieben dort über Nacht im

Bahnhof, es war Stroh aufgeschüttet. Ich weiß noch, es gab dort Essen, Nudeln und Soße. Wir saßen die ganze Nacht und baten um mehr Essen. Wir waren ausgehungert. Das war im Januar 1945. Erst hatten wir Kinder Angst, Essen zu holen und unsere Mutter ging nach vorn, wo Essen ausgegeben wurde. Aber wir hatten solchen Hunger, daß wir dann selbst auch dorthin gelaufen sind.

Im Januar 1945 kamen wir nach Heidelberg. Wir sprachen damals Romanes und Polnisch. Wir konnten kein Wort Deutsch, keines von uns Kindern. Erst später lernten wir Deutsch sprechen. Wir waren alle krank, unterernährt. Wenn der Krieg noch ein paar Monate länger gedauert hätte, wäre wir Kinder alle gestorben. Wir waren alle elend.

Als wir in Heidelberg ankamen, war kältester Winter. Die Mutter unseres Vaters lebte in Heidelberg und wohnte in der Pfäffengasse. Es war noch Krieg, als wir nach Heidelberg kamen, bei Fliegerangriffen sind wir in einen Bunker oben beim Schloß geflüchtet. Wir wurden in den Bunker gelassen, meine Mutter hätte es sich auch nicht verbieten lassen. Später sind wir in einen Keller in der Pfäffengasse gegangen, weil der Bunker beim Schloß zu weit weg war. In dem Keller waren auch andere Leute aus der Pfäffengasse.

Die Leute dort kannten unsere Familie. Die Älteren haben sich sowieso alle gekannt. Unsere Familie hatte bis 1936 in Heidelberg gewohnt. Die Stadt Heidelberg wollte damals alle Sinti aus der Altstadt vertreiben, die meisten Familien wurden gezwungen, ihre Wohnungen zu verlassen. 1936 mußten viele Familien wegziehen, damals sind wir mit den anderen nach Ludwigshafen gezogen. Ich bin dann ja auch in Ludwigshafen geboren worden.

Bei der Heidelberger Kriminalpolizei war einer, der hieß Herold, er hat meine andere Großmutter, die Mutter meines Vaters, verschont. Es gab damals nur noch wenige Sintifamilien in Heidelberg. Sie wohnten in der Heidelberger Altstadt und im Pfäffengrund. Der Herold war Kriminalbeamter und war für die Deportationen zuständig. Er ist zweimal schriftlich aufgefordert worden, die Sinti zu melden, zur Deportation zu melden, aber er hat es nicht getan.

Ich glaube, es war der 1. Mai, als die Amerikaner nach Heidelberg kamen. Unsere Großmutter nahm als erste einen Besenstiel und hängte eine weiße Fahne aus dem Fenster. Das haben dann viele unserer Nachbarn auch gemacht, sie wollten damit zeigen, daß sie keine Nazis waren. Wir Kinder hatten Angst vor den amerikanischen Soldaten, wir hatten ja noch nie zuvor einen Schwarzen gesehen. Die Soldaten kamen mit Gewehren durch die Straßen, sie haben nach den Hitlers, nach den Nazis gesucht.

Ich bin mit sieben Jahren aus Polen zurückgekommen, aus den Ghettos. Wir Kinder, wir waren noch drei Geschwister, wir waren sehr lange krank und unterernährt. Es gab nichts zu essen, zuerst sollten wir nicht einmal Lebensmittelkarten bekommen. Obwohl wir aus den Ghettos zurückgekommen waren, wollte uns die Stadt keine Lebensmittelkarten geben. Es hat gedauert, bis meine Mutter die Karten bekam. Es gab viele von den Hitlers in Heidelberg. Aber es gab nichts zu essen, selbst mit Karten gab es nichts. Meine Mutter hat zusammen mit einigen anderen Frauen dann wieder ihren Handel angefangen, sie sind damals mit der Bahn bis in den Schwarzwald gefahren und haben Essen eingetauscht. Ohne dieses Essen wären wir nie wieder zu Kräften gekommen.

Ich bin über drei Jahre so krank gewesen, daß ich nicht eingeschult werden konnte. Erst mit elf Jahren konnte ich zur Schule gehen. Ich kam in die Liselotten-Schule. Ich wurde mit vierzehn Jahren ausgeschult, das war schon ein Jahr länger als üblich. Ich ging sehr gerne zur Schule. Wegen der kurzen Schulzeit konnte ich hinterher keine Ausbildung machen, wir alle nicht.

Als Entschädigung habe ich damals einmal eintausend Mark bekommen, als Schulgeld. Es hieß, ich sei noch ein Kind gewesen, und ohnehin noch nicht zur Schule gegangen. Meine Schwester Renate und mein Bruder Josef bekamen viertausend Mark. Unsere Mutter hat gar nichts bekommen. Die Mama hat so viel mitmachen müssen, und sie hat nichts bekommen. Die Entschädigungsämter haben alles geleugnet. Radom sei kein Lager gewesen, es sei kein Ghetto gewesen, und es habe keine Vernichtung

der Menschen gegeben. Viele von den Überlebenden haben es nicht mehr erlebt, daß sie eine Entschädigung bekommen.

Nur unser Vater hatte eine Rente bekommen. Wenn der Zentralrat nicht gewesen wäre, dann hätte ich und viele andere, die deportiert waren, die in den Ghettos, in den Konzentrations- und Vernichtungslagern waren, nichts bekommen. Erst als der Zentralrat kam, haben die Entschädigungsämter das akzeptiert.

In Deutschland gibt es die meisten Vorurteile gegen uns Sinti, das sagen uns viele von unseren Leuten aus Belgien, aus Frankreich, aus Italien, aus Schweden. In keinem dieser Länder ist die Bevölkerung so gegen unsere Minderheit eingenommen. Ich glaube, wenn die Nazis noch einmal an die Macht kämen, dann würde es hier keine Sinti mehr geben, keine Juden, keine Ausländer. Die Vorurteile sind einfach da, und die wollen sie auch nicht ändern. Im Gegenteil, seit der Wiedervereinigung zeigen viele ihre Ablehnung noch offener.





**„Wir alle waren
Zwangsarbeiter“**

Otto Georg
geb. 1927

Ich bin in Colmar geboren. Als unsere Familie nach Heidelberg kam, war ich drei oder vier Jahre alt. Wir wohnten damals draußen am Karlstor, dort wohnten noch eine Reihe anderer Familien, die Lagrenne, Steinbach, Marschall, Birkenfelder, Franz, und auch noch andere. Es waren damals viele Sinti-Familien in Heidelberg. Sie wohnten in der Altstadt, in der Pfäffengasse, der Bussemeregasse, Steingasse, Große und Kleine Mantelgasse. Wir wohnten hinter dem Bahnhof, es hieß damals der Weiße Übergang. Von dort sind wir in den Pfäffengrund gezogen, wir wohnten in der Industriestraße. Im Pfäffengrund wurde ich eingeschult. Unser Lehrer in der ersten Klasse hieß Zimmermann, in der zweiten Klasse hatten wir dann den Lehrer Dihm.

1936 oder 1937 sind wir von Heidelberg nach Offenburg gezogen, dort ging ich weiter zur Schule bis 1938, dann war uns der Schulbesuch verboten. Die Juden und wir Sinti durften nicht mehr zur Schule gehen. Ich war damals acht oder neun Jahre alt, als der Lehrer in Offenburg uns sagte, daß wir nicht länger zur Schule kommen dürften.

Später kam die Gestapo zu uns, alle Männer wurden auf das Polizeirevier bestellt. Unsere Familie, Großvater und Großmutter, meine Tanten und Onkel, alle haben schnell gepackt und sind geflohen. Ein Verwandter von uns war schon im Lager gewesen, er war nach Dachau deportiert und dort ermordet worden. Deshalb ist unsere Familie, als die Gestapo kam, geflohen. Wir sind damals alle nach Köln, dort haben viele Sinti gelebt, und von dort wollten wir weiter. Aber in der Nähe von Köln haben sie uns erwischt und wir wurden eingesperrt.

Damals, es war 1940, sind wir alle nach Polen gekommen. Von Köln sind viele Sinti deportiert worden. Ich wollte weglaufen, aber mich haben sie auch wieder festgenommen und wir sind nach Polen gekommen. Ich bin damals von meinen Eltern getrennt worden, ich kam auf einen anderen Transport.

Der Transport ging von Köln weg mit der Bahn. Ich weiß nicht mehr, wie die Orte in Polen hießen. Mit mir waren noch andere

Sinti, aber auch Polen, Russen und Tschechen. Ich war damals zwölf oder dreizehn Jahre alt. Ich wußte nicht, wo meine Familie war, und ich kannte niemanden von denen, mit denen ich wegkam.

Wir waren in Zwangsarbeitslagern, es war schwere Arbeit, die wir machen mußten. Wir alle waren Zwangsarbeiter, es waren Menschen aus vielen verschiedenen Ländern. Morgens früh mußten wir im Marschschritt zur Arbeit gehen, es hieß „Marsch, marsch!“, meistens mußten wir Schützengräben ausheben. Wir waren in den Lagern in Baracken untergebracht, alles war mit Stacheldraht eingezäunt. An vieles kann ich mich nicht mehr erinnern, aber an die Kälte, an den Hunger, an die Schläge, die wir bekamen. Wir bekamen so gut wie nichts zu essen, Wassersuppe, manchmal etwas Brot. Viele sind dort vor Hunger gestorben, verhungert. Oft wurden Menschen erschossen, oft wurden Menschen erschlagen. Für jede Kleinigkeit bekam man Schläge. Ich kann nicht vergessen, wie die Menschen erschossen wurden. Manche mußten ihre Gräber selbst ausheben und wurden dann einfach erschossen.

Ich habe eigentlich nie darüber geredet, weil ich so viel mit angesehen habe. Ich hatte Glück, daß ich lebend raus kam, obwohl ich alleine war. Vielleicht habe ich überlebt, weil ich noch ein Kind war. Ich weiß nicht, wo ich überall war, nur, daß ich immer von einem Lager zum anderen kam, Lager oder Ghetto, aber an die Namen kann ich mich nicht erinnern. Ich war in diesen Lagern, bis die Russen kamen und uns befreiten.

Nach der Befreiung habe ich mich auf den Heimweg gemacht, aber ich wußte nicht, wo meine Familie war. Ich hatte eine Großmutter noch in Frankreich, in Mülhausen, zu der habe ich mich durchgeschlagen. Dort hörte ich dann, daß meine Eltern zurückgekommen sind, daß sie wieder in Heidelberg sind. Sie waren über die grüne Grenze gekommen, und dann habe ich sie endlich wieder gesehen. In Heidelberg habe ich dann auch wieder einen Ausweis bekommen, da stand drin: „Fester Wohnsitz: Heidelberg“. Das war schon 1949.

Zuvor hatten wir versucht, in Osthofen eine Wohnung zu finden, aber dort erhielten wir keine Zuzugsgenehmigung. Wir haben dann zuerst von den Amerikanern eine Genehmigung für Karlsruhe bekommen, und danach kamen wir wieder nach Heidelberg.

1952 oder 1953 habe ich meinen Entschädigungsantrag hier in Heidelberg gestellt. Ich mußte vor einen Ausschuß, der bestand aus drei Richtern. Ich war zweimal dort, und beide Male sagten sie mir, daß mein Antrag nicht stimmen würde, die Sinti seien nicht deportiert worden. Mir haben sie nicht geglaubt, weil ich die Orte, wo ich überall war, nicht kannte, weil ich so wenig über die Lager wußte, wann und wo ich jeweils gewesen war. Es war wie ein Verhör, und ich war alleine dort. Ich habe dann Schulgeld bekommen, sechstausend Mark, weil ich keine Ausbildung machen konnte. Alles andere wurde abgelehnt. Erst vor ein paar Jahren habe ich noch einmal fünftausend Mark aus dem Härtefonds bekommen, weil ich nach Polen verschleppt war.

Ich kann mich heute nicht mehr erinnern. Ich bin sehr krank, immer in ärztlicher Behandlung.



*„Von 1939 an wurde es
immer schlimmer“*

Regina Lora
geb. 1927

Ich bin in Warschau zur Welt gekommen, wie auch mein Vater schon in Warschau geboren war. Als ich nur wenige Monate alt war, zogen meine Eltern nach Berlin, dort wohnten wir in Karlshorst.

In der Vorkriegszeit, bis 1939, arbeitete mein Vater zusammen mit meinen älteren Geschwistern als Musiker, davon lebten wir damals. Das Zusammenleben mit den Nachbarn, mit der Bevölkerung war gut, wir hatten damals keine Schwierigkeiten mit unseren Mitmenschen. Erst als die Nazis an die Macht kamen, wurde es für uns Sinti wie für die Juden schlecht.

Ich ging in Berlin zur Schule. 1934 in Berlin-Lichtenberg. Einer unserer Lehrer hieß Herr Groß. Bis zu meinem fünfzehnten Lebensjahr ging ich zur Schule. Auch meine Geschwister und meine Cousins und Cousins gingen zur Schule, wie die anderen Kinder von uns Sinti auch. Bis 1939 der Krieg ausbrach.

Eine Zeit lang ging ich auch auf die Musikschule, ich wollte Musikerin werden. Aber dort ging es nicht lange gut. Das meiste habe ich von meinen Brüdern gelernt, ohne Noten, nur über das Gehör. Ich habe keine Berufsausbildung, das konnten wir nicht mehr. Wir durften nicht mehr zur Schule gehen, das war uns verboten.

Wir durften in keine öffentlichen Anlagen mehr gehen, Gaststätten und Kino waren für uns verboten genauso wie Theater oder Konzerte. Alle öffentlichen Veranstaltungen waren für uns verboten. Wir waren zehn Geschwister, aber bei Luftangriffen durften wir nicht in den Luftschutzbunker. Meine Eltern hoben einen Graben aus und decken ihn mit Brettern und Sand ab. Nachts, wenn Angriffe kamen, gingen wir dorthin. Wenn Fliegeralarm kam, dann rannten wir schnell in unseren Splittergraben.

Wir hatten große Angst, meine Großmutter, meine Mutter, wir Kinder. Oft hörten wir, wenn Bomben in der Nähe einschlugen, wie sie Splitter bis zu uns an die Wand flogen, gleich neben uns einschlugen. Den Bunker kannten wir nicht, Zigeuner durften dort nicht hinein.

Von 1939 an wurde es immer schlimmer. Wir Sinti wurden rassistisch erfaßt, unsere Fingerabdrücke wurden genommen. Die Kriminalpolizei hatte eine eigene Abteilung dafür. Verantwortlich war dort der Karsten. Der Ritter und die Justin kamen später. Die beiden haben die Sinti ausgehört, sie hatten zu einigen Familien ein gutes Verhältnis und horchten so die Familien aus. Unsere Familie hatte nur mit dem Karsten zu tun. Karsten gab alle Anweisungen, die die Sinti in Berlin betroffen haben.

1939 waren wir in Berlin festgeschrieben worden, wir durften Berlin nicht mehr verlassen. Wir bekamen das schriftlich, wir mußten es unterschreiben. Von da an mußten wir Zwangsarbeit leisten, bis 1945. Da wir Zwangsarbeit leisteten, kamen wir nicht ins Konzentrationslager. Andere Familien kamen direkt ins Lager. Auch unsere anderen Verwandten waren schon zuvor ins Konzentrationslager gekommen.

Mein Vater und andere Männer aus unserer Familie arbeiteten beim Heereszeugamt, zum Teil waren sie bei der Flugzeugproduktion. Ich arbeitete bei der Verdunklungsfabrik. Wir hatten keine besonderen Schikanen bei der Arbeit zu erleiden, ich kann mich an nichts dergleichen erinnern. Sie sahen ja, daß wir gut und willig arbeiteten. Die Gestapo holte uns zur Arbeit ab und brachte uns anschließend zurück. Die Gestapo war sehr streng. Einmal schlugen sie meinen Vater, er war wegen einer Behinderung nicht schnell genug in den Transportwagen eingestiegen.

Nicht weit von unserer Wohnung entfernt war das sogenannte Zigeunerlager Marzahn. Der Platz war umzäunt wie ein Konzentrationslager, viele Sinti waren dort auf dem Platz. Die meisten von ihnen kamen weg in die Vernichtungslager in Polen. Von Ende 1942 an hatten auch wir ständig Angst, daß man uns fortbringt. 1943 kam die Gestapo zu uns, sie holten uns aus unserer Wohnung, unsere Wohnung wurde versiegelt. Wir kamen auf das Polizeipräsidium. Nachdem sie uns überprüft hatten, unsere Arbeitsunterlagen, nachdem sie Auskunft von unseren Arbeitsstellen eingeholt hatten, und nachdem sie sahen, daß wir keinen Widerstand leisteten, durften wir zurück.

1942 oder 1943 fing es an mit den Sterilisierungen. Meine Mutter und meine Schwester wurden 1944 zwangssterilisiert. Auch die Männer wurden sterilisiert, aber die Nazis schafften es nicht mehr, alle Sinti zu sterilisieren, 1945 war der Krieg zu Ende.

Einer meiner Onkel und auch andere von unseren Männern waren beim Militär, bei der Wehrmacht. Als die Rassenforscher herausfanden, daß sie Sinti waren, wurden sie entlassen, gegen Kriegsende wurden viele von ihnen noch zur Organisation Todt eingezogen.

Gegen Ende des Krieges wurden unsere Lebensmittelkarten eingezogen, wir hatten nichts mehr zu essen. Nicht einmal Kartoffelschalen bekamen wir noch. Für meine kleinen Geschwister war es sehr schlimm in Berlin, sie waren noch sehr klein, und wir hatten damals keine Milch, kein Brot. Es war ein sehr schlimmes Leben.

1945 kam die Russische Armee und nahm Berlin ein. Für uns war das die Befreiung. Wir liefen ihnen weinend entgegen. Die Russen holten uns aus unserem Splittergraben heraus, meine Mutter sprach perfekt russisch.

Die letzten Wochen war in Berlin Angriff auf Angriff gefolgt, es wurde ununterbrochen geschossen. Es war unmöglich, auf die Straße zu gehen, die Flak schoß, die Stalinorgeln schossen, die Bunker wurden beschossen. Wir waren froh, daß wir wenigstens in unserem Splittergraben sitzen konnten.

Mein Antrag auf Wiedergutmachung wurde immer abgelehnt. Es hieß, ich hätte keinen Anspruch. 1982 bekam ich aus dem Härtefonds fünftausend Mark.



*„Auch alte Leute
haben geweint“*

Renate Meinhardt

geb. 1934

Ich kann mich erinnern, wie in Ludwigshafen in der Nacht ein Lastwagen kam, wir waren die letzten, die sie geholt haben. In den Lastwagen waren schon viele Sinti. Die Mama hat uns genommen und gesagt, daß wir jetzt alle wegkommen. Als wir fragten, da sagte sie, daß sie es nicht weiß. „Lieber Gott, wohin werden sie uns bringen?“, so sprach sie vor sich hin, „lieber Gott, ich hoffe und bitte, daß sie uns nicht in ein Lager bringen, da kommen wir nicht mehr raus.“

Wir wurden zum Bahnhof gebracht, überall war Polizei und SS. Sie riefen: „Schnell, schnell, einsteigen!“ Daran kann ich mich noch erinnern, es waren so viele Menschen, daß wir beim Einsteigen übereinander stolperten. Die Bahn war schon überfüllt. Es waren so viele Menschen, daß wir kaum Luft bekamen. Mutter sagte, wir sollten uns alle an ihr festhalten, damit sie uns nicht verliert.

Sie brachten uns nach Asperg. Vom Bahnhof aus mußten wir den langen Weg nach oben gehen. Auf der Festung waren wir ein paar Tage. Dann ging unser Transport nach Polen. Aber das haben wir damals nicht gewußt, wir Kinder schon gar nicht. Ich war damals noch nicht ganz sechs Jahre alt.

Wir sind dann vom Bahnhof in Asperg mit vielen, vielen Menschen in einen großen Zug gekommen. Die Bahn fuhr zwei, drei Tage immer fort, fort, fort. Wir hatten nichts zu essen, aber am schlimmsten war der große Durst.

Wir haben geweint, auch viele von den Erwachsenen haben geweint, auch alte Leute haben geweint. Einige sind während der Fahrt gestorben, alte Leute, aber auch junge Menschen. Wenn der Zug unterwegs hielt, wurden die Toten ausgeladen.

Der Zug fuhr tags und nachts, manchmal mußten die Gleise erst wieder frei gemacht werden, es war ja Krieg. Einmal, als der Zug wieder anfuhr, ist hinter uns eine Bombe eingeschlagen, das weiß ich noch wie heute, der ganze Zug wackelte, alle im Zug sind umgefallen, wir Kinder, auch die Mama und Vater. Die Bombe ist

eingeschlagen, aber uns ist nichts passiert. Die Fahrt ging weiter. Die ganze Zeit hatten wir nichts zu essen.

Irgendwann ging die Fahrt dann nicht mehr weiter, die Gleise waren kaputt. Jemand rief, wir sollten alle aussteigen. Wir sind alle aus dem Zug raus und standen auf der Straße. Keiner wußte, wie es weiter gehen würde. Es kamen Lastwagen und wir wurden in ein Lager transportiert.

Ich weiß nicht mehr, wie das Lager hieß, es war ein Gefangenenlager. Ich kann mich an den Stacheldraht erinnern, es waren schon Menschen dort im Lager. Es wurden der Name unseres Vaters aufgerufen, und Mutter sagte, daß uns hoffentlich nichts passiert. Wir sind alle zusammen nach vorne gegangen. Einer in Uniform fragte: „Gehört ihr alle zusammen?“ Vater sagte ja, und so kamen wir mit einem Transport nach Radom.

Ich kann kaum davon reden, es war ein sehr großes Leid, das wir erfahren mußten. Meine Mutter hat das nie vergessen können.

In Radom wurden wir einmal mitten in der Nacht, um zwei oder drei Uhr, geweckt. Es hieß: „Alle aufstehen, mitkommen, alle, auch die Kinder!“ Einer von den Bewachern kam zu uns, und weil unsere Großmutter nicht so schnell konnte, hatten wir Angst, daß wir erschossen werden. Meine kleine Schwester schlief auch noch, und der Soldat beugte sich über sie und sagte: „Mein Gott, ist die schön.“ Der Soldat ließ daraufhin sie und unsere Großmutter in der Baracke, wir anderen mußten mitkommen.

Damals wurden viele ermordet, ganze Familien waren danach verschwunden. Wir kamen in eine Schreibstube, alle Namen wurden aufgeschrieben. Wir kamen alle in einen Raum. Meine Cousine mit ihrer Tochter wurde hereingebracht, ihr Name wurde aufgerufen. Meine Mutter rief, daß wir zusammen gehören, daß wir nicht getrennt werden sollen. Wir kamen in einen anderen Raum, es war so eng, daß wir kaum atmen konnten. Es gab auch kein richtiges Fenster in dem Raum, aber wir hörten, daß viele Familien mit Lastwagen weggebracht wurden. Plötzlich wurde meine

Mutter aufgerufen, sie durfte bleiben, weil ihr Mann in der Munitionsfabrik arbeitete. Meine Cousine durfte aber nicht bleiben, meine Mutter hat so sehr gebeten für sie.

Tagelang hat Mutter geweint wegen meiner Cousine und dem kleinen Kind, sie konnte nie vergessen, wie die beiden geweint haben. Wir haben gesehen, wie sie mit dem Lastwagen abgeholt wurden. Wir haben sie nie wieder gesehen.

Mama hat uns später erzählt, daß alle erschossen wurden. Das habe ich erst später gehört, daß damals so viele Menschen erschossen worden sind. Einer von ihnen sei nackt entkommen, den hätten sie später im Wald erschossen. Aus den Gräben sei das Blut herausgekommen. Ich habe viele tote Menschen gesehen, viele tote Kinder, ich kann das nicht vergessen.

Wir mußten damals Gräben ausheben in den Wäldern. Es hieß, daß es Schützengräben wären, aber in einem dieser Gräben sind die Menschen erschossen und vergraben worden.

Auch wir Kinder mußten arbeiten und Sand schaufeln. Mama hat sich dann immer beeilt und mir unauffällig geholfen. Ich war noch klein damals, je tiefer gegraben wurde, um so schwerer wurde es für mich. Manchmal konnte ich nicht mehr, dann hat Mutter mir geholfen. Das durfte die SS nicht sehen, sonst hätten sie uns erschossen. Viele wurden erschossen, weil sie nicht schnell genug waren, weil sie erschöpft waren. Die SS ist immer am Rand der Grube auf und ab gegangen. Wer erschossen wurde, der blieb einfach dort liegen. Es war furchtbar. Wer nebenan arbeitete, der mußte weiter arbeiten, als ob nichts wäre, sonst wäre er auch erschossen worden. Ich bin einmal bei der Arbeit gefallen, da hat mir sofort einer der SSler einen Tritt gegeben, daß ich weit geflogen bin. Er hat gleich auf mich gezielt mit dem Gewehr, aber meine Mutter hat mich schnell hochgezogen. Wenn meine Mutter nicht so schnell reagiert hätte, der hätte mich erschossen.

Wir waren wieder auf Transport in ein anderes Lager, als plötzlich ein Fliegerangriff kam. Überall hat es gebrannt. Es war bitter kalter

Winter, Mutter hat unsere Füße mit Lumpen eingewickelt. Wir hatten keine Schuhe. Jemand hatte einen Schlitten, auf dem konnte ich sitzen. In dem Durcheinander bin ich hinunter gefallen, alle sind gerannt. Ich habe mich an der Großmutter festgehalten, sie konnte aber nicht so schnell laufen. Meine Mutter hat mich auf den Arm genommen. Überall war Rauch und Staub, es fielen Bomben. Überall lagen Tote, es war furchtbar. Da habe ich Großmutter das letzte Mal gesehen. Wir haben alle geweint, am schlimmsten war es für die Mama, weil sie nie mehr etwas von der Oma gehört hat.

Später sind wir von der Roten Armee befreit worden, ich weiß nicht mehr, wie der Ort hieß, wo wir damals waren. Für uns Kinder war es am schönsten, als die Amerikaner kamen. Sie zeigten uns, wie man Kaugummi kauen mußte, und es gab Schokolade und Brot. So viel Brot hatten wir bis dahin noch nie gesehen. Wir waren ausgehungert, wir waren als Kinder nur noch Haut und Knochen.

1945 sind wir wieder zurück nach Heidelberg gekommen. Wir wohnten dann bei unserer anderen Oma in der Pfäffengasse. Wir sind in die Lieselotte-Schule gegangen, aber wir haben damals kein Deutsch mehr verstanden, deshalb war es für uns eine harte Zeit. Die Lehrer haben sich nicht um uns bemüht, deshalb können mein Bruder und ich nicht lesen und schreiben.

Später haben wir Schulgeld bekommen, unser Vater hat für uns die Anträge gestellt. Es waren wohl so um die dreitausend Mark. Alle anderen Anträge auf Entschädigung wurden abgelehnt. Erst sehr viel später hat der Zentralrat unsere Entschädigung durchgesetzt. Das war Ende der Achtziger Jahre. Ich bekam eine Nachzahlung und eine Rente, vor sechs oder sieben Jahren auch noch eine Haftentschädigung von sechstausend Mark für die Zeit, in der wir im Radom im Ghetto waren. Meine Eltern haben das nicht mehr erlebt, Vater ist 1977, die Mama 1986 gestorben.



Mai 1940, Hohenasperg,
Sinti-Familien vor der Deportation nach Polen



**„Einige von den
Mädchen, die
da waren,
haben ein Lied
über Auschwitz
gedichtet“**

Angela Mettbach
geb. 1934

Wir waren in Frankfurt in einem Zwangslager ausschließlich für Sinti. Das Lager hieß Riederwald. Wir waren damals noch kleine Kinder, ich war vier oder fünf Jahre alt. Ich bin 1934 geboren, mein Bruder, der war 10 oder 11 Jahre alt, der ging schon damals arbeiten mit unserer Mutter. Unsere Mutter hat damals in Frankfurt in der „Mitteldeutschen Lackfabrik“ gearbeitet.

Wir mußten auf dem Platz leben. Der Platz war umzäunt mit Stacheldraht und vorne am Eingang war immer ein Polizist. Ich weiß nicht mehr genau, wie viele Polizisten es insgesamt waren, einer hieß Himmelheber, ein anderer hieß Kegel, die zwei haben zusammen gearbeitet. Die waren meistens da. Wenn man raus oder rein kommen wollte, mußte man sich melden und die Hand hoch heben. Aber wir Kinder durften nie aus dem Lager raus, nur diejenigen, die draußen arbeiteten, so wie unsere Mama.

Für uns Kinder gab es zwei Dinge, die am schlimmsten waren, der Fliegeralarm und wenn die Wachmannschaft die Familien aufgerufen hat.

Eines Tages wurde unsere Mutter von der Wachmannschaft gerufen. Rosalia Winterstein sollte nach vorne kommen. Unsere Mutter sagte zu unserer Tante Heidla: „Kinder, jetzt kommen wir wahrscheinlich fort, er hat mich gerufen, jetzt holen sie uns bestimmt und bringen uns weg“.

Es mußten alle Familien heraustreten, wenn die Wachmannschaften gerufen hatten. Wir mußten alle aus den Wagen herauskommen und uns in Zweierreihen aufstellen. Die Polizisten liefen dann zwischen den Reihen durch. Wir hatten furchtbare Angst und weinten alle, meine Mutter wiederholte immer nur: „Jetzt kommen wir weg“. Einer der Wachposten hat das bemerkt und sagte meiner Mutter, daß nicht unsere Familie gemeint gewesen sei. Es waren noch andere Familien im Lager, die auch Winterstein hießen. Die haben sie dann in die Konzentrationslager deportiert. Wir hatten Glück, uns hatten sie nicht ausgesucht. Vor dem Lager fuhr die Züge, das waren alles Waggons, mit denen man sonst Vieh transportiert. Diese Züge haben vor dem Lager angehalten und die

Menschen mitgenommen. Wir wußten, daß es andere Lager gab, nicht nur Buchenwald und Mauthausen, sondern auch Auschwitz. Vom Lager Riederwald sind viele Familien direkt nach Auschwitz gebracht worden.

Eine Familie ist deportiert worden, daran kann ich mich noch gut erinnern, wie heute. Die Familie hatte ein kleines Baby, es war noch sehr klein. Die Frau hatte für das Kind nichts anzuziehen, deshalb haben die Frauen ein Inlett genommen und in Stücke gerissen für das kleine Kind, um es einzuwickeln. Die Menschen sind alle weggebracht worden.

Einige von den Mädchen, die da waren, haben ein Lied über Auschwitz gedichtet und gesungen, aber ich weiß nicht mehr wie das geheißen hat. Meine Schwester, kennt noch die Lieder, die sie dort gedichtet haben im Lager.

Unser Vater war damals schon in Konzentrationslager Buchenwald. Einer meiner Onkel, der Bruder meiner Mutter, war damals in Mauthausen. Viele von unseren Verwandten waren in den Konzentrationslagern. Mein Vater war nicht mit uns im Lager, er ist schon viel früher in ein anderes KZ-Lager gekommen.

Die andere Angst war der Fliegeralarm. Fliegeralarm gab es später auch am Tage. Frankfurt war oft bombardiert worden, und das Zentrum lag ja nicht weit weg vom Riederwald. Wenn Frankfurt bombardiert wurde, dann war es für uns schlimm. Das war für uns Kinder fürchterlich schlimm. Unsere Mama ist immer nach Hause gelaufen gekommen, während des Fliegeralarms. Sie kam immer zu uns Kindern ins Lager gerannt. Wir waren ja alleine.

Wenn es des Nachts Alarm gab, dann war es noch schlimmer. Wir Kinder und auch die Erwachsenen haben alle geschlafen, unsere Mutter war doch müde von der schweren Arbeit, die sie in dem großen Lager verrichten mußte. Wenn in der Nacht Fliegeralarm war, wenn die Sirenen heulten, sagte die Mutter: „Steht auf, steht auf, jetzt werfen sie Bomben“. Wir wohnten in einem kleinen Wagen, und es dauerte, bis sie uns jedesmal aus dem Bett hatte. Wir

liefen des Nachts vor zum Lagertor, aus dem Lager raus, unter einem Zaun durch und unter eine große Brücke. Ich glaube, es war eine Straßenbrücke, vielleicht von der Autobahn, und unter dieser Brücke haben wir uns alle versteckt. Es waren viele Sinti, die dort hin liefen vom Lager, im Lager gab es gar keinen Schutz.

Ich glaube heute, wenn wir im Lager geblieben wären, das uns dort nichts passiert wäre, denn dort ist nie eine Bombe gefallen. Denn bis wir unter diese Brücke kamen, mußten wir über ein großes Feld und durch ein Wäldchen laufen, wenn sie diese Christbäume warfen, wie sie genannt wurden, ich glaube es waren Phosphorbomben, die sie geworfen haben, denn wenn die gefallen sind ist es immer ganz hell geworden. Wir liefen alle hinter unserer Mutter her, durch das kleine Wäldchen bis wir unter dieser Brücke kamen. Dann hörten wir, wie die Bomben überall einschlugen, und uns ist nichts passiert. Ich glaube, daß Gott bei uns war, weil uns nichts geschehen ist.

Wenn dann Entwarnung war, dann sind wir wieder zurück gelaufen. Für uns war es doch verboten, in den Luftschutzbunker zu gehen, und erst recht, das Lager zu verlassen. Wir haben versucht, in den Luftschutzbunker zu kommen, aber die andern haben uns immer wieder rausgeworfen. Ich weiß noch, daß wir bei einem Fliegeralarm in den Bunker wollten, aber man hat uns nicht rein gelassen. So ist Mama mit uns unter einen Lastwagen geschlüpft. In die Schule durften wir auch nicht, das war uns verboten. So waren wir nicht in der Schule.

Als dann der Krieg schon fast aus war, liefen wir aus dem Lager raus und hin zu dem kleinen Wäldchen. Mama sagte, daß sie in die Ortschaft, die dort lag, gehen wollte. Wir hatten ja nichts zu Essen. Bei uns war Ihre Schwester, die Heida, und deren Kinder. Auf einmal sahen wir die Flieger kommen. Die Tiefflieger kamen bis ganz nach unten, weit nach unten, dann haben sie gefeuert. Unsere Tante hat uns ganz schnell mit dem Deckbett zugedeckt. Mama kam nach einer Weile aus dem Ort zurück und sagte, da vorne auf der Wiese war ein kleines Mädchen, das die Flieger getroffen hätten. Es ist tot, sagte sie. Mama kam gerade noch einmal lebend zurück.

Wir gingen wieder zurück ins Lager. Wir litten fürchterlich Hunger. Wenn wir Menschen irgendwo essen sahen, dann standen wir da und fingen an zu weinen. Niemand konnte uns etwas geben, denn es war nichts da.

Unser Vater war in Buchenwald, das war ein bekanntes, großes Lager. Die Häftlinge bekamen gar nichts zu essen. Wir hörten, daß es dort noch sehr viel schlechter war als bei uns. Wir konnten uns wenigstens manchmal ein paar Kartoffelschalen auf dem Ofen braten. Mein Vater war in einem Konzentrationslager, mein Onkel, und mein Bruder, der Betzi, alle waren sie im Konzentrationslager.

Unsere Mutter bekam doch ein paar Pfennige Lohn für ihre Arbeit, und am Anfang haben wir noch Lebensmittelkarten bekommen. Unsere Mutter hat von dem wenigen, das wir an Essen bekamen, noch etwas gespart für ein Paket, das sie dem Vater, dem Bruder, dem Onkel in die Konzentrationslager schicken wollte. Auf einmal wurde die Mama krank, sie bekam eine doppelseitige Lungentzündung. Wir Kinder waren da alleine; zum Glück war noch die Tante da. Wir hatten Hunger, und unter dem Bett war das Paket mit den wenigen Lebensmitteln. Die Tante holte das Paket hervor und sagte, wir sollten davon essen. Wir Kinder waren nicht von selbst an das Paket gegangen.

Ich weiß nicht mehr, wie viele Wochen unsere Mutter in dem Spital war. Wir Kinder waren gerade auf uns selbst angewiesen. Nachts im Bett, wenn wir uns schlafen legten, beteten wir Kinder zusammen. So waren wir erzogen worden. Ich glaube, Gott war da schon bei uns. Und dann sagten wir uns gute Nacht, weil wir ja nicht wußten, was uns bevorstand. Aber Gott hat uns Kinder beschützt. Ich erinnere mich an vieles nicht mehr, ich war ja noch zu klein.

Wir Kinder sahen manchmal, daß die Frauen zum Tor schauten, ob die Posten schauten. Dann haben die Frauen den Zaun etwas hoch gehoben und sind unter dem Zaun durch geschlüpft. Die Wachposten, der Himmelheber oder der Kegel, durften das nicht sehen. Man durfte doch nicht raus, das war verboten. Die Frauen gingen dann, um etwas Eßbares zu organisieren.

Ich kann mich auch noch erinnern, wie die Mutter einmal zur Arbeit ging, und wie ich an diesem Zaun stand und weinte wie es nur ging und rief „Mama, Mama komm doch zurück, Mama, Mama nimm mich mit“. Aber sie durfte und konnte mich nicht mitnehmen.

Von uns, die wir kurz vor Kriegsende noch im Lager waren, kam dann bis zum Kriegsende niemand mehr in ein Konzentrations- oder Vernichtungslager. Wir blieben in dem Frankfurter Lager, bis der Krieg zu Ende war. Es kamen dann Zeitungen, in denen Bilder von den Männern und Frauen waren, die die Konzentrationslager überlebt hatten und die wieder nach Hause kamen. Es gab lange Namenslisten, und wir fanden den Namen von einem Onkel. Endlich stand auch unser Vater einmal auf einer Liste und wir warteten und warteten und er kam nicht. Unser Vater ist aus dem Lager gekommen, aber er ist nicht mehr zu uns zurückgekehrt. Es kam mein Bruder, der Betzi, aus dem Lager zu uns. Er hat dann angefangen, etwas einzutauschen, später hatten wir wieder ein Pferd und dann bald auch einen Wagen. So half mein Bruder unserer Mutter, uns alle zu versorgen.

Vom Lager weiß ich nicht mehr sehr viel, aber am besten ist mir in Erinnerung, daß wir Kinder nie raus durften, daß vorne immer die Polizei stand. Das Lager hat man vor einigen Jahren erst als Zwangslager anerkannt. Das Lager in Riederwald und das Lager in der Dieselstraße.

In der Lackfabrik, in der Mama gearbeitet hat, hat sie Krankheiten davon bekommen. Sie hat sehr schlimmes Asthma bekommen. Als sie einen Antrag auf Entschädigung stellte, hat sie nichts, nichts bekommen. Der Rechtsanwalt, bei dem sie war, der hat sie noch nicht mal darüber aufgeklärt, daß unsere Mutter auch für uns einen Antrag hätte stellen müssen. Sie dachte, es sei ein Antrag für die Familie. Der Rechtsanwalt ist gestorben, und sie hat nichts bekommen. Sie hat überhaupt nichts bekommen, und das, obwohl sie sich in der Fabrik kaputtgemacht hat. Wir haben später unsere Anträge nachgeholt und haben dann Schulgeld bekommen.



*„Viele Leute, die
wegkamen, hat
man nie mehr
gesehen“*

Rigo Mettbach

geb. 1935

Ich bin 1935 geboren. Mein Vater war damals noch beim Militär. Mein Vater war als Soldat bei der Wehrmacht, ab und zu besuchte er uns für zwei oder drei Tage, wenn er Urlaub bekam. Ich hörte ihn immer, ich erkannte seinen Gang, wenn er gelaufen kam. Er hatte so große Kommissstiefel mit Nägeln in der Sohle. Ich lief dann zum Großvater und sagte ihm: „Der Vater kommt!“ Dann freute sich der Großvater immer sehr. Wenn der Vater kam, dann hatte er immer einen Rucksack und brachte etwas mit. Er brachte manchmal Speck, aus Frankreich brachte er einmal Tabak. Alles, was er brachte, war in dem Rucksack. Und dann ging er wieder.

Später wurde der Vater von der Wehrmacht entlassen und mußte auf dem Lagergelände und an den Gleiskörpern der Reichsbahn Zwangsarbeit leisten. Auch im Steinbruch außerhalb des Lagers mußten mein Vater und sein Bruder arbeiten. Dort mußten noch viele andere Sinti aus dem Lager arbeiten. Am Höherweg 311, am Lager in Düsseldorf, ging die Bahn vorbei, da standen immer Loren und Waggons. Der Vater arbeitete dort, sie mußten Schienen legen.

Im Lager Höherweg waren viele Sintifamilien. Es waren zehn oder noch mehr lange Steinbaracken mit Eisentüren. Aus dem Lager in Düsseldorf wurden manchmal Menschen weggebracht. Ich kann mich daran erinnern, es lief folgendermaßen ab: Sie kamen morgens, in aller Frühe. Die Polizei rief alle Leute zusammen, alle mußten raus und vor den Baracken antreten. Jede Familie, jeder einzelne mußte raustreten. Sie hatten eine Liste mit den Namen der Familien, wie Mettbach, Winterstein und so weiter, und die Familien mußten dann aus der Reihe heraustreten und wurden weggebracht ... alle. Manche wurden mit Autos weggebracht, manche mußten zu Fuß bis zum Bahnhof laufen.

Ich erinnere mich noch an meine Tante Gudi, wie sie damals weggebracht wurde. Sie liefen vom Lager bis zum Bahnhof. Sie hatte mir kleine rote Stiefelchen geschenkt, Nikolausstiefel. Dann kam sie weg.

Vielleicht war das Lager in Düsseldorf weniger grausam als manche andere Lager? Jemand, der älter ist, wüßte besser darüber Bescheid.

Viele Leute, die wegkamen, hat man nie mehr gesehen, die kamen nicht mehr zurück. Es kamen viele Menschen weg, ich kann mich an einige Namen erinnern. Einer hieß Rohro, eine von den alten Frauen hieß Zargeli. Sie kam mit ihrer Mutter weg und mit ihrem Sohn Gogo. Ihr Sohn war ein sehr großer Mann, aber er war geistig ein wenig verwirrt. Ich hörte das von Menschen, die das Lager überlebt haben. Die SS hat den Gogo aus dem fahrenden Zug geworfen, so wurde es mir erzählt.

Das Lager wurde von Polizei bewacht. Einer paßte besonders auf, der hieß Arens. Er hatte zwei Hunde, zwei Schäferhunde. Das Lager war rundum eingezäunt, die Betonpfosten waren oben dann nach innen gedreht. Oben lief dann noch Stacheldraht entlang. Es gab zwei große Tore, zwei Eingänge. Einmal sind mein Cousin, der Kalo, und ich aus dem Lager geschlichen, um draußen spazieren zu gehen. Wir liefen die Bahnschienen entlang, weg vom Lager. Der Arens hat uns auf dem Fahrrad verfolgt, mit den zwei Hunden. Zum Glück hatten sie Maulkörbe um. Ich rief noch: „Achtung, die Hunde kommen!“ und legte mich schnell hin. Aber mein Cousin lief weg und die Hunde haben ihn zusammengeklammert. Sie haben ihn aber nicht gebissen. Wir liefen schnell wieder zurück ins Lager. Ich weiß nicht, was sonst mit den Menschen passiert ist, die unerlaubt das Lager verließen.

Einmal bin ich mit meinem Cousin durch den Zaun geschlüpft und wir sind rüber zu den Bahnwaggons. Da waren leere Benzinwaggons, in denen es unten immer noch ein bißchen Benzin gab. Mein Cousin kletterte mit einer Flasche in einen der Wagen, zum Glück blieb ich oben stehen. Er wollte Benzin in die Flasche füllen und auf einmal ist er umgefallen. Ich habe geschrien was ich konnte, da kam ein Mann, der Wendelin, und sein Sohn. Die sind die Leiter hoch und haben meinen Cousin raus geholt, er wäre sonst tot gewesen. Wäre ich mit in den Wagen geklettert, wären wir beide tot gewesen und kein Mensch hätte uns gefunden.

Der Polizist, der Arens, hat den Hund von einem der Mädchen erschossen. Ich weiß nicht, was genau gewesen war. Die Adelleid, so hieß das Mädchen, hatte einen Hund, und der Arens hatte den

Hund mit zu sich genommen. Der Arens wohnte direkt am Lager, er hatte ein eigenes kleines Häuschen und dort hat er das Tier erschossen.

An die Lebensmittelkarten kann ich mich noch erinnern. Zu der Zeit war das so. In den Karten waren kleine Marken, wie Briefmarken, darauf stand Zucker, Brot, Butter und so weiter. Man bekam nicht alles auf einmal, nur eine Ration. Wenn wir in den Laden gingen, dann schnitt die Frau diese Marken mit der Schere ab.

Ich erinnere mich daran, das es oftmals Fliegerangriffe gab. Düsseldorf war ja auch eine Großstadt. Es gab viele Angriffe. Wenn wir zu Bett gingen, dann immer schon angezogen, bis auf die Schuhe. In manchen Nächten gab es zwei oder drei Angriffe. Manchmal gab es ohne Vorwarnung direkt Vollalarm. Dann war es für uns schon zu weit, um noch in den Wald zu laufen. Nachts liefen wir über den Bahndamm, wie oft ist mein Großvater da über die Schienen gefallen. Die Großmutter hatte einen Schlaganfall, wir schoben sie im Kinderwagen mit.

Wir hatten Angst, wenn sie sogenannte Christbäume abwarfen. Es wurde dann ganz hell, und dann bombardierten sie. Die Menschen schrien, wenn die großen Luftminen abgeworfen wurden, dann fiel im Bunker die Erde von der Decke. Die Menschen schrien und weinten, manche beteten, die Kinder weinten, und die Männer sagten, wir sollten ruhig sein, weil uns sonst die da oben hören würden.

In die Bunker durften wir nicht hinein. Es gab einen Luftschutzbunker an der Bahn, es ging den Damm hoch und neben einer Brücke war ein Bunker, ein sogenannter Splitterbunker. Er bestand nur aus dicken Holzbalken, es gab keine Türen, es führten nur Gänge hinein. Der Bunker war dick mit Erde überdeckt. Der war genau neben dem Bahndamm. Dort sind wir hineingeschlüpf. Weiter im Berg drinnen gab es Betonbunker, aber die waren bewacht, dort konnten wir nicht hinein.

Nicht weit vom Lager entfernt, vielleicht zwei Kilometer, stand die Flak. Wenn die Flieger kamen, suchte die Flugabwehr mit großen Scheinwerfern den Himmel ab. Um die ganze Stadt herum waren solche Scheinwerferbatterien. Die Flak schoss, wenn die Flieger kamen, wir hörten die Flaksplinter herunterfallen. Sie fielen auf die Dächer, manchmal brachen bei uns die Fenster.

Düsseldorf wurde bombardiert, von den Amerikanern und den Engländern. Ringsum alles war bombardiert worden, alles war wie abgemäht, die Fabriken brannten alle. Aber das Lager ... nichts. Ich glaube, das Lager war von den Amerikanern geschützt. Dann warfen sie Flugblätter ab, man konnte unsere Baracken darauf erkennen. Nur einmal fiel eine Bombe auf das Lager, aber aus Versehen. Eine viereckige Bombe, mit Zünder oben, eine Phosphor-Brandbombe. Aber sie explodierte nicht.

Ich erinnere mich, daß meine Tante Gudt, die mir die Stiefelchen geschenkt hatte, aus dem Lager zurückkam, und bei uns wurde noch immer bombardiert. Ich weiß nicht, wie lange meine Tante weg war, aber bei uns wurde noch bombardiert und gekämpft. Einmal des Nachts war ein schweres Bombardement, wir hatten Angst und wollten in einen anderen Bunker, in so einen, in den auch die Deutschen flüchteten. Aber noch immer ließen sie uns nicht hinein. Da mußten wir wieder zurücklaufen, bis unter die Brücke, dort warteten wir auf die Entwarnung.

In der Nähe waren auch russische Zwangsarbeiter. Auf den Zäunen waren so Rohre, man konnte nicht darüber klettern. Die Zwangsarbeiter haben nach Brot geschrien, aber wir hatten doch selber nichts zu essen. Die Russen haben für uns kleine Spielsachen gemacht. Enten aus Holz, und auch angemalt. Wir Kinder wollten natürlich Spielsachen haben, und manchmal konnten wir ein kleines Stück Brot zu ihnen bringen. Es durfte niemand sehen, es war auch gefährlich. Wir wären eingesperrt worden, wenn man gesehen hätte, daß wir den Russen Brot geben. Wir haben das Brot über die Mauer geworfen, und die Russen haben Spielzeug zurück geworfen. Sie haben uns auch leid getan.

An meine Mama kann ich mich nicht erinnern. Ich kam 1935 zur Welt, meine Schwester wurde 1937 geboren. Kurz danach starb meine Mutter, ich habe sie nicht gekannt. Ich kenne sie nur von Bildern her. Meine Stiefmutter, die war in Auschwitz.

Nach dem Krieg war der Polizist Arens geflohen. Aber einige Männer suchten ihn und fanden ihn auch. Es war schon eine Weile nach dem Krieg. Sie haben den Arens verschlagen und ihn dann abführen lassen von den Alliierten. Gleich nach dem Kriegsende sind die Menschen allesamt aus dem Lager fort, regelrecht geflohen. Viele gingen ins Hessische, Marburg, Gießen, dort die Region.

Der Professor Pankok, der Maler, kam oft zu uns, zusammen mit seiner Tochter Eva. Wir waren noch kleine Kinder damals, ich erinnere mich noch, sie legten uns große Papierbogen vor und wir malten Pferde und Wagen. Sie nahmen dann die Bilder mit. Otto Pankok hatte eine Ausstellung in Düsseldorf, an der Kunstakademie. Ein sehr guter Mann war das. Manchmal haben sie uns zu Kaffee und Kuchen eingeladen. Oder sie brachten uns Schokolade mit, das hat man damals nur selten bekommen.

Alleine von uns sind mindestens sieben oder acht Familien nicht mehr aus den Konzentrationslagern zurückgekehrt. Mein Vater hat in Düsseldorf in den fünfziger Jahren einen Antrag auf Entschädigung gestellt, damals wurde alles abgelehnt, sogar das Schulgeld.

Ich habe auch keine Entschädigung erhalten, auch nicht aus dem Härtefonds. Bis heute nicht.

**„Sie blieb bei den
Kindern, meine
Mutter“**

Maria Peter

Unsere Familie wurde in Berlin festgeschrieben, wir durften die Stadt nicht mehr verlassen. In Berlin wurde damals ein Ghetto, ein Lager für Sinti eingerichtet: Marzahn. Marzahn war eine Art Sammellager, ein Zwangslager. Sinti aus der ganzen Stadt und aus der ganzen Umgebung wurden in dieses Lager gebracht. Vorne am Eingang war ein Schlagbaum, daneben der Polizeiwachposten. Das Lager durfte man nur mit Erlaubnis des Wachposten verlassen. Wir kamen in dieses Lager.

Ich ging zur Zeit in Berlin in die Schule, ich war ja schulpflichtig. Für die Kinder wurde dann eine Baracke im Lager Marzahn aufgestellt, es kam ein Lehrer. In dieser Schulbaracke wurden auch die Rassenuntersuchungen mit uns gemacht, dorthin kamen die Ärzte, die Rassenforscher.

Irgendwie haben es meine Eltern geschafft, eine Wohnung zu bekommen, und wir durften in diese Wohnung ziehen. Wir wohnten am Straußberger Platz in der Palisadenstraße 95. Wir wohnten im Hinterhaus. Es gab dort eine Kohlenhandlung, wir wohnten im ersten Stock.

Wir wohnten dort bis 1942, bis die Kriminalpolizei kam und uns abholte. Ich war damals dreizehn Jahre alt. Er war ganz früh am Morgen, als sie uns abholten. Ein großer Lastwagen stand unten auf der Straße, wir wurden auf das Polizeipräsidium gebracht. Dort blieben wir zwei oder drei Tage, bis der ganze Transport zusammengestellt war. Von dort ging der Transport nach Auschwitz.

Wir kamen schon 1942 nach Auschwitz. Wir haben die 360iger Nummern bekommen. Der Zug fuhr bis in das Lager hinein, wir kamen sofort in eine der Baracken, und als erstes wurden uns die KZ-Nummern tätowiert. Die Kinder haben die KZ-Nummer auf die Wade oder auf den Schenkel tätowiert bekommen. Die Kinder haben nicht lange gelebt.

Danach kamen wir in das Familienlager, in das sogenannte Zigeunerlager.

Viele von unseren Verwandten waren in Auschwitz, alle unsere Onkel und Tanten. Wir waren eine große Familie, wir waren alleine elf Geschwister. Zuerst kamen wir in Block 24, dann in Block 12. Ich kam gleich in Block 2, dort waren nur Mädchen aus der Küche.

In Birkenau bekam ich Kopftypus, ich kam in den Krankenbau. Ich habe den Krankenbau überlebt und mußte danach beim Eisenbahnbau arbeiten. Wir mußten die schweren Eisenbahnschienen verlegen, wir mußten sie von einer Stelle an die andere tragen. Auch Rasen mußten wir ausstechen und verlegen. In diesem Kommando war ich, bis wir erneut auf Transport kamen.

Von unserer Familie waren etwa einhundert bis einhundertundfünfzig Menschen in Auschwitz-Birkenau. Von meinen Onkeln und Tanten waren auch die Kinder da. Meine Mutter war beim Stubendienst, sie mußte das Essen hereintragen. Es gingen verschiedene Transporte weg von Auschwitz, und viele von unseren Leuten kamen mit den Transporten weg. Immer ließen sie die Kinder, die nicht mitkommen konnten, bei meiner Mutter. So kam meine Mutter nie auf einen Transport. Es waren die Kinder von meiner Tante und von meinen Onkeln, deshalb hat sie die Kinder nicht alleine gelassen. Sie blieb bei den Kindern, meine Mutter.

Als sie uns nach Auschwitz deportierten, dachten wir, wir kommen in ein Arbeitslager, aber doch nicht, daß sie uns in ein Vernichtungslager bringen.

Jahrelang, jahrelang habe ich den Geruch von dem Rauch und den Verbrannten noch gerochen. Es war furchtbar, was mit den Menschen gemacht wurde. Es ging ja Tag und Nacht, daß dort Menschen verbrannt wurden. Aus den Öfen schlug oben Feuer und Rauch heraus, und wir haben uns gefragt, ob wir hier jemals lebend heraus kämen. Die SS hat gesagt, heraus kommen wir schon, aber da oben, durch den Kamin. Ich war noch jung damals und habe mir gar keine Vorstellung gemacht, mir war alles egal. Angst hatte ich, wir dachten alle, daß in der nächsten Stunde sie uns holen.

Die Häftlinge mußten immer wieder für die SS sogenannten Sport machen. Sie mußten die Lagerstraße auf und nieder, hinlegen, aufstehen, es war grausam. Menschen sind zusammengebrochen und die SS ging hin und schlug ihnen mit den Gewehrkolben ins Gesicht.

Am schlimmsten war es, wenn man Typhus bekam. Das hieß Bauchkrämpfe, Kopfschmerzen, Fieber. Fast alle haben Typhus bekommen in Auschwitz-Birkenau. Das Wasser war verseucht, es war ganz braun. Es gab nichts zu trinken, und die Kinder haben dieses Wasser getrunken und Typhus bekommen. Auch mein kleiner Bruder hat davon Typhus bekommen.

Als meine Tante Typhus bekam, wollte ich ihr ein paar Kartoffeln bringen. Ich war doch in der Schälküche. In der Pause wollte ich ihr drei Kartoffeln bringen, aber der Aufseher hat mich gesehen und rief mich an. Ich sagte, meine Tante ist krank, und er holte mich in die Küche zurück. Ich bekam fünf Schläge, anschließend mußte ich mit zwei großen Kartoffeln in den Händen in die Hocke gehen und in der Position die ganze Pause durch bleiben. Als die anderen nach einer halben Stunde zurück kamen, war ich wie tot von Schmerzen.

Es gab dann eine Latrinenbaracke, ein langes Brett, so lang wie die Baracke, Männer und Frauen mußten dort zusammen hingehen. Die Latrine mußte von Häftlingen sauber gemacht werden, das war Strafarbeit. In der Entlausungskammer mußten sich Frauen wie Männer ausziehen, die Haare wurden dort geschoren und die Häftlingskleidung ausgegeben. Es gab Blockälteste, die haben die Frauen schwer geschlagen.

Es kamen schwangere Frauen nach Birkenau, und Frauen mit kleinen Babys. Es gab keine Milch, und die Frauen konnten die Kinder auch nicht stillen. Die Kinder haben nicht lange gelebt in Auschwitz. Es gab für sie nichts zu essen.

Die Menschen sind in Birkenau bei vollem Verstand gestorben. In unserem Block war vorne und hinten ein Eingang, und hinten wurden die Toten übereinander gestapelt. Alle wurden hinter den

Block gelegt und abends kamen Lastwagen und wir konnten sehen, wie die Toten auf die Lastwagen geworfen wurden. Die Toten wurden von Häftlingen abgeholt, die aus dem Hauptlager kamen.

Einmal mußten wir uns mitten im Winter zum Appell aufstellen. Wir standen fünf Stunden in der Kälte, mit den Kindern. Wir dachten, jetzt werden wir in die Gaskammern geschickt. Es hieß, es käme eine Kommission, gleichzeitig war auch Blocksperrung. Wenn Blocksperrung war, dann wurden die Menschen zu den Gaskammern geschickt. Es gab Selektionen gleich an der Rampe, wenn die Menschen mit der Bahn angekommen waren. Es kam dann die SS und hat diejenigen von uns ausgesucht, die arbeitsfähig aussahen. Wir wußten noch nicht, weshalb. Ein paar Tage später wurden unsere Nummern aufgerufen und wir wurden in einem der vorderen Blocks eingeschlossen. Dann wurden wir abtransportiert. Wir dachten, wir werden jetzt vergast. Aber wir sind in das Hauptlager gebracht worden, wir wurden geduscht und bekamen neue Häftlingskleidung. Wir kamen auf Transport nach Ravensbrück.

Meine Schwester und ich sind nach Ravensbrück gekommen, wir blieben zuerst für sechs Wochen im Quarantäneblock. Von Ravensbrück aus kamen wir nach Schlieben. Dort mußten wir den Sprengstoff für die Panzerfäuste herstellen und abfüllen. Nachdem die Fabrik in Schlieben bombardiert worden war, brachten sie uns nach Altendorf, das als Außenlager zu Buchenwald gehörte. Dort haben wir wieder Munition hergestellt.

Als die Amerikaner näher kamen, stellten die Blockführer noch einmal Kolonnen zusammen, die mit einigen Aufsehern in Richtung Meerane marschierten. In einem Wald dort wurden wir von den Amerikanern befreit.

Wir haben später von einem Polen, der aus Auschwitz kam, gehört, daß alle Sinti dort vergast worden waren. Auch unsere Mutter und die Kinder, bei denen sie geblieben war. Der Pole, er hieß Bogdan, glaube ich, erzählte auch, wie sich die Sinti verteidigt haben, wie sie sich gewehrt haben mit allem, was sie in die Hände bekamen. Viele sind von der SS im Zigeunerlager erschossen wor-

den. Die kleinen Kinder haben sich überall versteckt, selbst in der Kanalisation. Aber alle sind vergast und ermordet worden.

Nur mein Vater, meine Schwester, ein Onkel und drei von meinen Cousins haben die Lager überlebt. Mein Vater hat in Auschwitz in der Musikkapelle spielen müssen, er kam dann auf einen Transport in eines der anderen großen Lager.

Mein späterer Mann kam erst sehr spät nach Auschwitz. Als er nach Birkenau kam, waren seine Angehörigen schon alle tot, seine Eltern, seine Geschwister. Nur sein kleiner Bruder lebte noch. Der kleine Bruder lag im Krankenblock. Als mein Mann da vorbei kam, rief sein Bruder nach ihm, aus einem Fenster des Krankenblocks. Erst als er näher ging, erkannte er seinen Bruder und fragte, wo die anderen seien. „Ich weiß nicht“, antwortete der Kleine.

Mein Mann kam dann auf einen Transport. Er wollte nicht mit, denn er wollte seinen Bruder nicht alleine lassen. Er durfte ihn aber auch nicht mitnehmen, der Bruder war erst fünf Jahre alt. Mein Mann hat jahrelang geweint, weil er seinen Bruder alleine zurück lassen mußte. Meine Mutter ging damals nicht mit auf den Transport; sie wollte die Kinder nicht alleine lassen. Das kann man nie vergessen.



*„Wir blieben in
Lackenbach,
bis wir befreit
wurden“*

Franz Reinhardt
geb. 1940

Wenn ich auch erst 1940 geboren wurde, so kann ich mich doch an vieles erinnern, natürlich am meisten an das, was mir meine Mutter oft erzählt hat.

Wir waren damals in Dorfgastein, als wir hörten, daß unser Vater im Konzentrationslager Buchenwald gestorben ist. Unser Vater ist schon 1939 nach Buchenwald gekommen. Ich bin im April zur Welt gekommen, mein Vater, der schon in Buchenwald war, ist kurz nachdem ich geboren wurde, dort im Lager gestorben.

Unsere Mutter ist damals mit uns Kindern geflohen, zuerst nach Berggastein, wo ich zur Welt gekommen bin. Von dort kamen wir in das Lager Maxglan, und später nach Lackenbach. In dem Lager Maxglan waren wir zwei Jahre. Es waren beides Lager für Sinti. In den Lagern war Not, es gab nichts zu essen, man mußte Hunger leiden und hat auch noch seine Schläge bekommen.

Lackenbach galt als sogenanntes Übergangslager. Die Menschen waren oft nur kurze Zeit dort und sind direkt von dort in das Zigeunerlager nach Auschwitz-Birkenau deportiert worden. Zuletzt waren nur noch zwei Familien aus Deutschland dort, eine Familie aus Villingen und wir. Die anderen kamen alle nach Auschwitz.

Wir waren damals neun Geschwister, meine Mutter erzählte es mir später. Ich war damals zwei Jahre alt. Meine Mutter ist einmal in zur Strafe in den Bunker gekommen, und ich war mit ihr in diesem Bunker. Ich habe noch eine Erinnerung daran. Es war ein Stehbunker, wir waren von morgens bis abends drin. Ich war bei ihr, sie hat mich festgehalten, es war sehr wenig Platz. Es war so eng, wie eine Flasche. Meine Mutter mußte stehen, sie konnte sich nicht setzen, und so stand sie mit mir da drinnen.

Uns ging es in dem Lager am schlechtesten, wir waren nur zwei Familien aus Deutschland. Die anderen, das waren alle Menschen aus Österreich. Ich weiß gar nicht mehr, wie wir dort hin gekommen sind. Unser Vater hat damals in Zirn gearbeitet. Er hat damals in Zirn eine Arbeitsstelle bekommen, und deshalb sind wir damals dorthin gezogen. Der Vater arbeitete im Straßenbau. Die Nazis

haben den Vater von seiner Arbeitsstelle weggeholt und in das Konzentrationslager nach Buchenwald gebracht.

Unseren Wagen, die Pferde und alle unsere Sachen, die wir besaßen, wurden von den Nazis beschlagnahmt, das ist alles da geblieben.

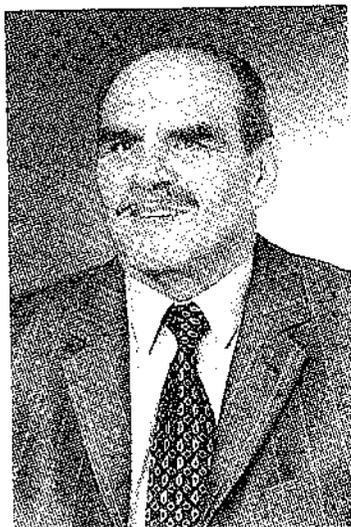
Meine älteren Brüder mußten vom Lager in Lackenbach aus bei den Bauern arbeiten. Sie mußten als Hirten auf das Vieh, auf Kühe und Schweine aufpassen. Meine Brüder haben von den Bauern oft Schläge bekommen. Wenn sie abends zurück ins Lager kamen, dann sahen sie schlimm aus. Sie wurden regelrecht geschunden. Sie wurden geschlagen, beschimpft und schikaniert. An mehr Einzelheiten kann ich mich nicht erinnern, ich war ja noch zu klein.

Wir blieben in Lackenbach, bis wir befreit wurden. Ich war fünf Jahre alt, als wir befreit wurden.

Wir haben später Probleme mit der Entschädigung gehabt, weil die Behörden die Lager in Maxglan und Lackenbach nicht als Konzentrationslager anerkennen wollten. Erst sehr viel später wurden Maxglan und Lackenbach in die Listen der nationalsozialistischen Konzentrationslager aufgenommen.

An Entschädigung habe ich nichts bekommen. Erst vor ein paar Jahren habe ich fünftausend Mark aus dem Härtefonds bekommen, sonst nichts.

Wir haben alle überlebt, bis auf unseren Vater, der in Buchenwald ermordet wurde. Die meisten von den Menschen, die bei uns in Lackenbach waren, sind nach Auschwitz gekommen. Von denen hat kaum einer überleben können.



*„Die Gestapo hat
dann eine Liste
mit Namen
vorgelesen“*

Kajetan Reinhardt
geb. 1928

Ich bin in Tettngang geboren, das liegt bei Ravensburg. Wir wohnten in Ravensburg, damals noch im Wohnwagen. Unsere Familie wohnte schon sehr lange in Ravensburg.

In Ravensburg bin ich auch in die Schule gekommen, zusammen mit meinem Freund, dem Heiner Geißler. Mit dem war ich immer zusammen, wir rauchten auch mal, aber wir waren uns nie lange böse. Es war schnell wieder vorbei und wir spielten wieder zusammen. Ich habe ihn auch immer zu Hause abgeholt, wenn wir zusammen zur Schule gingen.

Wenn wir Streit hatten, dann oft wegen so einem kleinen Wägelchen. Der Heiner hatte so einen Wagen, und manchmal hat er mich nicht mit dem Wagen fahren lassen. Es gab da in Ravensbrück in der Nachbarschaft ein Haus, vor dem war eine glatte Betonplatte. Wenn der Heiner da mit seinem Wägelchen angesaut kam, dann lauerte ich manchmal schon und habe ihn halt manchmal gepackt und an den Ohren gezogen. Er schimpfte mich dann einen Zigeuner, so war das zwischen uns. So was blieb nicht aus, aber zwischen uns Kindern war das schnell wieder vergessen.

Eingeschult wurden wir in der Wilhelm-Schule. Meine erste Lehrerin hieß Frau Merlin, einen Lehrer gab es auch, Herrn Bucher. In die Schule gingen des Abends auch erwachsene Sinti zum Unterricht, es gab damals noch einige, die nicht lesen und schreiben konnten.

Dort in der Schule saß der Heiner neben mir, und ich wurde dann irgendwann nach hinten versetzt. Der Heiner hat getobt deshalb. Die Mutter von dem Heiner ist dann zum Lehrer gegangen und hat mit ihm gesprochen, danach durfte ich wieder vorn neben ihm sitzen. Wir waren doch Freunde, ich weiß nicht, wie viele Jahre wir damals schon zusammen waren. Von seiner Mutter hatte ich oft auch Kleidung bekommen, und wenn ich ihn abholte bekam ich oft auch eine Vesper mit.

1939 mußten wir dann von unserem Platz wegziehen, hin in den Ummenwinkel. Dort hatte die Stadt ein Lager für Sinti eingerichtet.

tet. Bis dahin hatten wir in Ravensburg in der Hindenburg-Straße gewohnt, dort hatte die Familie von Heiner Geißler auch gewohnt. Sein Vater ist 1939, als der Krieg ausbrach, von Ravensburg weggezogen. Sein Vater war ein besserer Herr, er war Geometer von Beruf. Ich habe meinen Freund, den Heiner Geißler, dann nicht mehr gesehen, nachdem wir umgezogen waren.

Meine Mutter wollte nicht in den Ummenwinkel ziehen, aber sie mußte, die Stadt hat Sinti an keinen anderen Plätzen oder Wohnungen mehr geduldet. Wir durften dann aus dem Lager nicht mehr in die Stadt, ich durfte auch unsere Nachbarn, bei denen ich vorher oft war und bei denen ich gearbeitet hatte, nicht mehr besuchen. Ich durfte nicht mehr in die Stadt Ravensburg. Es war kurz vor meiner Kommunion, als wir in den Ummenwinkel zogen.

Das Lager Ummenwinkel war mit Stacheldraht umzäunt und es war regelmäßig von der Polizei kontrolliert und bewacht. Vor unserer Baracke floß die Schusser, ein kleines Gewässer. Im Ummenwinkel blieb dieser Zaun auch nach dem Krieg noch eine lange Zeit.

Mein Vater arbeitete in Friedrichshafen bei einer Baufirma. Der Chef hieß Steirer. Mein Vater wurde damals krank, er bekam Magengeschwüre und später bekam er einen Magendurchbruch. Ich meldete mich damals in der Schule oft krank, um für meinen Vater zu arbeiten. Wenn mein Vater nicht gekommen wäre, hätte es als Sabotage gegolten. Ich mußte mich dazu aus dem Lager heraus schleichen, denn es war ja bewacht.

In der Firma arbeitete ein Vorarbeiter, der hieß Schütterhelm. Der war wie einer von der Gestapo. Immer wenn er uns sah, sagte er: „Schaffe, schaffe“, oder „Du kommst ins KZ.“ Von unserem Geld wurde uns immer noch die Sondersteuer, die es nur für Juden und Sinti gab, abgezogen.

Als ich dann aus der Schule kam, mußte ich mich schnell nach einer Arbeitsstelle umsehen. Es kam uns gar nicht der Gedanke, einen Beruf zu lernen, das war für uns als Sinti damals nicht mehr möglich.

Ich habe dann bei den Maurern gearbeitet, als Hilfskraft. Wenn ich nach Hause kam, war ich oft so müde, daß ich nichts mehr essen konnte. Ich habe in Ravensburg gearbeitet, genauso wie mein Bruder auch. Mein Vater hat dann gemerkt, daß ich diese Arbeit nicht länger leisten konnte, danach habe ich zusammen mit ihm im Luftschutzbau gearbeitet. Wir mußten vieles von dem, was während der Fliegerangriffe zerbombt worden war, wieder aufbauen.

Wir haben auch an einem Ort gearbeitet, wo die V1 und später die V2 hergestellt wurde. Dort waren viele I-Häftlinge aus Dachau eingesetzt, bewacht von der SS. Wir haben einmal in die Stollen hinunter sehen können, aber ein SSler hat das gesehen und schrie gleich, wo unser Vorarbeiter ist. Unser Vorarbeiter war Kommunist, er hat uns viel erzählt. In Friedrichshafen waren viele Häftlinge eingesetzt, russische Gefangene und andere. Sie waren in Steinbaracken untergebracht, überall standen Wachposten. Die Häftlinge aus Dachau kamen mit der Bahn, es waren auch Sinti unter ihnen. Mein Bruder wollte einem von ihnen helfen zu fliehen, er wollte ihm Kleidung verschaffen. Aber der Sinto hatte Angst, er wollte dann nicht. Er war von Freiburg.

Als 1943 die Menschen alle abgeholt wurden, als die Transporte nach Auschwitz gingen, da wurden auch aus Ravensburg die Menschen geholt. Unser Vater sagte zu uns Kindern immer, wenn wir uns stritten: „Streitet nicht, wir wissen nicht, was noch über uns kommt in der Zukunft, es kommt noch genug Grausames auf uns zu.“ Bei uns war damals ein Freund von meinem Vater, der sagte immer, wir würden nicht deportiert werden, die Nazis brauchten uns, wir würden doch in kriegswichtigen Bereichen arbeiten. Aber der Vater sagte nur, wir müßten abwarten.

Es war frühmorgens, gegen drei oder vier Uhr, als das Lager im Ummenwinkel von der Polizei umstellt wurde. In jede Baracke kam ein Polizist, es hieß: „Aufstehen. Antreten zum Appell.“ Wir sollten uns warm anziehen, es war noch kalt im Frühjahr.

Wir standen alle auf dem Platz, das Lager war ja umzäunt, und es war ohnehin schon Polizei da. Aber jetzt war Gestapo dabei, und

die Polizeiführung aus Ravensburg. Viele hatten ein Hakenkreuzabzeichen. Wir konnten nirgendwo hin fliehen, wir waren umstellt. Um den ganzen Platz stand Polizei, etwa dreißig Mann, außerdem die Gestapo. Alle Sinti mußten auf dem Platz stehen, die ganzen Familien mit Kindern.

Die Gestapo hat dann eine Liste mit Namen vorgelesen, und alle, deren Namen auf der Liste waren, mußten rechts raustreten. Bei den Familien war auch eine Witwe mit sieben oder acht Kindern, und ihr Vater und ihre Mutter, sie mußten alle mit. Die Familien durften nur schnell ein paar Sachen einpacken, alles andere mußten sie da lassen.

Auf der Liste stand auch der Name „Johann Reinhardt“, der Name meines Vaters. Es gab aber in Ravensburg noch einen anderen jungen Mann, der genauso hieß. Der war im Arbeitsdienst und ist dann wieder nach Ravensburg zurückgekommen. Als nach Johann Reinhardt gefragt wurde, meldete sich mein Vater, aber sie überprüften auch das Geburtsdatum, und so sagten sie, daß nicht er gemeint sei. Wir wurden dann alle in eine Baracke gebracht, die von der Polizei bewacht war, die anderen kamen in das Stadtgefängnis nach Ravensburg.

Es waren achtunddreißig Personen, die von dort nach Auschwitz verschleppt wurden, unter ihnen meine beiden Schwestern, die schon ihre eigene Familie hatten, meine Schwester Hildegard hatte schon zwei kleine Mädchen.

An einem Samstag waren sie geholt worden, am Sonntag blieben sie im Gefängnis in Ravensburg, am Montag gegen neun Uhr ging der Transport vom Bahnhof, zuerst nach Stuttgart. Irgend jemand hatte uns Bescheid gegeben, daß meine Schwester nicht einmal Schuhe angezogen hätte, sie fehlten ihr. Wir haben dann ihre Schuhe und noch ein paar andere Dinge gepackt und ich ging damit zum Bahnhof. Ich wartete und sah dann die Menschen, bewacht von der Polizei, von der Stadt her kommen. Manche weinten, ich bin zu meiner Schwester gerannt und habe ihr schnell im Vorbeigehen die Tasche gegeben. Es war auch gleich einer von der Poli-

zei da und vertrieb mich. Ich stand dann etwas entfernt und weinte. Ich sah, wie sie alle in den Zug einstiegen. In Stuttgart wurden sie in Waggons geladen, und von dort kamen sie nach Auschwitz. Meine Schwester ist in Auschwitz ums Leben gekommen.

Von Stuttgart kam auch meine spätere Frau weg nach Auschwitz. Sie war damals noch ein Mädchen von neun Jahren. Sie kam zusammen mit ihrer Familie nach Auschwitz. Ihre Eltern starben beide in Auschwitz, auch ihre Geschwister bis auf einen Bruder und zwei Schwestern. Meine Frau war nach Auschwitz in Ravensbrück, danach in Bergen-Belsen.

Meine Frau hatte danach immer schlimme Augen, ein Trachom. In Auschwitz hatte der Mengele einen Versuch mit ihr gemacht. Meine Frau war im Krankenbau, und einmal sah sie ihre älteste Schwester vorbei gehen und rief ihren Namen. Ihre Schwester hat sie nicht mehr erkannt im Krankenbau, meine Frau war nur noch Haut und Knochen, die hatte keine Haare mehr. Ihre Schwester arbeitete in der Küche, und so konnte sie heimlich etwas zu essen besorgen. Einmal wurde sie erwischt und bekam furchtbare Schläge. Aber auch danach hat sie immer etwas zu essen gebracht, meine Frau wäre sonst gestorben. Der Mengele hat viele Versuche mit Kindern gemacht, zuerst infizierte er die Kinder und versuchte danach verschiedene Wege, sie wieder zu heilen. Davon hatte meine Frau ihre Augenkrankheit bekommen.

Meine Frau ist dann auf einen Transport nach Ravensbrück gekommen, wenige Wochen, bevor das Zigeunerlager in Auschwitz-Birkenau aufgelöst wurde. Ein SS-Mann aus Stuttgart war bei der Selektion dabei, sie suchten die Arbeitsfähigen aus. Die andern, die alten Menschen und die Kinder, sind damals alle ermordet worden, alle, die blieben.

Meine spätere Frau war damals schon ganz krank, ihre Schwestern gingen zu dem SS-Mann und baten, auch sie mitzunehmen. Der SS-Mann fragte, woher sie seien, und sie antworteten, aus Stuttgart. Also mußte meine Frau auch zu dem SS-Mann kommen, sie konnte kaum noch laufen und mußte von ihren Schwestern und den an-

deren Frauen gestützt werden. Der SS-Mann fragte, ob meine Frau arbeiten könne, und die anderen, die sie in ihrer Mitte gehalten hatten, antworteten für sie: „Und wie!“ So kam meine Frau mit auf den Transport.

Bei diesem Transport sind dann viele gestorben. Sie kamen zuerst nach Ravensbrück, dort haben sie Gras gegessen vor lauter Hunger. Irgendwann sind sie von den Amerikanern oder den Engländern befreit worden, aber ich weiß nicht mehr, wo.

Wir anderen blieben die ganze Zeit in Ravensburg. Bis zuletzt mußten wir zur Arbeit fahren, zur Arbeit an der V2.

Und wir waren die ganze Zeit über in Ravensburg. Wir mußten mit den Fahrrädern zum Zug, und dann mit dem Zug nach Friedrichshafen. Einmal wurde der Zug von einem Flieger beschossen, im Tiefflug. Wir saßen in der Raucherabteilung, in die Nichtraucherabteilung gingen die Geschosse. Eine Frau war dort gleich tot, ein Kind schwer verletzt. Die Lokomotive war zerschossen, der Lokomotivführer tot.

Es kamen gegen Kriegsende jeden Tag Fliegerangriffe, der Güterbahnhof wurde bombardiert, ein Öllager war dort in der Nähe, Züge fuhren keine mehr. Es dauerte dann nur noch wenige Tage, bis die Amerikaner kamen. Das war für uns die Befreiung.

Von denen, die nach Auschwitz verschleppt wurden, hat von meiner Familie nur meine Schwester Hildegard überlebt, ihre Kinder sind in Auschwitz gestorben. Sie ist alleine zurück gekommen. Meine andere Schwester ist in Auschwitz ermordet worden, alle anderen wurden ermordet.

Wir sind nach dem Krieg wieder in die Hindenburgstraße gezogen, dorthin, wo wir früher gewohnt haben. Es stand dort eine kleine Baracke, und meine Schwester ging zum Rathaus und zeigte ihre Papiere, so daß wir diese Baracke bekamen. Wir kauften die Baracke und richteten sie wie ein kleines Haus her. Später, als in der Straße gebaut wurde, hatten wir dort keinen Platz mehr.

Als ich später den Antrag auf meine Rente gestellt habe, da hieß es, daß dreizehn Wochen fehlen würden für eine Rente. Meine Arbeitsunterlagen waren nicht komplett, es hieß, durch Kriegseinwirkung sei alles abhanden gekommen. Es gab Verhandlungen, aber ich konnte nichts nachweisen. Erst später stellte sich heraus, daß ich lange genug gearbeitet hatte, aber da hieß es, die Fristen seien vorbei.

Durch Zufall traf ich dann den Ranko Brandner in Ulm. Er hat dann zusammen mit dem Heidelberger Büro des Zentralrats meine Rente durchgesetzt. Der Brandner nahm alle meine Akten mit, auch die meiner Frau. Meine Frau war schon mit dreiundvierzig Jahren gestorben, sie war immer krank, sie hat die Schäden, die sie im Lager erlitten hat, nicht überlebt.

Der Ranko Brandner und die anderen vom Zentralrat waren dann öfter in Bonn, und sie hatten auch mit Heiner Geißler zu tun, der damals Minister für Jugend und Familie war. Und Heiner Geißler fragte immer nach mir, nach einem Reinhardt. Er hat auch in seinen Büchern geschrieben von seiner Jugend, und von seinem Freund, den er damals hatte. Der Brandner wußte dann wohl auf einmal, daß ich derjenige bin, den der Heiner Geißler gesucht hat. Bei der großen Gedenkveranstaltung im Dom von Speyer, da hat der Brandner uns zusammen gebracht. Ich wußte ja vom Fernsehen, wie der Heiner Geißler aussieht, er kannte mein heutiges Aussehen nicht. Dort in Speyer haben wir uns das erste Mal wieder gesehen. Heiner Geißler hat mich geschnappt und ganz fest umarmt. Nach all den Jahren haben wir uns da wieder getroffen.

Seitdem war Heiner Geißler öfters wieder in Ulm, dann treffen wir uns und trinken ein Bier. Einmal mußte ich sogar mit ihm ins Fernsehen. Es war eine Sendung in Hamburg. Ich konnte vor Aufregung nicht mehr reden, ich brachte kein Wort raus. Ich mußte in einen Schminkraum, eine Mikrofonprobe gab es, und dann die Sendung. Ich habe nur noch gezittert und sagte: „Um Gottes Willen, Heiner, nimm mir alles weg, ich kann nicht mehr.“ Darum mußte der Heiner Geißler im Fernsehen alles erzählen, ich konnte einfach nicht mehr reden.



Heiner Geißler, Kajetan Renhardt

**„Wenn die Fahne fliegt,
ist der Verstand in der Trompete.“**

Überlegungen eines Politikers zur Fremdenfeindlichkeit:
Eine Antwort auf Irenäus Eibl-Eibesfeldt.
In: SZ am Wochenende, 10./11. Juli 1993, Nr. 156

Er hieß Kajetan Reinhardt. Meine Eltern wohnten damals, 1935, mit ihren fünf Kindern in Ravensburg, am südlichen Stadtrand. Kajetan hatte sein Zuhause ein paar hundert Meter von unserer Wohnung entfernt. Wir waren Spielkameraden, fünf Jahre alt, kindergartenfrei, fast unzertrennlich beim täglichen Spiel im Binsendickicht und den Sandlöchern des Schussentals. Manchmal kamen seine drei Schwestern dazu, dunkelbäutige Mädchen mit braunen Augen und langen pechschwarzen Haaren. Sie hatten eine laute, freundliche und unglaublich dicke Mutter und einen respekt einlöbenden Vater, dem sie aufs Wort gehorchten.

Oft holte mich Kajetan morgens ab und ich kam erst spät am Nachmittag nach Hause. Zu essen bekamen wir bei seiner Mutter. Bei der Einschulung heulte und tobte ich, bis ich mit ihm zusammen in einer Schulbank sitzen durfte.

1938 war er plötzlich verschwunden. Meine Eltern waren bedrückt und gaben ausweichende Antworten; ich lief hinaus zu den Weiden, wo sie ihren großen, farbigen Wagen stehen hatten. Außer ein paar Spuren im Sand war nichts mehr zu sehen. Kajetan war ein Zigeuner, man sagte damals nicht Sinti oder Roma. 1985, als ich Bundesminister und auch zuständig für diese Bevölkerungsgruppe war, ließ ich nach ihm suchen. Ich traf ihn 1985 wieder bei einer Messe im Speyerer Dom, die der dortige Bischof mit ein paar tausend Sinti und Roma feierte. Ich erfuhr von ihm, daß seine schönen Schwestern und die Eltern umgebracht worden waren. ...

Die meiner 'Erhaltung dienenden Mechanismen der Abgrenzung' – gegenüber artfremden Lebewesen – sind in uns angeborenen Programmen vorgebildet' [so Irenäus Eibl-Eibesfeldt, auf den Heiner Geißler antwortet, fh]. Dies manifestierte sich bereits sehr früh in der Kindheitsentwicklung als Fremdenscheu (Xenophobic).

Da muß mit mir und dem Zigeuner etwas schiefgelaufen sein – ein lockeres Gen, falsche Erziehung? An der Schule kann es nicht gelegen haben: Kajetan wurde ein halbes Jahr nach der Einschulung aus unserer Schulbank geholt und, 'artigerecht' in der letzten Reihe isoliert, der kindliche Widerstand durch Schläge im Keime erstickt. Dann müssen es die Eltern gewesen sein, richtig, die nie 'Heil Hitler' gesagt und mir erlaubt haben, im Zigeunerwagen zu Mittag zu essen. ...

Die Politik in Deutschland und auf der Welt darf sich nicht an ethnologisch begründeter Abschottung, Ausgrenzung, Auslese, an archaischen Verhaltensmustern und biologischen Determinanten orientieren, sondern muß sich ausrichten an den humanen und realistischen Modellen der Partnerschaft, des Föderalismus, dem Universalitätsanspruch der Menschenwürde und der Menschenrechte und dem Primat der Erziehung gegenüber archaischen Phobien, ein Primat, der mir dank meiner Eltern drei glückliche Kinderjahre mit einem „Zigeuner“ geschenkt hat.“



*„Die Schläge habe
ich nicht vergessen“*

Mina Reinhardt
geb. 1935

Unser Vater kam nach Mauthausen. Von Hannover kam er damals weg, aber ich weiß nicht, wie und wann. Von der Mutter weiß ich, daß er dort in Mauthausen am 13. Juni 1941 ermordet worden ist. Ich war damals noch zu klein, um mich zu erinnern. Wir waren vier Geschwister, zwei Mädchen und zwei Jungen.

Wir wohnten dann zeitweise in Stettin und in Hannover. In Stettin wohnten wir in Baracken, es war ein richtiges Lager. Viele Sinti waren dort. Polizei und Gestapo waren dort regelmäßig. Wir bekamen von den Beamten Ohrfeigen und Fußtritte, wenn denen etwas nicht gepaßt hat. Auch andere Erwachsene bekamen Schläge, das kann ich nicht vergessen. Es war dort eine Art Sammellager.

Wir sind dann von Stettin wieder zurück nach Hannover, dort wohnten wir ja. Unsere Mutter konnte von Hannover fliehen, und wir kamen in ein Kinderheim, ich weiß nicht mehr, ob es Hannover oder Göttingen war. Ich weiß nicht mehr viel, aber an die Schläge kann ich mich erinnern, die Schläge habe ich nicht vergessen. Wir Kinder sind auf dem Boden gekrochen, solche Schläge haben wir dort bekommen. In dem Kinderheim waren nur Mädchen, unsere beiden Brüder sind in ein anderes Kinderheim gekommen.

Unsere Mutter wollte zusammen mit uns fliehen, aber die Polizei hat uns gefaßt. So kamen wir in dieses katholische Kinderheim, es hieß Klein-Bethlehem. Wir waren ein oder zwei Jahre in dem Kinderheim, und wir haben fürchterliche Schläge von den Schwestern bekommen. Ich kann mich an keine Namen von den Schwestern erinnern, es waren alle alte Schwestern, von denen lebt wohl keine mehr.

Meine kleine Schwester haben sie so geschlagen, daß sie ohnmächtig wurde. Für jede Kleinigkeit bekamen wir Schläge. Oder wir mußten stundenlang knien und beten. Es verging kein Tag, an dem wir nicht Schläge bekommen haben.

Meine kleine Schwester hatte nachts immer Angst und kam dann zu mir ins Bett. Sie hat vor Angst ins Bett gemacht und ich bekam

morgens meine Schläge. Manchmal haben sie mit dem Rohrstock auf die Fingerkuppen geschlagen, die waren dann ganz geschwollen, das tat sehr weh. Wir wurden von den Nonnen in Arrest gesperrt und eingeschlossen.

Ich war drei oder vier Jahre alt, als wir in dieses Heim kamen. Meine Brüder waren in einem anderen Heim, sie waren beide älter als ich, aber sie leben beide nicht mehr. Ich kann bis heute keine Nonne sehen, ohne daß die Erinnerung und die Angst hochkommen. Was man uns da angetan hat, das kann ich niemals vergessen. Meine Schwester und ich können nichts vergessen und nichts verzeihen. Wir haben heute noch Alpträume von dem, was wir erlitten haben. Eigentlich wollte ich nicht mehr darüber reden, aber ich tue es jetzt für viele andere, die es nicht mehr können.

Unsere Mutter konnte fliehen, sie war dann in Stettin. Sie hat uns alles erzählt, als sie uns wieder gefunden hatte. Unsere Mutter hat keine Entschädigung bekommen, keine Rente, nichts. Meine Schwester und ich haben jeweils fünftausend Mark aus dem Härtefonds bekommen.

„Was war das für ein Weinen und Schreien damals“

Olga Reinhardt

geb. 1928

Schon lange vor dem Krieg haben wir Schläge bekommen in dem Ort. Mein Bruder und mein Vater wurden dort geschlagen. Mein Vater ist geflohen, mit Pferd und Wagen. Das war die Zeit, in der es angefangen hat mit den Braunen. Damals, als die Braunen, die Hakenkreuzler, gekommen sind. Das war in Hirrlingen, es war die Zeit, als sie die Synagogen der Juden angezündet haben.

Es war damals ein Schwager meines Vaters bei uns, wir waren gerade auf dem Weg zu einer Beerdigung, als mein Vater nach Hause kam, wir wollten gerade losfahren. Er kam mit Pferd und Wagen und hat schon von weitem gewinkt, daß wir umdrehen sollten. Wir sahen, daß mein Vater blutete, er hatte mit einem Knüttel, wie sie ihn damals hatten, einen Schlag über das Gesicht bekommen. Meine Mutter sagte: „Hier ist was passiert, seht ihr denn nicht sein Gesicht.“ Wir haben angehalten auf der Hauptstraße und unser Vater rief uns zu: „Wir können nicht zur Beerdigung fahren, die Nazis kommen!“ Die Braunen, die hätten uns umgebracht. Wir sind alle geflohen, alle, die damals dabei waren, auch zwei Familien aus Markstadt waren dort. Wir sind alle wieder zurück nach Hause gefahren, nach Weil im Schönbuch.

Nicht lange danach kam einer von der Polizei zu meinem Vater und sagte zu ihm: „Eduard, ich muß etwas machen, was ich nicht gerne tue. Ich muß dir sagen, daß ihr nicht mehr fortgehen dürft, daß ihr den Platz nicht mehr verlassen dürft. Niemand von denen, die jetzt hier bei euch sind, darf den Platz mehr verlassen.“ So, als ob unser Platz jetzt ein Lager gewesen wäre. Man konnte nirgends mehr hin ohne Genehmigung, zuerst mußte man aufs Rathaus und sich dort eine Genehmigung holen. Ohne Genehmigung durfte man nicht einmal mehr auf eine Beerdigung gehen.

Es kamen dann immer wieder die Polizei und die Braunen von unten hoch und haben unseren Platz umstellt. Oft kam ein ganzer Lastwagen voll. Sie haben den Platz, der in einer Mulde lag, umstellt, oben am Rand standen sie ringsum. Sie haben uns überwacht, wer wann zur Arbeit geht und wer kommt. Meine Brüder gingen alle arbeiten, und die Frauen genauso. Die Frauen arbeiteten beim Daimler, die Männer in einer Möbelschreinerei am Ort.

Ich war noch nicht ganz achtzehn Jahre alt, als ich mit meiner Mutter und meinem Vater auf das Rathaus kommen mußte. Damals war man ja mit achtzehn auch noch nicht volljährig, erst mit einundzwanzig Jahren wurde man das. Es hieß, daß ich sterilisiert werden muß. Das war schon 1943, es war die Zeit, als die Sinti schon alle in die Lager kamen oder zwangssterilisiert wurden. Mein Bruder und seine Frau, ein Junge, der erst zwölf Jahre alt war, meine Schwester und mein Schwager, sie alle sind sterilisiert worden. Ich bin nicht sterilisiert worden, wir waren deswegen auf dem Rathaus und der damalige Bürgermeister war kein richtiger Brauner. Der Bürgermeister hat damals gesagt, entweder sterilisieren, oder ich dürfte nie heiraten. Ich sagte, daß mir die Lust zum Heiraten vergangen ist. Mein Vater sagte dann, daß er und meine Mutter unterschreiben, daß ich auf eine Heirat verzichte. Ich mußte schriftlich auf das Heiraten verzichten, ansonsten würde ich sterilisiert werden. Wir hatten ja Angst, jeder hatte damals Angst. Der Bürgermeister sagte, daß der Krieg bald fertig sei, und dann wäre das alles sowieso hinfällig. Aber acht Personen von uns sind sterilisiert worden. Meine Schwester hat von da an fast nichts mehr gesprochen. Sie war von da an einfach krank.

Aber wir hatten Angst, daß wir trotzdem noch wegkommen. Denn bei uns hatte eine andere Familie Zuflucht gesucht, das war ein Cousin meines Vater, seine Frau und seine kleinen Kinder. Als wieder einmal die Polizei des Morgens kam und kontrollierte, sie haben alle gefragt, wo sie hin arbeiten gehen, da konnte der Cousin meines Vaters noch weglaufen. Da haben sie alle aus unserer Wohnung rausgeholt, mein Vater konnte reden, wie er wollte, es hat nichts genützt. Es hieß: „Wollen sie Widerstand leisten? Dann landen sie auch noch da.“ Die Frau, die bei uns Zuflucht gesucht hatte, sie kam mit ihren kleinen Kindern nach Auschwitz.

Und wieder kam die Polizei und hat den Platz umstellt, da hatten sie meine Mutter schon oben im Ort verhaftet. Sie wollte dort einkaufen. Die Polizei hat dann zuerst meinen Vater mitgenommen und noch zwei von unseren Männern. Danach sind sie wieder gekommen und haben mich mitgenommen. Die Polizei wollte unbedingt wissen, wie der Mann hieß, der bei uns war und geflohen

ist. Ich wußte wirklich nicht, wie er hieß, ich kannte seinen Namen nicht. Und weil ich sagte, daß ich den Namen nicht kenne, haben sie mich geschlagen, mir in die Rippen geboxt, als ob ich ein Mann wäre. Im Rathaus war einer, der hieß Kohler, den vergesse ich nie, es war ein großer Mann, der höchste von der Kriminalpolizei dort. Der hat mir so ins Gesicht geboxt, daß ich dachte, ich habe keine Zähne mehr. So hat der mich geschlagen, daß ich so geblutet habe.

Und gerade da kam der Bürgermeister dazu und hat sich vor mich gestellt, hier auf dem Rathaus hat er sich vor mich gestellt und dem Polizist gesagt: „Lassen Sie das Fräulein, das sind alles anständige Leute, das hier ist dem Eduard seine Tochter, so anständig wie die sind, sind nicht alle am Ort.“ Der Bürgermeister hat mich von den anderen weggenommen und ihnen gesagt, daß sie mich lassen sollen. Dann brachten sie meine Mama, die ganzen Leute aus dem Ort sind am Rathaus zusammengelaufen, als sie gehört hatten, daß sie mich aufs Rathaus gebracht hatten.

Uns ließen sie dann nach Hause gehen. Der Kohler sagte zu meinem Vater: „Nimm deine Familie und verzieh dich! Aber so schnell wie möglich! Ich will euch auf der Straße nicht mehr sehen!“ Man kann sich denken, mit was für einem Gefühl wir nach Hause gelaufen sind. Mein Vater hatte solche Angst, wer hatte um diese Zeit keine Angst?

Viele sind hier vom Platz weggekommen. Alle, die heute auf der Tafel stehen, sind fort gekommen. Die Mutter von den Reinhardts ist fortgekommen zusammen mit drei anderen. Der Bruder meines Vaters mit seiner Familie, das waren vier Personen. Einer von seinen Jungen konnte noch fliehen, aber er wurde in Sigmaringen gefaßt. Die Polizei sagte dann, er habe sich in der Haft erhängt. Aber wir wissen die Wahrheit. Wir durften zu seinem Begräbnis. Der Junge war damals so alt wie ich. Man hat die Schläge gesehen, er war von Kopf bis Fuß blau geschlagen. Die Polizei hat ihn totgeschlagen.

Was war das für ein Weinen und Schreien damals, als sie die Menschen abgeholt haben. Die alte Mutter, sie war doch eine alte, kleine Frau. Sie ist zusammengesackt, aber um nichts in der Welt hat

man sie oder wenigstens ein Kind dagelassen. Es kann sich kein Mensch vorstellen, wie es damals hier zugegangen ist.

Daß Menschen so radikal sind, das hat man noch nicht gesehen. So radikal ist es zugegangen, als sie die Menschen wegbrachten. Die Frau meines Onkels, sie war ohnehin schon krank, sie ist auf dem Platz vor dem Rathaus umgefallen. Die Leute vom Ort sind zusammengelaufen und haben gefragt: „Warum kommt der Josef fort? Der schafft doch.“ Der Josef war der Bruder meines Vaters, mein Onkel. Manche von den Leuten wußten nicht, was eigentlich los war. Es sollte ja alles heimlich ablaufen, wie sie die armen Menschen abholen.

Wir mußten danach weiter arbeiten, ich habe damals für eine Fabrik in Leinfelden gearbeitet. Wir haben Kleidung für die Soldaten gemacht. Vom vielen Nähen haben wir uns die Augen kaputt gemacht. Wir fingen früh morgens an und arbeiteten bis fünf, sechs oder auch sieben Uhr abends. Das Hauptgeschäft war in Leinfelden, dort war die Fabrik. Die Firma hieß Langen-Bumiller. Wir machten Hemden für die Soldaten, für die Panzerfahrer. Und es kam Kleidung von der Front, die wir reparieren mußten. Das war sehr schlimm, die Sachen waren infiziert, sie stanken fürchtbar. Es waren sicher auch Sachen von Toten und Verwundeten.

Da saßen wir und nähten bis in die Nacht hinein. Wir hatten Angst und haben gearbeitet wie das Vieh. Andere Leute haben nicht so hart gearbeitet wie wir, vor lauter Angst, daß wir fortkommen. Es hieß ja bei jeder Gelegenheit: „Du kommst fort nach Auschwitz.“ Und so haben wir vor lauter Angst gearbeitet und alles gemacht, was wir tun sollten.

Einmal kam zu mir eine Frau an den Nähtisch und sagte zu mir: „Frau Reinhardt, Olgele, ich habe einen Anruf gekriegt.“ Ich sollte vielleicht fortkommen. Die Gestapo hatte gefragt, ob eine Zigeunerin arbeitet, aber die Frau Rotbeck, so hieß sie, hat geantwortet, daß Arbeiter hier schaffen, und dabei ist sie geblieben. Das war mein Glück. Die Frau Rotbeck mochte mich, ich tat ihr wohl leid. Sie wußte auch, daß ich schon meinen Mann damals kannte und daß

wir Angst hatten, uns zu treffen. Sie hat manchmal geweint und gesagt, daß es schon etwas arges ist, wenn Leute sich gerne haben und nicht zusammen kommen dürfen.

Ich wohnte ja mein ganzes Leben lang in Schönbuch, mein Vater war von hier, schon mein Großvater war von hier. Hier sind wir alle zur Schule gegangen, meine Geschwister und ich. Später durften die kleinen Kinder nicht mehr gehen, weil sie Sinti waren, das waren dann die Kinder von meinem Bruder. Mein Großvater war beim Militär gewesen, mein Vater auch. Mein Vater war im Ersten Weltkrieg, davon haben wir noch Fotos. Damals waren unsere Männer schneidig. Wir waren zusammen so an die siebzig Personen in Schönbuch.

Über die Zeit vor dem Krieg kann ich nichts Schlechtes sagen. Erst als die Braunen kamen, als sie in den katholischen Gegenden die Kreuze zerschlagen haben, als sie die Bücher verbrannt haben, und als sie die Synagogen angezündet haben, da wurde es schlecht.

Unten in Rottweil war auch ein Lager. Einer von der Familie Winter war dort schon im Lager, bevor er ins Konzentrationslager kam. Er war dort in Rottweil schon vier oder fünf Wochen im Lager. Er ist wieder zurückgekommen, der Winter. Er war ausgehungert. Bei uns im Ort gab es eine Bäckerei mit einer Wirtschaft, dort ist er hingegangen. Die Frau dort hat den Armen immer etwas gegeben, Brot und etwas zum Essen. Dort ging er hin und die Frau, sie hieß Marie, gab ihm einen ganzen Korb voll Brötchen. Er war doch vom Lager zurückgekommen und ausgehungert, er hat so viel gegessen, wir hatten Angst, daß er platzt.

Der Tag, an dem sie kamen, der ist mir unvergeßlich, es war der 15. März 1943. Einer, der am Güterbahnhof in Stuttgart war, hat es uns erzählt. Er hat alles gesehen, wie es dort zugegangen ist auf dem Güterbahnhof, das Schreien und Weinen. Mein Vater sagte noch zu seinem Bruder, er solle nicht so viel mitschleppen, und der Bruder antwortete, er weiß ja nicht, wo er hinkommt. Und alle kamen gleich direkt nach Auschwitz.

Einer von der Polizei kam kurz danach zu meinem Vater und hat ihm gesagt, daß der Bruder nicht mehr zurückkommt. Und da stand doch ihr Obdach, es sah aus wie ein kleines Schweizerhaus. Er hatte es noch selbst gebaut, er hat viel selbst gemacht, mein Onkel. Er konnte wunderschöne Sachen schnitzen. Der Polizist sagte, daß alle Sachen von meinem Onkel versteigert werden müssen. So mußte mein Vater mitsteigern, er mußte für die Sachen von seinem Bruder Geld geben. Später, als die Zeit war, in der man nicht mehr so viel Angst haben mußte, hat mein Vater alle die Sachen seines Bruders verbrannt. Es war ja alles aus Holz gemacht, und der Vater zündete es an.

Von Markstetten sind auch sehr viele weggekommen, dort war auch meine Schwägerin dabei, die Frau meines Bruders und ihre Kinder. Und die von Ravensburg: die Ravensburger stammten eigentlich hier von Weil im Schönbuch, wir waren eine große Familie.

Ich habe keine schöne Jugend gehabt, die Zeit war nicht schön. Unser Vater wurde von den Nazis verhaftet, weil er Brot eingetauscht hatte, dafür mußte er drei Wochen ins Gefängnis nach Böblingen. Wegen ein bißchen Brot, dabei hatte er Papiere. Der Vater war nach Herrenberg gefahren und im Zug ist er kontrolliert worden. Sie haben ihm alles weggenommen, er sollte sogar zum Tod verurteilt werden. Meine Tante ist dann zum Gericht gefahren und hat dort vorgesprochen, wie ein Mensch wegen etwas Brot, das er eingetauscht hat, hingerichtet werden kann. Wir Kinder standen in Böblingen vor dem Gefängnis und weinten wegen unserem Vater.

Ich habe schon oft gesagt, ich möchte so eine Zeit nicht noch einmal mitmachen. Ich kann das nicht noch einmal aushalten. Wir haben heute keine gute Zeit mehr, wenn man sieht, wie viele Braune wieder existieren. Ich möchte nicht wissen, wie die Polizei wieder beobachtet und erfaßt und registriert. Heute habe ich Angst um meine Enkelkinder. Es gibt genug von denen, die sagen, der Hitler hat zu wenige von euch hingemacht.

„Man hat den Tod riskiert, um etwas zu essen zu bekommen“

Otilie Reinhardt

Damals wohnten wir in Ludwigshafen. Unser Vater arbeitete dort in einer Eisengießerei. Ich war gerade in die Schule gekommen, einer unserer Lehrer hieß Metzger, und wir hatten noch einige junge Frauen als Lehrerinnen. Ich war zwei oder drei Monate in der ersten Klasse, als die Polizei kam und uns direkt von der Schule abholte. Es war am Nachmittag, es wurde schon dunkel. Es war noch nicht Sommer, es war im späten Frühjahr, als sie uns wegbrachten.

Die Polizei brachte uns zuerst zurück in unsere Wohnung, und dann hieß es: „Alles räumen“. Unsere Mutter hat jedem von uns Kindern zwei Kleider angezogen, und sie packte Pakete und Koffer. Sie packte Bettbezüge ein und wieder aus, weil wir nur ganz wenig mitnehmen durften. Sie packte auch Töpfe ein, dann war kein Platz, und sie packte sie wieder aus. Sie durfte nur das Notwendigste mitnehmen, die meisten von unseren Sachen blieben in unserer Wohnung.

Mit großen Lastwagen wurden wir zum Zug gebracht. Wir Kinder hatten schreckliche Angst, unsere Mutter sagte, wir müßten dicht beisammen bleiben. Niemand wußte, wohin wir kommen würden. Die Polizei hatte den Familien gesagt, daß wir Häuser und Felder und Vieh bekämen, deshalb bräuchten wir nichts mitzunehmen. Aus unserer Straße in Ludwigshafen sind sehr viele Sinti weggekommen. Wer die einzelnen Familien ausgesucht hat, das weiß ich nicht.

Wir kamen nach Hohenasperg, dort wurden viele Familien gesammelt. Vom Bahnhof in Asperg mußten wir den Berg hoch zum Gefängnis laufen. Dort oben wurde mein Vater in Ketten gelegt. Ich weiß nicht, warum, er hat mit den Polizisten gestritten. Jedenfalls wurde mein Vater in Ketten gelegt. Ich kann mich erinnern, daß wir Kinder zu ihm gehen konnten, er war eingesperrt, aber wir konnten zu ihm. Wir sind die Treppen runter gegangen und haben nach ihm gerufen. Dann sind wir in die Richtung gegangen, wo seine Stimme herkam. Erst nach ein paar Tagen kam er wieder zu uns.

Auf der Festung Hohenasperg war alles dunkel und feucht. Die Mauern waren aus rotem Sandstein. In den Pfützen sahen wir Mäuse und Ratten. Wir waren vielleicht acht Tage in dem Gefängnis auf dem Hohenasperg. Ich weiß nicht genau, wie lange. Die Tage können mir länger oder kürzer vorgekommen sein.

Ich kann mich an den großen Raum erinnern, in dem wir geschlafen haben. Es war ein Saal, ausgelegt mit Stroh. Da mußten wir alle im Stroh schlafen. Alle Familien zusammen.

Wir mußten dann nach ein paar Tagen wieder zu Fuß zum Bahnhof marschieren, und wir sind mit der Bahn weggekommen. Ich weiß nicht mehr, wie die Orte hießen, die Lager, in die wir kamen. In meiner Erinnerung waren wir mehrmals auf Transport, und immer waren wir auf der Flucht.

Zuerst haben wir noch etwas zu essen bekommen, Brot und Marmelade. Dann ging der Transport weiter, wir waren mal hier, mal dort. Ich konnte mir nicht alles merken, die verschiedenen Städte, die verschiedenen Lager, die Räume, in die wir aufgeteilt wurden, einmal waren wir mit den Familien zusammen, ein anderes Mal wieder mit anderen Familien. Jede Familie hatte Kinder, Immer wieder wurden wir aufgeteilt. Es waren sehr viele Familien dort. Ein Ort, an den ich mich erinnern kann, war Radom. Es gab dort nichts zu essen, wir haben vor Hunger geweint.

Manche Menschen versteckten ihr bißchen Essen, das sie hatten, unter dem Stroh, damit es nicht gestohlen wird. Als wir in Polen ankamen, gab es kein Essen mehr. Je weiter wir gebracht wurden, um so schlimmer wurde es. Viele Sinti waren dort, auch viele von unseren Verwandten.

Wir mußten arbeiten in Polen, auch die Frauen und Kinder. Wir mußten Steine klopfen und Gräben ausheben. Ich war damals sieben oder acht Jahre alt. Es war eine sehr schwere Arbeit. Wir sahen, daß Menschen einfach erschossen wurden. Mit uns war eine Frau aus Worms. Ihr Bruder wurde dort in Polen hinter einem Busch erschossen. Wir hörten es, wenn geschossen wurde. Unsere

Mutter und unser Vater sagten uns immer, daß wir zusammen bleiben müssen, immer zusammen. Und daß wir arbeiten müssen, weiter arbeiten, sonst würden wir ermordet.

Wir waren in Radom, in Kielce, ein anderer Ort hieß Neu-Sandwitz. Wir Kinder sind manchmal aus den Lagern und Ghettos herausgeschlichen und haben etwas zu essen gesucht. Manchmal haben wir gesungen und getanzt, damit wir etwas zu essen bekamen. Wenn wir Glück hatten, kamen wir mit ein paar Kartoffeln nach Hause. Wir haben auch gestohlen, wenn wir nur etwas zu essen bekamen. Wir hatten ja nichts bekommen, kein Brot, keine Kartoffeln. Wir haben da jeden Tag den Tod riskiert. Wenn die SS oder das Wachpersonal jemanden gefaßt hat, der hat das oft nicht überlebt. Und wenn die Polen gewußt hätten, daß wir Deutsche sind, hätten sie uns geschlagen.

Trotzdem mußten wir immer wieder nach Essen suchen. Wir haben bei den Bauern versucht, Essen zu bekommen, und wenn wir nichts bekamen, suchten wir überall nach Essen. Wir waren noch kleine Kinder, aber wenn wir irgendwo an ein Haus kamen, dann versteckten die Bauern ihr Essen, wenn es schon auf dem Tisch stand. Wir zeigten oft auf das Essen und baten um ein kleines Stück Brot, aber meistens waren die Bauern hartherzig und gaben uns nichts. Ich bin oft in die Keller gegangen und habe nach Kartoffeln gesucht. Wir haben mitgenommen, was wir finden konnten, so war das. Wenn wir tagelang nichts zu essen bekamen, dann mußten wir in die Keller schleichen und im Dunkeln nach Kartoffeln suchen. Der Hunger war größer als alle Angst.

Einmal haben die Polen meine Schwester erwischt. Es war im Winter und es herrschte eine bittere Kälte, es war dreißig Grad unter Null. Meine Schwester wurde so geschlagen, daß sie voller Blut war. Als sie nach Hause kam, war das Blut in ihrem Gesicht gefroren. Bei dem Hunger hat man den Tod riskiert, um etwas zu essen zu bekommen. Man stand immer mit einem Bein in seinem Grab.

An einem Ort, an dem wir waren, kamen wir in das ehemalige Judenghetto. Alle Häuser waren leer, und die Bücher der Juden

lagen überall auf dem Boden. In einem leeren Pfarrhaus, dort lagen die Bibeln auf dem Boden, nebenan waren Soldaten einquartiert. Ich habe dort nach etwas gesucht, was uns auf dem Schwarzmarkt geholfen hätte. Von einer warmen Jacke hätten wir ja zwei Monate leben können. Ich bin in das Pfarrhaus rein und die Treppe hoch. In einem Raum waren alle so viele Sachen angehäuft, ich hatte so etwas mein Lebtag noch nicht gesehen. Kristall und Gläser, Porzellan und Aussteuer. Ich nahm ein paar Teile in meine Schürze und lief davon. Ich erzählte alles meiner Mutter, denn ich wollte noch einmal dorthin gehen, um Sachen für den Schwarzmarkt zu holen, denn davon hätten wir lange leben können. Aber meine Mutter sagte: „Nein, wenn die Soldaten dich sehen, wirst du erschossen.“

Ich ging aber trotzdem noch einmal in das Pfarrhaus, aber diesmal hörte ich gleich, wie Soldaten hinter mir die Treppe hochkamen. Ich habe mich hinter dem Dachfenster versteckt, es war dunkel. Aber die Soldaten leuchteten mit Taschenlampen, und einer leuchtete mir direkt ins Gesicht. Ich bin vor Schreck heruntergefallen, und der Soldat fragte, was ich da mache. Ich dachte, jetzt werde ich erschossen, jetzt ist es aus. Ich bin vor dem Soldaten niedergekniet und sagte, unser Vater sei weg, unsere Mutter krank und wir hätten nichts zu essen. Der Soldat leerte meine Tasche aus und gab uns zu essen, Butter und Brot. Ich war glücklich, ich war davongekommen.

Mein Vater war sehr dunkel, aber unsere Mutter war blond, und genauso blond waren wir Kinder. Man hat uns nicht als Sinti erkannt, deshalb konnten wir Kinder immer versuchen, etwas Essbares zu finden.

Unser Vater ist dann gegen Ende des Krieges mit uns aus den Lagern geflohen, weil er Angst hatte. Wir waren dann lange auf der Flucht. Irgendwann, es war schon gegen Ende des Krieges, ging unsere Mutter auf die Kommandantur. Sie sagte dem Kommandanten, daß wir Deutsche sind, Deutsche aus Mannheim. Unser Vater sei bei der Wehrmacht, und uns hätten sie vergessen, sie hätte drei Kinder und nichts zu essen. Sie wolle mit uns Kindern zurück

nach Mannheim, und sie bräuchte dafür die Fahrkarten. Und meine Mutter hat die Fahrkarten bekommen.

Wir waren kaum aus unserem Versteck gekommen, als Panzer aufzufahren und alles zusammengeschossen haben. Wir konnten es nicht glauben, als wir endlich in dem Zug saßen. So kamen wir nach Mannheim zurück. Wir waren gerettet. Kurz darauf war der Krieg aus.

Unsere Mutter war seitdem immer krank, sie hatte Rheuma und Wasser. Ihre Hände waren verkrüppelt. Wegen der Entschädigung wurde meine Mutter oft untersucht, es war für sie eine Qual. Meine Mutter konnte ihre Arme nicht mehr heben, so schlecht ging es ihr. Sie sagte den Ärzten, daß sie in Polen war und daß seitdem sie so krank ist. Sie wurde damals 100% schwerbehindert eingestuft, aber einer der Ärzte war damit nicht einverstanden, deshalb sollte meine Mutter noch einmal untersucht werden. Danach hat meine Mutter sich nicht mehr von den Ärzten untersuchen lassen. Sie wollte sich nicht mehr quälen lassen. Meine Mutter hatte immer Angst, sie sagte, sie wolle nicht noch einmal einen Krieg erleben. Und genau solche Angst hatte sie auch vor den Ärzten. Meine Mutter hat keine Entschädigung bekommen.

Wir hatten immer den Tod vor uns. Unsere Mutter hat sich immer mit uns zusammengesetzt und gebetet. Wir hatten einen Schutzengel, sonst hätten wir das nicht überlebt. Wir hatten jetzt vor kurzem einen Hauskreis, und eine Frau sprach über Demut und Nächstenliebe. Sie sprach, daß wir als Christen helfen mußten, und sie sprach auch über die Verfolgungen im Dritten Reich. Ich fühlte mich angesprochen und antwortete, daß sie mir nichts über Nächstenliebe zu sagen brauche, ich hätte allen Grund zu hassen.



*„Wie ist mir das
schwergesfallen,
niemand kann sich
das vorstellen“*

Valentin Reinhardt
geb. 1921

Wir wohnten in den Dreißiger Jahren zuerst in Leimen bei Heidelberg. Später sind wir nach Pforzheim gezogen, aber das war Grenzgebiet, so daß wir weiter nach Ulm gezogen sind und dann ins Allgäu. Ich habe damals, als ich vierzehn Jahre alt war, im Straßenbau angefangen zu arbeiten. Unser Vater kam 1939 ins Lager, danach sind wir nach Dorfgastein gegangen. Dort habe ich im Steinbruch gearbeitet, meine Schwestern haben zu der Zeit in einer Gaststätte in der Küche gearbeitet.

Das ging solange, bis sie uns in das Lager Maxglan interniert haben. Maxglan war ein Internierungslager bei Salzburg. Wir mußten das Lager mit aufbauen. Dort waren wir etwa zwei Jahre, bis wir in ein Lager im Burgenland kamen. Ich wurde aber zurückgeschickt nach Holzminden, dort wurde ich festgeschrieben.

Ich arbeitete in Holzminden in einer Sperrholzfabrik, wir fingen immer um sechs Uhr morgens an. Eines Tages kam um neun Uhr die Gestapo. Mein Vorarbeiter kam zu mir und sagte, ich solle mal raus kommen. Da stand die Gestapo und es hieß nur, ich solle alle Sachen mitnehmen, die ich auf der Arbeitsstelle dabei habe. Direkt von der Arbeit brachten sie mich zum Polizeipräsidium.

Von dort kam ich auf den Transport. Es waren etwa sechshundert Menschen bei diesem Transport. Frauen, Männer, Kinder, alles Familien. Der ganze Zug war voller Sinti. Es war der 3. März, als wir wegkamen. Sechs Tage waren wir unterwegs, bis wir im Lager ankamen.

Meine Frau war schon vorher verhaftet worden, und ich hatte meine kleine Tochter bei mir, sie kam mit mir ins Lager, aber sie starb schon nach nur zwei Wochen. Mein kleines Mädchen ist im Lager gestorben.

Ich arbeitete in der Küche und ich habe immer etwas Essen gestohlen, um es meiner Tochter zu geben. Ich sah, wie sie jeden Tag weniger wurde, jeden Tag weniger. Sie war zwei Jahre alt und konnte kaum mehr laufen. Ich war zusammen mit meiner Frau im Block, meine Frau war kurz vor der Niederkunft. Wir haben immer versucht, unserer Tochter etwas zu essen und zu trinken

zu geben, wir haben uns Tag und Nacht abgewechselt. Wir haben abwechselnd geschlafen, um nach unserer Tochter zu sehen. Irgendwann sind wir beide eingeschlafen. Ich bin aufgewacht und griff sofort nach meiner Tochter und spürte, sie war tot. Ich nahm sie auf den Arm und ich mußte sie raustragen, vor die Baracke. Dort mußte ich sie hinlegen. Wie ist mir das schwergefallen, niemand kann sich das vorstellen.

Jeden Tag wurden die Toten von einem Lastwagen abgeholt. Es gab im Lager eine Baracke, in der die Toten gesammelt wurden, dort wurden die Toten einfach hinein geworfen. Das war Auschwitz. Wenn die Lastwagen die Lagerstraße zurückführen, fielen oft Tote herunter. Man kann sich das gar nicht vorstellen.

Des morgens hieß es ab zur Arbeit. Wir mußten die Dränage legen im Lager, Ziegelsteine mußten ausgelegt werden, und die wurden danach wieder mit Erde abgedeckt. Ein Cousin von mir arbeitete dort als eine Art Vorarbeiter. Er zeigte mir, wie die Steine zu liegen hatten, ich sollte es den anderen wieder zeigen und aufpassen, daß es richtig gemacht wird. Als wieder Erde abgeladen wurde, bin ich vorgelaufen, um die Erde abzuladen. In der Zwischenzeit kam ein Kapo, der sah, wie eine Frau die Ziegel anders gelegt hatte. Der Kapo fragte, wo der Vorarbeiter sei. Er kam zu mir und schrieb meine Nummer auf. Ich hatte ganz vergessen, daß ich aufpassen mußte, wie die Steine gelegt werden. Abends beim Appell wurde abgezählt, wir wurden nur mit der Nummer aufgerufen. Plötzlich kam meine Nummer und es hieß „Vortreten“. Vor mir waren noch drei andere, und jeder von uns bekam fünfundzwanzig Stockhiebe.

Im Stelbunker war ich auch. Es war wieder bei der Arbeit, zwei von uns haben sich hingesezt, und sofort wurden einige herausgesucht. „Ab in den Bunker“, hieß es. Es waren nicht genug Stelbunker da, wir kamen in einen Raum, wir waren etwa fünfzehn Mann. Der Raum war so klein, wir konnten uns nicht mehr bewegen. Wir waren in dem Bunkerraum, es konnte niemand umfallen, nicht in die Knie gehen, man konnte sich nicht mehr bewegen. Und trotzdem sind uns im Stehen die Augen zugefallen,

im Stehen haben wir geschlafen. In dem kleinen Raum zusammengepfercht, man kann es sich nicht vorstellen.

In Birkenau gab mir einmal ein Arbeitsdienstführer den Auftrag, am Kindergarten den Zaun zu reparieren. Ich bin dahin gelaufen und sah nichts, nur den Eingang, aber nichts zu reparieren. Ich ging also zurück und machte Meldung, aber es hieß nur, ich solle zurück und den Zaun zumachen. Ich bin also wieder dorthin und sah aber nichts zum reparieren. Also ging ich wieder zurück und sagte, daß ich nichts finde. Der Arbeitsdienstführer lächelte und ging mit mir nochmals dorthin zum Kindergarten. Er zeigte auf den Eingang und fragte: „Was ist das?“ Und ich sagte: „Das ist der Eingang.“ „Und eben den sollst du zumachen“, hieß es und ich bekam dafür wieder fünfzehn oder zwanzig Stockschläge. Es waren abends wieder zwei oder drei andere Häftlinge vor mir, die haben geschrien als sie geschlagen wurden. Je mehr aber man geschrien hat, um so fester haben sie geschlagen. Ich habe dann nicht geschrien.

Den Mengele habe ich auch gesehen, bei den Selektionen. Mengele kam auch zu uns in das Zigeunerlager, er hat Kinder gesucht und aussortiert. Zwillinge und auch andere Kinder. Man hat die Kinder nicht mehr gesehen, die kamen nicht mehr zurück.

Die Menschen wurden oft auch von den Wachen in den elektrischen Zaun getrieben. Sie nahmen den Menschen die Mütze weg und warfen sie in den Zaun. „Iholt die Mützen“, und wenn die Häftlinge versuchten, vorsichtig ihre Mütze wieder zu bekommen, wurden sie von den Wachen in den Zaun gestoßen. Wir sahen oft die verbrannten Menschen.

Einmal mußte ich Strafarbeit machen, und dort hat einer von der SS einem Häftling mit dem Spaten den Kopf gespalten, in der Mitte durch. Das habe ich nie vergessen können. Im Waschraum haben sie Häftlinge die Hände hinter dem Rücken zusammengebunden und sie daran aufgehängt. Wie haben die Menschen geschrien, furchtbar.

Ich war etwa ein und ein halbes Jahr in Auschwitz-Birkenau. Von dort kam ich mit dem Transport nach Buchenwald, und später von Buchenwald nach Dora-Mittelbau. In Buchenwald waren wir nur im Quarantäneblock, im Krankenblock. Dort habe ich einen Arzt und andere Häftlinge nach meinem Vater gefragt, aber niemand wußte etwas genaueres. Es hieß, mein Vater hätte ein paarmal fliehen wollen. Mein Vater war schon 1939 nach Dachau gekommen, von dort dann nach Buchenwald.

In Dora arbeiteten wir anfangs im Steinbruch, jeden Tag sind wir zehn Kilometer zur Arbeit marschiert. Damals waren gerade die Äpfel reif. Wir sahen die Äpfel und dachten, wenn wir nur so einen schönen Apfel hätten.

Einmal hat uns in einem Dorf, durch das wir kamen, eine Frau ein Kommisbrot zugeworfen und ich habe es gefangen. Einer der Soldaten, die uns bewacht haben, sagte: „Gib es sofort her.“ Der Soldat hat uns das Brot weggenommen und es vor unseren Augen mit den anderen gegessen.

Ich kam dann in den Stollen in Dora, wo wir die V1 und V2 bauen mußten. Wir waren Tag und Nacht in den Stollen. Die ersten Meter hat man nichts sehen können vor lauter Staub. Es wurde dort ständig gebohrt. Es war furchtbar heiß im Stollen, und wir konnten nur manchmal kurz raus an die Luft. Selbst im Winter war es entsetzlich heiß im Stollen.

Im April kam ich auf einen Transport, die Russen waren nicht mehr weit entfernt und das Lager wurde aufgelöst. Ich weiß nicht mehr, wohin sie uns bringen wollten, wir waren schon Tage unterwegs. Zuerst waren wir in einem Zug auf Transport, aber die Gleise wurden bombardiert. Es gab einen Fliegerangriff, es hieß: „Alles raus!“ Wir standen auf einer Art Halde, es ging bergab und dort bin ich hinunter gerollt und in einem Graben in Deckung gegangen. Es war furchtbar, alle, die nicht schnell genug von dem Zug weggekommen sind, lagen zerfetzt herum. Arme, Beine von denen, die nicht mehr weg gekommen sind.

Danach mußten wir laufen. Wenn ein Häftling nicht mehr gehen konnte, wurde er in den Graben neben der Straße gestellt und erschossen. Das war im April, das genaue Datum weiß ich nicht mehr.

In Gardaleben kamen wir in eine Kaserne, und wir hörten schon Schüsse. Auf einmal kam einer der Soldaten und sagte: „Deutsche raustreten!“ Und wir sind rausgetreten. Wir waren vier oder fünf, die sich bei dem Offizier gemeldet haben. Der sagte erst einmal: „Keine Zigeuner“, aber ich sah einen der Soldaten, den ich schon in Auschwitz gesehen hatte. Den habe ich angesprochen und sagte ihm: „Ich bin Deutscher“. Ich wußte nicht genau, was die Soldaten eigentlich wollten. Der Soldat ging weg und nach etwa einer Stunde wurden wir alle geholt und bekamen deutsche Uniformen. Und wir bekamen saure Kartoffeln zu essen, das weiß ich noch wie heute. Ich bin vorgegangen und fragte nach einem Nachschlag und bekam noch einen halben Löffel voll. In der Kaserne wurden wir in einen Stall eingeschlossen.

Die anderen Häftlinge haben sie in einen anderen Stall eingeschlossen, in dem sie Munition und Stroh deponiert hatten. Dieser Stall wurde dann von der SS angezündet. An jedem Tor des Stalls standen sie mit Maschinengewehren. Als der Stall brannte und die Munition explodierte und die Menschen raus wollten, haben sie mit den Maschinengewehren erschossen. Nur ein einziger Sinto hat das überlebt, der hatte sich in den Sand eingegraben. Er kam erst am nächsten Morgen aus dem Sand raus, als er die Stimmen der Befreier hörte. Es lagen dort zwei Berge von Leichen, an den beiden Eingängen des Stalls. Sein Bruder war unter den Ermordeten. Ich war mit wenigen andern ausgesucht worden, um Soldat zu werden, sonst wäre ich auch dabei gewesen.

Man wollte uns sicher in die erste Linie an der Front schicken, aber dann ging alles zu schnell für die SS. Schon am Abend fuhr ein Panzer an der Kaserne vorbei, vorne drauf saß ein Häftling. Irrend etwas müssen sie gesehen haben, denn sie drehten und führen durch das geschlossene Tor, das in tausend Stücke zersprang. Sie riefen, daß wir frei sind, frei. Zuerst wollten sie uns noch ge-

fangen nehmen, weil wir die Uniform trugen. Aber wir erzählten alles, daß wir Häftlinge waren, daß wir im Lager waren.

Es kam einer von den Amerikanern dann zu uns, der uns sagte, es sei ein neuer Bürgermeister ernannt worden. Dem Bürgermeister hatte er gesagt, wenn den Häftlingen etwas zustoße, würde die Stadt in Asche gelegt werden. Der Bürgermeister kam zu uns, vor lauter Angst. Ich blieb dort noch etwa fünf Monate, denn ich war zu schwach, ich konnte kaum noch laufen. Ich habe mich dann dort soweit erholt, bis die Russen die Grenze für die Flüchtlinge aufmachten. Dann machte ich mich auf den Heimweg.



*„Wir mußten die
Sondersteuer
bezahlen, die
nur für die
Juden und
uns galt“*

Rosa Schmelzer
geb. 1924

Ich bin acht Jahre zur Schule gegangen. Das war in Storren, Ostpreußen, Kreis Johannisburg (Pesz). Dort bin ich geboren, und dort bin ich zur Schule gegangen. Unser Lehrer hieß Eichler. Wir hatten noch einen Sportlehrer, der hieß Srabako, aber unser Hauptlehrer war der Eichler. Acht Jahre bin ich zur Schule gegangen und danach noch ein Pflichtjahr, das ich bei einem Bauern arbeiten mußte. Der Bauer hieß Kotara, es war ein Hof in unserer Ortschaft. Dort arbeitete ich bis Ende 1939.

Mein Vater ist 1938 gestorben, das war, als ich aus der Schule kam. Da hatte die Hitlerzeit schon angefangen. Damals lebten dann nur noch meine Mama, mein jüngster Bruder, der Oskar, und ich in Storren. Meine anderen Geschwister lebten damals schon in Stettin, der Ewald, die Selma, die Meta und die Hulda. Meine Mutter ging im Sommer 1939 nach Stettin, und ich bin kurz vor Weihnachten dann auch nach Stettin gegangen.

Die Verfolgung hatte 1938 schon in Storren begonnen, dort wollte ich nicht alleine bleiben. Wir waren die einzigen Sinti, die in Storren gewohnt hatten. In Stettin wohnten auch Verwandte von uns, eine Schwester meiner Mama. Dort bin ich zum ersten Mal zu den Sinti gekommen, ich kannte bis dahin noch nicht viele. In Stettin wohnten viele von unseren Menschen.

Als wir 1939 unterschreiben mußten, daß wir die Stadt nicht verlassen, hat mir einer von der Gestapo eine Backpfeife gegeben, weil ich nicht mit „Heil Hitler“ begrüßt habe. Mir ist der Kopf zur Seite geflogen. „Warum grüßt du nicht 'Heil Hitler'? Es heißt 'Heil Hitler' wenn man rein kommt!“ Ich sagte: „Entschuldigung“. Es war noch ein junger Beamter dabei, der sagte dann, daß es gut sei, ich solle mich hinsetzen. Ich mußte ein Formular durchlesen, daß ich die Stadt nicht mehr verlasse, und ich mußte unterschreiben. Ich hatte noch einmal großes Glück gehabt.

Aber besser war es in Stettin auch nicht. Ich habe zuerst zusammen mit meiner Cousine in der Molkerei gearbeitet, das war 1940. Wir wohnten alle in der Lukasstraße, und nicht weit weg war die Molkerei. Wir produzierten Milch, Käse, alle Molkereiprodukte. Wegen der

Rassenzugehörigkeit wurden wir dann entlassen. Wir mußten zuvor schon die Sondersteuer bezahlen, die nur für die Juden und uns galt.

Ich mußte dann in einer Lumpenfabrik arbeiten; dort war ich eine Woche und jeden Tag mußte ich mich übergeben. Den Staub und den Gestank konnte ich einfach nicht ertragen. Ich sagte, daß ich dort einfach nicht mehr arbeiten kann und bin nicht mehr hingegangen. Zum Glück bin ich sofort auf das Arbeitsamt, dort saß so eine Art Treuhänder der Arbeit. Ich wurde gefragt, warum ich aufgehört habe, und ob ich was besseres sei als die anderen. Ich sagte: „Ich arbeite gern, aber dort kann ich nicht arbeiten, ich muß mich jedesmal übergeben.“ Es hieß, ich sei mir zu fein für die Arbeit, und mir wurde das Konzentrationslager angedroht. Aber ich sagte, daß ich jede andere Arbeit annehme, bloß nicht in der Lumpenfabrik.

So hat man mich dann in die Kleiderfabrik geschickt. Ich arbeitete dann für ein und ein halbes Jahr in einer Näherei, wir haben die Klappen und Knöpfe an die Uniformen der Soldaten genäht, oder wir machten Knopflöcher mit der Maschine.

Danach mußten meine Cousine und ich in einem Lager für Polen arbeiten. Das Lager war in Pommernsdorf, es war ein Gefangenenlager, unter den Gefangenen waren auch Franzosen. Ich habe dort in der Küche gearbeitet, bis 1943 meine Tochter Nady geboren wurde. Bis 1944 habe ich dann weiter in einer Hefefabrik in Stettin gearbeitet.

Von Stettin sind viele weggekommen: mein Mann, mein Bruder, mein Cousin und viele andere mehr. Im Januar 1943 haben sie meinen Mann, den Vater von meinem Mädchel, nach Auschwitz gebracht. Mein Bruder Oskar kam auch im Januar weg nach Auschwitz. Mein Bruder war bei den Soldaten, er ist 1942 wegen seiner Rasse, wie es hieß, entlassen worden. Er hat dann in Stettin in der Zuckerfabrik gearbeitet.

Mein Bruder hatte ein Kind mit einer deutschen Frau, als er noch bei der Wehrmacht war. Wir durften dann von 1939 an die Stadt nicht mehr verlassen, doch mein Bruder ist zu der Frau und seinem

Kind heimlich gefahren. Ich weiß nicht, ob ihn jemand verraten hat, daß er damals die Stadt ohne Erlaubnis verlassen hat. Jedenfalls ist er deshalb ins Lager gekommen, nach Auschwitz-Birkenau.

Bei Stettin gab es ein Sammellager, das hieß Welitz. Von dort sind alle Sinti nach Auschwitz deportiert worden, es waren sicher an die sechzig Personen. Die Kinder meiner einen Schwester sind auch nach Auschwitz verschleppt worden. Meine Schwester wohnte mit ihren Kindern in Massow, sie arbeitete damals in einer Munitionsfabrik. Die andere Schwester paßte derweil auf die Kinder auf. Doch die Gestapo ist gekommen und hat alle drei Kinder abgeholt. Meine Schwester dachte zuerst, die Kinder kommen in ein Heim, aber sie kamen nach Auschwitz. Alle drei sind nicht mehr zurückgekommen. Einer war dreizehn, der andere elf, das Mädchen war erst neun Jahre alt.

Stettin wurde dann schwer angegriffen. In der Nacht vom 19. auf den 20. April 1943 gab es einen Großangriff. Auf dem Weg zu unserem Bunker hat meine Mutter ihre Lebensmittelkarten verloren. Unser Bunker war nur ein Loch, das die Männer selbst gegraben hatten. Wir durften in keinen öffentlichen Bunker. In dieser Nacht ist viel zerstört worden, die Bomben sind ringsum gefallen. Meine Mutter bekam große Schwierigkeiten, weil sie keine Karten mehr hatte. Wir bekamen ohnehin nur die Hälfte von dem, was auf den Karten stand, Kleiderkarten bekamen wir gar keine, die waren schon beschlagnahmt worden. Wir bekamen Rationen immer nur für einen Tag. Meine Mutter wurde verhaftet, es hieß, sie wollte sich Lebensmittelkarten erschwindeln. Sie kam für ein halbes Jahr in Untersuchungshaft, und dann sollte sie noch für ein Jahr im Gefängnis.

Ich bin damals mit meiner ältesten Schwester in den Wald gegangen, um Blaubeeren zu suchen. Die haben wir verkauft, bis wir das Geld für einen Rechtsanwalt zusammen hatten. Wir hatten dann zweihundert oder dreihundert Mark und gingen zu einem Rechtsanwalt. Der sagte, daß es kein Betrug nachzuweisen sei, und die Strafe sollte meiner Mutter doch erlassen werden. Aber meine Mutter mußte in das Zwangsarbeitslager in Schneidemühl, das

war in der Nähe von Stettin. Dort war sie ein Jahr. Anfang 1944 ist sie erst wieder nach Stettin zurückgekommen.

Ich war damals mit meinem Jungen, dem Peter, schwanger. Vier Wochen vor der Niederkunft konnte ich nicht mehr arbeiten, man bekam dann auch frei. Bis dahin hatte ich in der Nähfabrik gearbeitet. Die Gestapo kam zu uns nach Hause und hat überprüft, ob auch jeder zur Arbeit gegangen war. Bei uns hat ein Polizist mit einem Hund jeden Tag kontrolliert. An einem Tag im Oktober, mein Junge ist am 18. November geboren, es muß Mitte Oktober gewesen sein, da kamen sie zu mir und fragten, was ich zuhause mache. Ich sagte, ich bräuchte nicht zur Arbeit, weil ich in andern Umständen war.

Die Polizei ist in unsere Wohnung hoch, ich habe im ersten Stock gewohnt und die Treppe hoch boxte mich der Polizist immer in den Rücken, weil ich nicht so schnell gehen konnte. Ich hatte nur ein Zimmer, weil die Mama ja im Zwangsarbeitslager war. Ich hatte zum Glück alles sauber gemacht, denn der Polizist trug weiße Handschuhe, und damit hat er unter dem Bett kontrolliert, überall. Er hat sogar die Ringe vom Küchenofen hochgenommen und dort nachgeschaut, ob alles sauber war. Ich hatte nicht gekocht, deshalb war auch dort alles sauber. Er sagte: „Das war ihr Glück.“

Die Polizei ist dann in die Wohnung gegenüber, dort wohnte ein älterer Mann, der krankgeschrieben war. Er hatte auch in der Ilefabrik gearbeitet. Er war ja krankgeschrieben, aber die Gestapo fragte: „Herr Adler, warum arbeiten sie nicht?“ Dann habe ich gehört, wie sie den Mann geschlagen haben. Er hat geschrien, so haben sie ihn geschlagen. Ich bin rüber gegangen, weil ich nach dem Mann schauen wollte, aber die Gestapo war noch da und sie haben mir fast die Hand abgequetscht, als sie die Tür zuschlugen. Sie haben ihn schlimm geschlagen.

Das waren Gestapo-Männer, der eine hieß Müller und der andere Stegmann. Diese Namen habe ich nicht vergessen. Einer war von der Gestapo, einer von der SS, sie sind immer dort bei uns herumgegangen.

Mein jüngster Bruder hat damals auf einem Viehzucht-Hof Zwangsarbeit geleistet. Einmal hat er uns in Stettin besucht, und er wollte bei uns bleiben. Doch wir hatten Angst von der Gestapo. Ich sagte meinem Bruder, ich würde ihn wieder zurückbringen. Ich habe ihn auch wieder zurückgebracht nach Massow. Er mußte auf das Rathaus kommen, und dort hat er dann Schläge bekommen, solche Schläge, und die Haare haben sie ihm abgeschnitten. Er war zwei Tage weg, ohne Erlaubnis. Er hat solche Schläge bekommen, ich habe ihn schreien gehört und ich bin rein gegangen und habe gefragt, wo mein Bruder ist. Sie sagten zu mir, ich solle gehen, sonst würde ich auch Schläge bekommen. Die Schläge die mein Bruder bekommen hat, er war grün und blau.

Ich bin dann wieder zurück gefahren, und bei uns war alles kaputt. Viele Häuser waren zerstört, dort in unserer Straße. Ich ging meine Mutter suchen, jemand sagte mir, sie seien alle nach Scheune gegangen, das war ein Ort, sechs oder sieben Kilometer entfernt. Dort habe ich sie gefunden, zusammen mit einigen anderen Sinti.

Am 13. März 1945 sind wir geflüchtet, da sind wir aus Stettin geflohen. Es war immer schlimmer geworden, und durch die Bombenangriffe war alles kaputt. Wir sind dann über die Oder gegangen und nach Ueltzen gekommen. Das war unser Glück, denn als wir dort ankamen, waren schon die Amerikaner da. In Stettin waren dann die Russen. Die Amerikaner haben uns befreit.

Ich hatte nur einen Kinderwagen, und mit meinen beiden Kindern schlief ich dort im Schweinestall. Wir sind dann weiter nach Westen, bis nach Hannover, dort waren Sinti auf einem Platz.

1945 ist mein Bruder Oskar aus einem Lager gekommen. Er hat uns dann gesucht und in der Englischen Zone, in Celle bei Hannover, da hat er uns wieder gefunden.

Mein Mann hat dann auch für mich einen Entschädigungsantrag gestellt, das war schon lange vor 1956, ich glaube, es war schon 1948. Er selbst hat vom Bayerischen Entschädigungsamt eine monatliche Hilfe von zweihundert Mark bekommen. Ich selbst bekam

keine Entschädigung. Mein Mann ist 1956 tödlich verunglückt, und ein oder zwei Jahre später habe ich eine Nachzahlung wegen dem Gesundheitsschaden meines Mannes bekommen. Es waren 38.000 Mark, von denen aber das Sozialamt alles abgezogen hat, was mein Mann an Hilfen erhalten hat, er konnte nicht mehr arbeiten. Bis auf 11.000 Mark haben sie alles einbehalten. Ich habe nichts an Entschädigung bekommen, erst in den Achtziger Jahren habe ich die fünftausend Mark aus dem Härtefonds bekommen. Jedenfalls haben wir als Sinti in dem Krieg der Nazis sehr leiden müssen.

**„Wer im Lager war, kann nur
Böses erzählen, nichts Gutes“**

Maria Siegler
geb. 1924

Ich bin in Kassel zur Schule gekommen, meine Lehrerin damals hieß Fräulein Jahn. Kurz darauf sind wir nach Österreich gezogen, nach Wien. Wir wohnten im 21. Bezirk, in Florenzdorf, dort bin ich weiter zur Schule gegangen. Von Wien aus kamen wir ins Konzentrationslager, in das KZ Lackenbach. Dort waren wir, meine Mutter, meine drei kleinen Brüder, meine Schwestern und ich. Ich war damals vierzehn oder fünfzehn Jahre alt.

Am 9. Juni 1939 kamen meine eine Schwester und ich nach Ravensbrück. Wir waren drei Schwestern, Meine älteste Schwester war schon lange verheiratet und hatte vier Kinder. Sie kam mit ihrer Familie nach Auschwitz, und dort ist die ganze Familie vergast und verbrannt worden. Ich bete noch heute für meine Schwester, ihren Mann und ihre vier Kinder.

Wir waren von 1939 bis 1945 im Lager. Es gab immer Schläge, und es gab immer Hunger. Wir haben manchmal Gras gegessen vor lauter Hunger. Wir waren vier Jahre in Ravensbrück.

In Ravensbrück mußten wir im Straßenbau arbeiten, wir haben auch die Häuser für die SS bauen müssen. Als die Lagerstraßen fertig gepflastert waren, mußten wir Schützengräben anheben. Wir haben in der Strohflechtereier und in der Nähstube gearbeitet. Und Außenarbeiten haben wir machen müssen. Einer der Aufseher in Ravensbrück sagte: „Meine Zigaretten, das sind die besten Arbeiter in Ravensbrück.“ Ich habe den Namen vergessen, es hat mich ja bis jetzt niemand danach gefragt.

Die Menschen wurden bei der Arbeit totgeschlagen, vor allem die alten Menschen, wenn sie nicht schnell genug waren. Die alten Frauen mußten schwer arbeiten, sie konnten doch keine schwere Arbeit mehr machen. Wir halfen ihnen, so gut es ging, wir machten ihre Arbeit mit.

Morgens mußten wir zum Zählappell gehen. Wenn man da nicht hundertprozentig gestanden hat, wenn man sich bewegt hat, dann wurde geschlagen. Es gab nur Schläge, Schläge.

Jeden Morgen mußten wir vor dem Kaffeeholen unsere Wäsche vorzeigen. Wenn die Wäsche nicht ganz sauber war, gab es kein Brot. Wir bekamen nur ein kleines Stück Brot, und wenn die Wäsche nicht ganz sauber war, gab es keinen Kaffee und kein Brot. Wir jungen Mädchen sind dann immer zuerst nach vorne gegangen und haben unsere Wäsche dann den älteren Frauen gegeben. Das durfte keiner sehen.

Wenn man sein Brot nicht bekam, dann ist man gestorben. Es gab nichts zu essen, wer kein Brot bekam, der starb. Es gab mittags eine dünne Suppe, da waren oft Würmer drin. Die Menschen haben diese Suppe gegessen, vor lauter Hunger. Wir haben die Würmer heraus gefischt und die Suppe gegessen.

Unsere Aufseherin hieß Ravenstein, sie war eine der am meisten gefürchteten Frauen des ganzen Lagers. Sie war gefürchtet wegen ihrer Schläge.

Ich war einundzwanzig Tage im verschärften Arrest, und ich bekam fünfundzwanzig Stockhiebe, ich war im Stratbunker, weil ich mir während der Arbeit dreimal die Nase geputzt habe. Ich bin deshalb zu 100 % schwerbeschädigt, mein Rücken und meine Beine sind total kaputt.

In Ravensbrück wurden medizinische Versuche gemacht. Den Frauen haben sie die Beine aufgeschnitten und sie infiziert. Den Schwangeren wurden die Kinder weggenommen, sobald sie geboren waren. An Menschen mit Behinderungen, mit einem Buckel, wurden Versuche gemacht. Einer der Ärzte hieß Sonntag, aber es waren noch andere Ärzte dort.

Ich war auch in Auschwitz, aber nur sehr kurz. Wir kamen von dort gleich nach Bad an der Ostsee. Dort arbeiteten wir in einer Munitionsfabrik. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir dort waren. Danach kamen wir nach Berlin-Schönefeld. Dort mußten wir Zwangsarbeit leisten beim Flugzeugbau. Ich weiß nicht mehr, wie die Firma hieß. Wer hat sich denn je dafür interessiert?

In Berlin-Schönefeld sind wir von den Amerikanern befreit worden. Sie haben uns in der Fabrik befreit. Die Wachmannschaften haben sie verhaftet. Wir bekamen erstmals genug zu essen. Schokolade und Brot. Einige von uns sind an diesem Essen noch gestorben, man war nicht gewöhnt, so viel zu essen. Meine Schwester paßte auf und sagte, daß ich langsam essen müsse.

Ich bin mit dreizehn Jahren in Österreich ins Lager gekommen, und als ich befreit wurde, war ich neunzehn Jahre alt. Meine Schwester und ich sind dann wieder nach Wien zurückgegangen. Von Wien sind wir weggekommen, wo hätten wir denn hingehen sollen.

Von meiner Familie sind in den Konzentrationslagern genau zweiundvierzig Personen ermordet worden. Alle meine Onkel und Tanten, Großeltern, alle ihre Kinder sind in den Lagern geblieben. Mein Bruder hat sie mir damals alle aufgezählt, deshalb weiß ich es so genau. Er wußte, wer wieviele Kinder hatte, die eine Tante hatte fünf Kinder, die andere Tante sechs Kinder. Die, die überlebt haben, konnte man an den Fingern abzählen.

Wer im Lager war, kann nur Böses erzählen, nichts Gutes.

Später sind wir nach München gezogen, dort haben wir unseren Antrag auf Entschädigung gestellt. Für die sechs Jahre in KZ-Haft bekam ich in den Sechziger Jahren etwa zwanzigtausend Mark Entschädigung und außerdem die Mindestrente, das waren damals einhundertundsechzig Mark. Heute liegt die Mindestrente, die ich bekomme, bei siebenhundertzwanzig Mark.

„Die Frauen und Kinder hatten sich verzweifelt gewehrt, weil sie wußten, daß sie ermordet werden sollen“

Franz Spindler

Bis 1932 war unsere Familie stets auf Reisen, dann kamen wir nach Herbolzheim. Dort hat unser Vater unseren Wagen verkaufen müssen, damit wir uns in Herbolzheim anmelden konnten. Wir haben dort eine Wohnung bezogen. Kurze Zeit später kam Hitler an die Macht. Wir lebten bis 1943 in Herbolzheim.

Wir wurden in Herbolzheim eingeschult und besuchten die Schule von Anfang bis Ende, bis zur Entlassung aus der Volksschule. Nach der Schulentlassung arbeiteten wir Jüngeren in einer Zigarrenfabrik. Wir stellten Kisten her.

Unser Vater arbeitete für den Vierjahresplan, den die Nazis ausgerufen hatten. Er arbeitete als Schrotthändler. In der Hitlerzeit machte die Hitlerjugend, die HJ, immer Sammlungen, und mein Vater nahm das gesammelte Metall ab. Eines Tages wurde meinem Vater das Gewerbe untersagt. Vater war von Beruf gelernter Korbmacher. Er verdiente dann unseren Lebensunterhalt mit Korbmachen.

Meine drei älteren Brüder wurden 1938 zur Wehrmacht eingezogen, und ein Jahr später hat der Krieg angefangen. Meine Brüder blieben bei der Wehrmacht, sie haben den Krieg mitgemacht. Meine Brüder waren in Rußland, in Frankreich und in Dänemark. Sie waren bei der Wehrmacht bis 1943. Meine Brüder haben für das deutsche Vaterland gekämpft, bis sie 1943 aus der Wehrmacht aus rassistischen Gründen entlassen wurden. Einer meiner Brüder war Unteroffizier, er hatte hohe Auszeichnungen wie das Sturmabzeichen und das Frontabzeichen. Mein anderer Bruder war Gefreiter. Sie waren gute Soldaten.

Der Bürgermeister von Herbolzheim, mit dem mein Vater öfter gesprochen hat, hat unsere Familie den Nazis gemeldet. Hinter unserem Rücken hat er uns denunziert, er hat in Schreiben uns als Landplage diffamiert und er hat alle Namen gemeldet. Erst jetzt konnten wir seine Schreiben im Archiv sehen. Als wir 1943 deportiert wurden, hat mein Vater ihm gesagt, er hätte uns sagen können, daß wir wegkämen. Der Bürgermeister antwortete, er hätte nichts gewußt. Aber er hat alle unsere Namen weitergegeben, an die Polizei und die Rassenforscher.

Die Rassenforscher haben von uns allen sogenannte Rassengutachten erstellt. Sie kamen eines Morgens zu uns nach Hause, eine Frau und ein Mann. Ich glaube, die Frau war Eva Justin, die Loli Tschai. Mit ihr kam ein großer blonder Mann, man sagt, es könnte der Hermann Arnold gewesen sein. Wir mußten uns hinsetzen und dann haben sie uns die Nase und die Augen, den Mund und die Ohren, alles haben die abgemessen. Wir wurden als sogenannte Zigeunermischlinge eingestuft, und zwei oder drei Monate später wurden wir nach Auschwitz verschleppt.

Es war der 28. März 1943. Die Polizei kam morgens und hat uns alle abgeholt. Einen meiner Brüder, der aus der Wehrmacht entlassen war und bei der Reichsbahn arbeitete, hatten sie direkt von der Arbeit geholt. Meine Brüder, die aus der Wehrmacht entlassen wurden, waren erst kurze Zeit vorher aus Rußland gekommen. Ihnen waren die Beine erfroren. Wir waren vierzehn Personen.

Wir mußten uns anziehen, und die Polizei sagte, wir sollten keine Unannehmlichkeiten machen. Wir würden umgesiedelt nach Oberschlesien, wir bekämen dort ein Haus und ein Feld, wir mußten das Land fruchtbar machen. Wir durften nicht viel, nur das Notwendigste mitnehmen. Alles andere mußten wir in unserer Wohnung lassen.

Zuerst brachten sie uns zum Rathaus, von dort zum Bahnhof. Unser Transport hatte Abfahrt um 16.41 Uhr, es gibt im Archiv einen Fahrplan. Der Transport ging über Offenburg und Karlsruhe. In Karlsruhe blieben wir eine Nacht lang im Zug auf einem Abstellgleis, es wurden noch weitere Familien aus Singen, aus Schwaben, gebracht. Dann ging es weiter.

Wir waren vier Tage unterwegs, bis wir ankamen, in Auschwitz.

Die Fahrt dauerte drei Tage und Nächte, bis wir in Auschwitz, im Stammlager ankamen. Wir sind sofort auf Lastwagen verladen worden, es waren auch Soldaten von der Wachmannschaft dabei. Mein Bruder fragte einen von ihnen, was das alles bedeuten solle. Einer der Soldaten antwortete, er solle ruhig sein und versetzte ihm ein-

en Schlag auf den Kopf. Sie fuhren uns ins Zigeunerlager in Birkenau. Dort waren wir eineinhalb Jahre.

Wir wurden tätowiert und kamen in Block 6. Der Kapo von dem Block hieß Bogdan, er war ein russischer oder polnischer Offizier. Er und noch andere haben uns tätowiert. Die Männer und die Frauen bekamen jeweils extra Nummern. Alle, auch die Kinder, haben extra Nummern mit einem „Z.“ bekommen.

Damals waren die großen Krematorien noch nicht fertig gebaut. Wir mußten in Auschwitz die Massengräber zuschaufeln. Es war unvorstellbar. Die Juden mußten ihre eigenen Massengräber ausheben, es waren tiefe Gräben, etwa drei Meter tief in dem Lehm Boden. Dort wurden die Toten, dort wurde die Asche aus dem ersten Krematorium hinein geworfen, die nur halb verbrannten Leichen. Es waren Leichen von Menschen, die man erschossen hatte. Der Geruch war furchtbar. Wir mußten die Erde wieder darüber schaufeln.

Es wurden auch Massengräber wieder geöffnet. Menschen, die erschossen worden waren, wurden dann ausgegraben und verbrannt. Man kann es sich nicht vorstellen, die Menschen waren schon halb verwest.

Mengele, der Lagerarzt, kam oft in unseren Lagerabschnitt, der brauchte Arbeitskommandos, er suchte sich Menschen aus, die besten Musiker, aber auch für seine Versuche. Mengele war überall in Birkenau, das Lager war ja unvorstellbar groß, mehrere Quadratkilometer.

Wir kannten auch den König, ein SS-Mann. Wenn der die Lagerstraße hoch lief und jemanden hinter dem Zaun sah, dann hat er einfach geschossen. Einer von der SS, es war wohl der König, wollte unbedingt eines der Mädchen, und weil sie sich nicht mit ihm einließ, hat er sie durch die Barackenwand erschossen. Es war ein sehr schönes Mädchen, sie war eine Schwägerin von einem meiner Brüder.

Im Lager litten wir entsetzlichen Durst. Das Wasser durfte man nicht trinken, es war verseucht, vergiftet. Wer davon trank, der bekam Typhus. Zu essen bekamen wir nur Steckrübensuppe, eine Suppe, die nur Wasser war. Es waren so viele Kinder im Lager.

Meine drei Brüder, die beim Militär gedient hatten, kamen in das Stammlager von Auschwitz und mußten im Bauhof als Maurer arbeiten. Sie sind regelrecht verhungert. Sie kamen als Muselmänner zurück nach Birkenau, der eine Bruder ist in der gleichen Nacht gestorben, der andere zwei Tage später.

Einmal mußten wir im Winter zum Entlausen in einen besonderen Block. Es lag Schnee, wir mußten uns ausziehen und dann unter eiskalte Duschen gehen. Die SS stand ringsum und schlug jeden, der zögerte, unter das eiskalte Wasser zu gehen. Die Menschen wurden mit Riemen geschlagen, so daß ihnen die Haut aufplatzte. Von dort mußten wir zurück zu unserem Block. Als wir angekommen waren, war das Wasser auf unserer Haut zu Eis gefroren. Das nannte die SS unseren Frühspor.

Es gab auch eine Musikkapelle in Auschwitz, in der unsere besten Musiker spielen mußten. Ich kannte viele von ihnen, den Jonny Seeger und den Itzi, den Seppel und den Danny, den Schumelie. Die besten Musiker, die es damals gab. Sie mußten spielen beim Ausmarsch, wenn wir morgens zur Arbeit gingen, und wenn wir zurückkamen von der Arbeit mußten sie wieder spielen. Die Menschen waren halb tot, und wir mußten zur Musik marschieren.

Von Auschwitz kamen mein Bruder und ich nach Buchenwald. Alle anderen, die in Auschwitz geblieben waren, die als nicht arbeitsfähig selektiert wurden, wurden in der Nacht vom 2. auf den 3. August vergast und verbrannt. Auch die letzten von meiner Familie, die noch am Leben waren.

Der Lagerälteste von unserem Abschnitt kam später auch nach Buchenwald. Wir wußten ja nicht, was in Auschwitz geschehen war, und ich fragte den Lagerältesten, Hermann hieß er, was mit

unserer Familie sei, wie es ihnen geht. Er antwortete mir nicht. Erst nach zwei Wochen sagte er uns, daß keiner mehr am Leben ist.

Er berichtete, daß zuerst die SS den Blockältesten befohlen hätte, die Menschen alle zu den Gaskammern zu bringen. Es hätten sich aber alle geweigert, und deshalb sei ein Sonderkommando gekommen. Die Blockältesten hätten den Sinti gesagt, was die SS vorhat, nämlich den ganzen Lagerabschnitt aufzulösen und alle zu ermorden. Sie hätten gesagt, die Sinti sollten sich wehren. Die Sinti im Zigeunerlager haben sich versteckt, manche Kinder sind von der SS aus der Kanalisation herausgeholt und erschlagen worden. Die Frauen und Kinder hatten sich verzweifelt gewehrt, weil sie wußten, daß sie ermordet werden sollen. Es war auch das Häftlings-Sonderkommando eingesetzt gewesen, das waren die Häftlinge, die in den Krematorien gearbeitet haben. Deren Leben war schon beendet, denn sie wurden immer nach drei Monaten ermordet, denn niemand sollte je erfahren, was dort Schreckliches geschah.

Mein Bruder und ich sind in Buchenwald befreit worden.

*„Wir standen immer mit
einen Bein im Grab“*

Wilhelm Spindler

geb. 1923



Ich wurde am 16. April 1923 in Bannholz geboren, seit meiner Kindheit wohne ich in Freiburg, wo ich auch zur Volksschule gegangen bin. 1937 wurde ich aus der Schule entlassen und machte anschließend eine Lehre als Technischer Zeichner. Mit Beginn des Krieges mußte ich meine Ausbildung unterbrechen.

Dann kam die Zeit der Schrecken. Meine beiden Schwestern kamen 1942 mit ihren Kindern nach Auschwitz. Das war eine ganz schreckliche Zeit, die wir durchmachen mußten. Wir hatten damals schon unsere Koffer gepackt mit dem Gedanken, daß auch wir eines Tages auf den Transport nach Auschwitz ins Konzentrationslager kommen. Was wir da als junge Menschen seelisch und psychisch durchgemacht haben, das kann man sich gar nicht vorstellen. Eines Tages haben wir dann erfahren, daß meine Schwester und ihre beide Kinder an Lungentypus gestorben sind. Die andere Schwester mit ihrem Kind Bianca war unter den dreitausend Sinti und Roma, die alle vom 2. auf den 3. August 1944 vergast worden sind. Es war ein ganz bittere Zeit.

Auch meine Familie fiel in die damalige Maschinerie der Nationalsozialisten, die sich gegen die jüdischen Mitbürger und in gleichen Maß gegen die Sinti und Roma richtete: der Ausschluß aus der Schule und aus allen sonstigen staatlichen und öffentlichen Einrichtungen. Die Nazis machten mit uns auch anthropologische Untersuchungen und Vermessungen, sie nahmen unsere Fingerabdrücke, Photos und so weiter.

Diejenigen Sinti, die nicht ins Konzentrationslager kamen, wurden sterilisiert. Ich wurde im Alter von zwanzig Jahren zwangssterilisiert; auch meine Geschwister, die jünger waren als ich. Aus diesem Grund haben wir keine Nachkommen, was für uns sehr bitter ist. Vor allem bei den Sinti, bei denen die Großfamilie gang und gebe ist. Wo die Kinder später eben da sind für die Alten, wo die Alten mit in der Familie leben.

Insgesamt kamen dreiundzwanzig Angehörige aus meiner Familie in die Konzentrationslager. Ein Teil von ihnen wurde nach Auschwitz, ein Teil nach Buchenwald, nach Mauthausen und

nach Bergen-Belsen deportiert. Wir rechneten täglich damit, daß auch wir abgeholt wurden. Wir standen immer mit einem Bein im Grab.

1942/43 wurden meine Großeltern ins Lager gebracht. Mein Großvater war damals zweiundachtzig Jahre, meine Großmutter war achtzig Jahre alt. Sie lebten noch sechs Wochen, dann wurden sie ermordet.

Als meine Schwester mit den drei Kindern von der Kriminalpolizei zum Abtransport ins Lager geholt wurden, versuchten die Kinder sich zu widersetzen: Sie wollten bei der Großmutter, bei meiner Mutter bleiben, und sie weinten entsetzlich.

Wenn ich heute daran denke, welches Elend das damals war, dann wundert es mich, daß ich, und viele andere von uns, es seelisch überhaupt verkraften und verdrängen konnten. Aber es kommen im Leben immer wieder Situationen vor, wo alles wieder von neuem aufgewühlt wird – auch seelisch – und man davon träumt, daß es wieder so kommen könnte.

Einiges deutet ja darauf hin. Heute gibt es ja bereits wieder Voraussetzungen dafür. Hier in Deutschland zu leben ist für uns wieder gefährlich geworden. Man muß tatsächlich damit rechnen, und gerade als stellvertretender Vorsitzender des Zentralrates, der ich bin, daß man ins Auto steigt und eine Bombe hochgeht. Wir werden ja immer wieder anonym bedroht. Es ist wieder eine schlimme Zeit.

Ich selbst habe dann während des Krieges erfahren, nachdem meine beide Schwestern ins Konzentrationslager gekommen waren, daß man auch mich holen wollte. Auf Grund dessen bin ich dann geflüchtet. Ich wollte rüber in die Schweiz, aber man hat mich an der Grenze abgefangen, ich mußte wieder zurück. Ich habe dann überlegt, was ich nun machen soll. Von einem Bekannten habe ich dann einen Fingerzeig bekommen und bin nach Österreich und dort untergetaucht. Ich war dort auf einem entlegenen Bauernhof im Montafoner Tal.

Dort habe ich ein halbes Jahr gelebt, bis die Franzosen kamen, unsere Befreier. In dem Moment fiel eine Zentnerlast von uns, denn damit wußten wir, daß unser Leben gerettet war. Denn bis dahin rechneten wir ständig, jede Minute damit, daß man uns aufspürt und uns ins Konzentrationslager bringt.

Gott sei Dank, wir haben das überstanden. Nach einem halben Jahr bin ich dann nach Freiburg zurückgekehrt, wo ich dann erfahren habe, daß meine eine Schwester mit ihrem Kind Bianca, es war acht Monate alt, zusammen mit den letzten dreitausend Sinti und Roma in Auschwitz-Birkenau vergast worden waren. Meine dritte Schwester mit ihrem einen Sohn, die überlebt hatten, kamen dann ungefähr drei Monate später nach Freiburg. Ihre beiden anderen Söhne sind im Lager an Hunger und Typhus gestorben. Nach weiteren drei Monaten kam dann auch noch ihr Mann zurück nach Freiburg.

*„Ich habe nach dem Krieg
keinen Antrag auf Ent-
schädigung gestellt“*

Gustav Steinbach
geb. 1916

Ich wohne schon fast achtzig Jahre in Mannheim. Jetzt bin ich zweiundachtzig Jahre alt, und meine Mutter sagte immer zu mir, ich sei drei Jahre alt gewesen, als unsere Familie hier nach Mannheim kam.

Wir wohnten auf dem Exerzierplatz hinter der 110. Kaserne. Von dort ging ich zur Schule, als ich acht Jahre alt war. Meine Eltern hätten mir später gerne eine berufliche Ausbildung zukommen lassen, aber das war damals nicht möglich. Wir waren zu Hause acht Geschwister, und es war für unsere Eltern finanziell einfach nicht möglich, ihre Kinder ausbilden zu lassen. Meine Mutter ging hausieren, was hätten sie da machen können.

Als ich dann etwa sechzehn Jahre alt war, ging unser Vater mit den Brüdern und mir, manchmal auch mit anderen Sinti, musizieren. So haben wir unser Geld verdient.

Nachdem 1933 die Nationalsozialisten an die Macht kamen, meldete ich mich 1934 freiwillig zum Militär. Ich war in Bevern in Westfalen in der Ausbildung für die Pioniere.

Während des Sommers waren wir immer noch auf Reisen, und eines Tages wurden wir in Oberndorf am Neckar verhaftet. Dort wurden wir vermessen. Ich weiß nicht, wer das damals war; uns wurden Nase und Ohren vermessen. Zwei Tage später wurden wir entlassen. Zu dieser Zeit erhielten wir gesonderte Ausweise, und danach fanden laufend Überprüfungen und Durchsuchungen unserer Wohnung in Mannheim statt.

Wir waren in Mannheim erfaßt und registriert und wurden 1939 dort festgeschrieben, wir durften uns nicht mehr frei bewegen, nicht einmal nach Ludwigshafen durften wir. Dort hatten wir Verwandte. Einige Sinti aus Mannheim kamen schon 1938 nach Dachau. Die Deportation der Sinti aus Mannheim hatte die Kriminalpolizei des Bezirksamts in L6 organisiert. Dort gab es einen Polizeibeamten Bühler, der äußerst böseartig gegen Sinti eingestellt war, er drohte bei jeder Gelegenheit mit dem Konzentrationslager Dachau.

Ich war einmal verbotenerweise zu unseren Verwandten nach Ludwigshafen gegangen und wurde auf dem Rückweg nach Mannheim von der Polizei kontrolliert. Ich konnte fliehen und blieb einige Zeit bei meinen Verwandten in Ludwigshafen versteckt. Meine Frau ging dann zur Polizei und sprach mit einem der oberen Beamten, der Knecht hieß. Der sagte ihr zu, daß ich wieder nach Mannheim zurückkommen könne ohne bestraft zu werden. Aber dieser Bühler sagte sofort: „Ab mit ihm nach Dachau.“ Ich blieb aber doch in Mannheim.

Obwohl es für uns Sinti schwer war, Arbeit zu finden, denn wir waren wie Juden nicht akzeptiert, arbeitete ich in Mannheim zunächst beim Städtischen Tiefbauamt und zuletzt bei der Firma „Rudolf Hochbau“. Dort war ich von 1941 bis 1943 als Arbeiter beschäftigt, bis sie uns abholten.

Morgens gegen fünf Uhr kamen sie, es war am 20. März 1943. Die Polizei kam zu uns nach Hause und brachte uns alle in Lastwagen nach L6 in das Polizeiamt.

Wir waren ungefähr zwanzig, fünfundzwanzig Personen. Es waren noch andere Mannheimer Sinti da, die wohnten in den Benz-Baracken. Wir kamen alle in den Arrest des Bezirksamts L6, dort waren wir dann an die vierzig Menschen.

Wir wurden einzeln aufgerufen, der Beamte schlug die Akte auf, wir sollten ein Blatt unterschreiben. Als ich dran war, ging das Telefon und der Kriminalbeamte mußte aus dem Zimmer. Ich ging zum Schreibtisch und schlug das Blatt um, da stand „Zigeunerlager Auschwitz“. Wir blieben eine Nacht im Polizeigefängnis, am nächsten Morgen ging der Transport nach Auschwitz.

Wir kamen alle in einen extra Waggon. Der Transport wurde von Mannheimer Kriminalbeamten bis nach Auschwitz begleitet. Unterwegs konnten wir einmal die Tür ein Stück öffnen, das ganze Abteil war voller schwer bewaffneter Polizei. Es gab keine Chance, sie zu überwältigen. So saßen wir mit dem wenigen, das wir mit-

nehmen durften, bis wir nach Auschwitz kamen. Die Fahrt ging durch, bis auf wenige Unterbrechungen.

Wir kamen in Auschwitz an und marschierten den Weg nach Birkenau, am Stammlager vorbei. Wir wußten nichts, sie hätten uns direkt zum Krematorium bringen können, gar nichts wußten wir. Wir wurden in die einzelnen Blocks eingeteilt, sie fragten, wer Wehrmachtangehöriger ist, die mußten antreten, hinter ihre Nummer wurde notiert „Wehrmachtangehöriger“.

Ich war bereits 1934 und 35 bei der Wehrmacht gewesen, und dann von 1939 bis 1941 als Soldat. Zuerst war ich Leutnantsbursche, später unter Ritter von Ebenheim Majorsbursche. Der Major war in Karlsruhe bei der SA Standarte, er wußte durchaus, daß ich Sinto bin, ich hatte davon aber keinen Nachteil. Es sagte keiner etwas zu mir. Wir waren damals in Paris, ich bekam den Befehl, für einen Kontrollritt zwei Pferde zu satteln. Auf dem Ritt durch Paris sagte mir mein Major: „Steinbach, die Entlassung ist bereit, ich weiß es schon lange.“ Sämtliche Zigeuner und Zigeunermischlinge mußten aus dem aktiven Heeresdienst entlassen werden, es war ein Befehl aus Berlin.

Schon am nächsten Tag wurde ich entlassen. Ich kam direkt nach Hause, nach Mannheim. Dort war ich dann für zwei Jahre in Arbeit, bis sie uns geholt haben. Bei uns war vorher noch ein Kriminalbeamter, der fragte, ob ich das EK II nicht hätte. Dann könne ich bleiben, zusammen mit meiner Familie. Ich hatte auf der Liste für das EK II gestanden, unser Unteroffizier hatte es mir gesagt. Aber bei der Verleihung bekam ich nichts, jemand von der Bekleidungskammer erhielt das EK II. Dabei war ich an der Front, im Infanterie-Regiment 404, der Mannheimer Division. Ich hatte den ganzen Feldzug gegen Frankreich mitgemacht.

Aber auch mit Orden, ich wäre doch mit ins Lager gegangen, ich hätte doch meinen Bruder nicht im Stich gelassen. Ich war verheiratet, mit meiner Frau hatte ich vier Kinder. Mit meinem Bruder zusammen kamen wir in Birkenau in Block 17.

Die Männer wurden gleich zu Anfang zum Außenkommando eingeteilt. Bei der Arbeit fielen die Menschen um wie die Fliegen. Das Wasser! Das Wasser war verseucht, es gab Bauchtyphus. Selbst ich bekam Typhus, obwohl ich nichts von dem verseuchten Wasser trank. Ich hatte beim Militär viele Impfungen bekommen, ich glaube, die haben mir geholfen, das zu überleben. Sonst wäre ich nicht entkommen.

Ich hatte im Lager schnell gelernt, möglichst innerhalb des Blocks und unseres Abschnitts zu bleiben. Sobald man draußen war, war man der Willkür der SS und der Kapos noch mehr ausgeliefert. Eines Tages mußten wir antreten und es hieß „Die Ledigen vor“. Mein Bruder war ledig, und er war schon zuvor im Konzentrationslager in Dachau gewesen. Obwohl ich ihm sage, er solle bleiben, trat er doch vor. Er kam ins Hauptlager und dort ist er gestorben.

Irgendwann bekam ich einen Zettel, ich mußte vor zur Schreibstube. Ein Blockführer brachte mich nach Auschwitz ins Hauptlager, in die politische Abteilung. Ich hatte zuhause noch unsere Kleiderkarten einem uns bekannten Mädchen gegeben, sie sollte uns Strümpfe schicken, wenn ich ihr schreibe. Sie wurde wegen der Kleiderkarten verhaftet, weil der Verdacht war, daß sie die Karten gestohlen hätte. Ich sagte, daß ich ihr diese Karten gegeben hätte, und daraufhin wurde sie entlassen.

Zurück in unserem Lagerabschnitt mußte ich wieder einen Zettel ausfüllen. Ich hatte ihn schnell ausgefüllt und gab ihn dem Rapport-schreiber zurück. Weil ich schnell und sauber schreiben konnte, nahm mich der Rapport-schreiber in die Schreibstube. Meiner Familie wurde dort ein Raum zugewiesen, so hatte sie es besser. In der Schreibstube waren noch andere Sinti, die Elisabeth, die Hilli. Die Mädchen waren intelligent. Alle Arbeiten wurden von den Häftlingen gemacht. Einmal sagte sogar der oberste der SSler zu dem Mädchen, es tue ihm wirklich leid, daß sie hier sitzen müßten, sie gehörten nicht hierher.

Im Lager gab es auch eine Lagerkapelle, die frühmorgens, wenn die Leute zu den Außenkommandos zur Arbeit gingen, aufspielten

mußte. Wenn sie zurückkamen, wurden sie wieder von der Musik abgeholt. Man denke sich das: die Menschen waren halbtot, und die Musik mußte spielen. Zur Unterhaltung der SS mußten sie auch spielen.

Immer wieder gab es Blocksperrung, es hieß dann, daß Juden abgeholt werden. Wir durften dann die Baracken nicht verlassen. Einmal sind zwei Sinti geflohen, da gab es auch Blocksperrung. Die beiden wurden eingefangen und sofort getötet. Die Krematorien waren nahe beim Zigeunerlager, auf der Lagerstraße war immer der Geruch nach verbranntem Menschenfleisch, wir sahen die Leichenberge.

Einmal kam ein Arbeitskommando zurück, das fuhr vorne an unserem Tor vorbei und weiter zu den Krematorien. Es waren Sinti, und sie riefen um Hilfe, um Rettung, denn sie wußten, daß man sie nach hinten zu den Krematorien fuhr. Ich sah das und ging hinüber zu einem Polen, der hatte die politischen Häftlinge. Ich sagte ihm, daß sie Sinti nach hinten gefahren hätten, und er lief sofort dorthin und brachte sie alle wieder. Es waren fast alles Kinder, Jugendliche. Es war ein Arbeitskommando, und sie waren schon unten im Vergasungsraum drin gewesen. Sie waren schon drinnen gewesen in diesem Keller, aber er brachte sie da heraus. Bogdan hieß er, glaube ich.

Es sind dort viele Dinge geschehen, über die kann ich nicht reden. Es gab auch unter den Häftlingen viele, das waren Kapos und Blockälteste, die prügeln drauflos. Die SS lachte darüber. Manchmal mußten die Sinti von vorne bis hinten durch das Lager hüpfen, bis zur Erschöpfung. Es passierten so viele Dinge, ich kann mich an vieles nicht erinnern. Meine Schwägerin, die wurde in Birkenau durch die Barackenwand erschossen.

Im August 1943 kam ich mit meiner Frau und meinen beiden Kindern, die noch lebten, auf einen Transport nach Ravensbrück. Unsere beiden jüngsten Kinder starben in Auschwitz. Ich kam dann nach Sachsenhausen und war dort bei der Feuerwehr des Klinkerwerks, manchmal mußte ich auch mit anderen Sinti für die SS Musik machen. Meine Frau kam mit den Kindern nach Bergen-

Belsen. Dort starb unsere große Tochter. Nur unser Sohn kam nach Hause, er war nur noch Haut und Knochen, und er hatte einen fürchterlichen Hautausschlag. Drei unserer Kinder starben in den Lagern.

In Bergen-Belsen und in Ravensbrück wurden die Sinti noch im Januar 1945 sterilisiert.

In Sachsenhausen wurden einige der Sinti und ich kurz vor Kriegsende von der SS geholt und eingekleidet. So wurden wir wieder Soldaten und marschierten ab. Gefragt wurden wir nicht, und sagen durften wir auch nichts. Wir waren froh, aus dem Lager heraus zu kommen. Wir kamen in einen Zug und fuhren vor, bis wir die Schüsse der Artillerie hören konnten. Unser Zug hielt bei Cottbus, bei Berlin, das war die Front. Wir marschierten noch zehn Kilometer und wurden dann von der SS eingeteilt.

Ich wollte mit meinem Schwager zusammen bleiben. Sie brachten uns nach ganz vorn; zwischen uns und den Russen lag ein Fluß. In unserem Abschnitt waren wir gerade fünfzehn Mann, zwei davon Sinti, mein Schwager und ich. Die Russen waren in Bataillonsstärke uns gegenüber. In meiner Abteilung war ein Unterscharführer, der war aus Mannheim und wohnte damals beim Wasserturm. Er sprach zu uns in echt Mannheimer Mundart, ajo, er sagte, die Russen würden jeden Moment angreifen.

Wir hatten überhaupt keine Chance gegen eine solche Übermacht. Irgendwann hatte ich meinen Schwager aus den Augen verloren und ging aus meinem Unterstand, um ihn zu suchen. Ich lief ein Stück in den Wald und rief ihn beim Namen. Plötzlich erhielt ich Maschinengewehrfeuer, das mir galt. Es war der Unterscharführer aus Mannheim, er feuerte auf mich.

Ich hätte mich nicht von meinem Unterstand entfernen dürfen, ich hätte mich abmelden müssen, sagte er. Ich sagte, ich hätte meinen Schwager gesucht. Er befahl mir, mich wieder an meinen Platz zu begeben, dabei spürte ich einen Gewehrlauf im Genick, ich hatte einen Schützen hinter mir, der auf mich angelegt hatte.

Abends um elf Uhr bekamen wir den Befehl, über das Feld hinweg gegen die Russen vorzurücken. Uns piffen die Kugeln um die Ohren, wir mußten schießen, der Unterscharführer war wie ein Teufel. Schließlich waren wir nur noch ein paar Mann, und auch der Unterscharführer wurde getroffen und lief zurück. Wir standen da und sahen dann auf der anderen Seite des Flusses die Russen. Wir sind ins Wasser gesprungen und den Russen entgegen.

Wir kamen in Gefangenschaft, wir konnten den Russen nicht klar machen, daß wir Häftlinge waren. Wir kamen in ein Sammellager, wo wir noch andere Sinti trafen, so daß wir dann zu fünf waren. Wir kamen nach Rußland, nach Pocep und nach Briansk. Wir mußten wieder arbeiten, es war bitter kalt dort, bis minus vierzig Grad. Die Russen fragten, wer besondere Arbeiten machen könne, so konnten wir dann Korbwaren und Musikinstrumente herstellen. Wir waren ein Jahr in Gefangenschaft, dann wurden wir entlassen. Über Odessa kamen wir nach St. Valentin. Wir waren so hungrig, daß wir auch Holz gegessen hätten. 1946 war ich wieder in Mannheim

Ich habe nach dem Krieg keinen Antrag auf Entschädigung gestellt.



*„Und wir waren wieder
– Menschen“*

Heinrich Steinbach

geb. 1921

Ich wurde 1921 in Hessen geboren. Unsere Familie hat in Koblenz-Lützel gewohnt, in der Feste Franz im Haus Nr. 6. Wir waren dreizehn Geschwister, vier Schwestern und neun Brüder. Meine Schwester Jutta war die älteste von uns. In Koblenz bin ich 1928 in die Schule gekommen. Die Schule gibt es noch in Lützel. Unser Lehrer damals hieß Hoffer. Als ich aus der Schule kam, war ich vierzehn Jahre alt, das war 1934.

Mit achtzehn Jahren bin ich in die Motorsport-Schule gegangen, ich wollte Fahrlehrer werden. Ich habe zwei Lehrgänge mitgemacht, das war der Lehrgang 1939 und 1940, anschließend machte ich alle Fahrprüfungen, Klasse eins, zwei und drei. Danach wurde ich zum Arbeitsdienst eingezogen, Ende 1940, Anfang 1941. Ich kam in die Eifel in das Lager Bleialp bei Bitburg.

Ich wurde zur Kriegsabteilung K2-318 West eingeteilt, das war die Kriegsabteilung des Arbeitsdienstes. Von dort aus kam ich nach Ablauf meiner Dienstzeit nach Hause, und nur sechs Wochen später kam der Stellungsbefehl. Ich wurde zum Infanterie-Bataillon 212 eingezogen. Wir kamen dann nach Nancy in Frankreich. Ein paar Monate später wurde ich wiederum nach Hause geschickt und zum Wehrbezirkskommando gerufen. Dort wurde ich entlassen. Zuerst dachte ich, es sei gut, wenn ich entlassen würde. Ich fragte dann, warum ich entlassen werde. Die Antwort war, ich sei nicht zu verwenden. Was das heißen solle, nicht zu verwenden, fragte ich. „Nicht zu verwenden aus rassischen Gründen“, hieß es, so wurde es in meinen Wehrpaß eingetragen.

Ich durfte als Fahrlehrer nicht weiter arbeiten, also wurde ich Fernfahrer. Ich hatte ja Führerscheine für sämtliche Klassen. Die Reichsbahn hat mich als Fernfahrer eingestellt. Dort war ich etwa ein halbes Jahr und kam dann zur Firma Morgendorf und Segler, die für die Bauleitung der Luftwaffe in Koblenz-Ehrenbreitstein arbeitete. Es wurden dort Bunker gebaut, und wir fuhren für die Bauleitung Beton und Steine. Für den Bunkerbau bin ich etwa zwei Jahre gefahren. Ich war zu der Zeit schon verheiratet, und ich bin zum Essen mittags immer nach Hause gefahren zu meiner Mutter. Ich selbst hatte mit meiner Frau eine Wohnung in der Stadt.

Und dann kam der 9. März 1943. Ich kam wie immer zu meiner Mutter und sah, daß die Häuser alle leer waren. Die Nachbarn sagten, die Polizei sei mit Überfallwagen da gewesen und hätte alle Sinti, alle Familien mitgenommen. Sie durften nur das Notwendigste mitnehmen.

Ich fragte, wohin sie unsere Leute gebracht hätten. Es hieß, zum Güterbahnhof Koblenz. Ich bin sofort mit dem Wagen dorthin gefahren, in einen großen Hof. Dort sah ich sie alle, und viel Polizei. Die Polizisten sagten mir, ich stünde nicht auf der Liste. Ich fragte: „Was für eine Liste, wo gehen meine Eltern, meine Geschwister hin? Wo gehen meine Frau und die Kinder hin?“ Die Polizei antwortete, sie wüßten nicht, wohin meine Familie käme. Und ich sagte: „Da, wo meine Familie hingehet, da gehe ich auch hin.“

Ich rief bei meiner Firma an, die holten den Lastwagen ab. Ich hätte noch Geld von meiner Firma bekommen müssen.

Am 9. März 1943 wurden wir alle nach Auschwitz-Birkenau auf den Transport gebracht. Wir waren alle in den Waggons eingepfercht. Die Waggons waren verschlossen. Wir waren vier oder fünf Tage unterwegs. der Transport ging vom Rheinland aus, von Köln und von anderen Städten waren Sinti dabei. Ab und zu bekamen wir etwas Brot in die Waggons, sonst nichts. Es starben schon bei der Fahrt Menschen, die lagen dann in den Waggons. Und dann sind wir angekommen.

Das Ausladen in Auschwitz-Birkenau war von Schlägen begleitet. Es war dunkel, als wir ankamen. Wir kamen in die Baracken, der Lagerabschnitt, in dem das Zigeunerlager lag, war noch nicht fertig aufgebaut. Alles war voller Schlamm und Dreck. Ich kam gleich ins Stammlager, dort war ich etwa sechs Wochen. Mit der Maurerschule kam ich wieder nach Birkenau, in den Block 11a. Ich war im Kommando Bauhof. Wir arbeiteten bei der D.A.W., das waren die Deutschen Aushilfs-Werke, und nach einigen Wochen kam ich zu den Buna-Werken. Im Dezember 1943 kam ich zusammen mit achtzig Männern auf einen Transport nach Natzweiler.

Die Fahrt von Auschwitz nach Natzweiler dauerte acht Tage. Auch in Natzweiler bekamen wir als erstes Schläge, wir mußten raus aus der Bahn und rein in Lastwagen, die uns hoch zum Konzentrationslager brachten. Uns wurde gesagt, wir seien in ein Arbeitslager gekommen, ein Freiheitslager nannten sie das. Wir waren achtzig Männer, die Nazis hatten nur die kräftigsten ausgesucht.

Wir kamen in Natzweiler gleich in den Krankenbau. Dort wurden die unterschiedlichsten medizinischen Versuche mit uns gemacht. In dem Buch von Weiss und Rose über die Zwangsarbeit ist eine Liste mit unseren Namen. In Natzweiler waren viele Sinti, viele von der Familie Rose, auch der Vinzenz. Wir hatten von den medizinischen Versuchen hohes Fieber. Fieber und Fieber. Wir konnten nichts essen, wir wollten Wasser, Wasser. Und sie gaben uns kein Wasser.

Nach ungefähr einem halben Jahr waren wir wie üblich auf dem Appellplatz angetreten. Wir stellten uns immer eng zusammen, damit keiner von uns umfällt. Wir waren von den Versuchen völlig entkräftet, einige von uns waren an den Versuchen gestorben. Wir waren vielleicht noch fünfundsechzig Mann. Zu diesem Appell kamen Soldaten von der Luftwaffe, von der Fliegerabwehr. Sie suchten sich Männer aus. Ich und noch einige, wir großen, standen vorne beim Appell, und einer von den Soldaten, ein höherer Offizier, fragte, woher ich sei. Ich antwortete: „Ich bin von Koblenz.“ „Ja, Sie sind Deutscher?“, fragte der Offizier. Ich antwortete, ja, und ich wäre auch bei der Wehrmacht gewesen, und jetzt sei ich im Lager. „Was, wie gibt es das?“, fragte er wieder, und ich antwortete: „Ja, ich war bei der Wehrmacht und beim Arbeitsdienst, und jetzt schauen Sie, wie ich aussche.“ Er fragte dann, wie viele wir seien, und wir wurden alle, die wir noch am Leben waren, auf Lastwagen verladen. Wir wurden nach Neckarelz gebracht, zuerst waren wir vier oder fünf Wochen in Quarantäne. Als ich wieder kräftiger war, kam ich zum Stollenbau, ich wurde als Lokführer eingesetzt. Ich wurde an der Lok angelehrt und war danach selbständig. Als Lokomotivführer war ich nicht mehr dem Lager unterstellt, sondern der militärischen Bauleitung. Ich fuhr die Lokomotive, an die die Loren angehängt waren. Mit mir arbeitete ein Sinto, der hinten auf der Lokomotive

mitfuhr. Wenn wir aus den Stollen kamen, mußte er die Lastwagen anhalten. Dort in Neckarelz konnte der Vinzenz Rose, der mit uns schon in Natzweiler war, fliehen. Wir mußten zwei Tage Appell stehen, nachdem er geflohen war.

Von Neckarelz kam ich nach Neckargerach in ein anderes Lager. Dort sah ich, wie die SS einen ganz jungen Häftling aufgehängt hat. Er wurde vor dem Lager an einer Weide aufgehängt. er war höchstens neunzehn Jahre alt. Ich sah die Weide, als ich noch einmal dort war. Beim ersten Mal riß der Strick, und da hätte er eigentlich begradigt werden müssen, aber sie peinigten ihn weiter und hängten ihn noch einmal. Wir mußten alle an ihm vorbei laufen.

In Neckargerach blieben wir etwa bis Juli 1944, dann kamen wir nach Dachau. In Dachau war ich ungefähr drei Monate. Ich mußte die Toten auf Leiterwagen legen und zum Verbrennen bringen. Sie hatten keine Öfen dort, die Leichen wurden so verbrannt.

Von Dachau kam ich nach drei Monaten nach München-Riem. Dort wurde der Flughafen bombardiert. Es war ein Großangriff, wir waren etwa vierhundert Meter vom Flughafen entfernt in einem Reitstall untergebracht. Wir waren nur Sinti. Bei diesem Angriff gab es viele Tote. Es kam dann noch ein Transport von Dachau, russische und polnische Häftlinge, und mit denen zusammen ging es auf Transport nach Oberbayern. Es war ein Todesmarsch. Unterwegs wurde einer nach dem andern erschossen, wer zu schwach war, wurde erschossen.

Wir gingen bis nach Holzkirchen. Dort stand auf einem Berg eine große Scheune, und es stand SS dort. Wir mußten alle in die Scheune, und wir wußten nicht, was draußen passiert. Bei der Wachmannschaft war ein Soldat, er hieß Karl. Er war auch aus Koblenz. Von ihm bekam ich manchmal etwas zu essen, und hin und wieder auch eine Zigarette. Er sagte zu mir: „Mensch, Steinbach, wie kommst Du zu dem Haufen?“ Als wir in der Scheune waren, konnte ich durch die Bretterwand nach draußen sehen. Auf einmal sah ich den Soldaten aus Koblenz draußen stehen. Er war um die Scheune herum gegangen.

Ich fragte ihn: „Karl, was wird hier geschehen?“ „Bist Du noch da drin, Steinbach,“, fragte er, „die Scheune wird gleich in die Luft gesprengt.“ Er sagte mir dann, ich sollte ein Brett losmachen, wenn er vorne an der Ecke sei, so daß er uns nicht sehen könne, dann sollten wir abhauen. Es waren viele Sinti mit mir, etliche von unseren Leuten, ein paar von den Roses, der Hojo und andere, und viele Russen und Polen.

Hinter der Scheune ging es einen steilen Abhang runter, unten war ein Güterbahnhof. Ich sagte zu den anderen, das die Scheune gesprengt werden würde, und daß wir hinten raus fliehen mußten. Wir hatten keine Wahl, also haben wir es so gemacht. Wir haben ein paar Bretter rausgerissen und sind raus und den Berg runter. Wir waren kaum auf dem Berg, da gingen die Maschinenpistolen los, sie haben hinter uns her geschossen. Wir haben es bis zum Güterbahnhof geschafft und uns in den Waggons versteckt. Es war zum Glück ein großer Bahnhof, und sie haben uns nicht gefunden. Wir waren unter den Waggons, auf den Achsen, versteckt. Wir hatten uns verteilt, die SS suchte uns, aber sie fanden uns nicht. Wir hatten keine Schuhe, nichts, nur unsere gestreiften Jacken.

Es war wohl Anfang Mai 1945, es lag Schnee dort oben. Wir sind hoch in die Berge geflohen, dort gab es vereinzelt Unterstände, in denen Heu gelagert war. Wir sind in eine solche Hütte rein und haben uns im Heu vergraben. Zu trinken, da gab es den Schnee, aber zu essen hatten wir nichts.

Einmal des Nachts hörten wir es dröhnen, und wir dachten natürlich, daß die Deutschen da seien, die Berge waren ja voll mit Soldaten. Ich sah aus unserem Versteck, sah die Panzer, aber sie hatten einen Stern auf der Seite. Die Panzer kamen im Schrittempo näher, es war ein schmaler Weg hoch in die Berge. Wir hatten unsere Häftlingsjacken an und sind raus, hoch zu den Amerikanern. Zuerst habe sie uns nach Pistolen und Waffen kontrolliert, aber dann sahen sie uns an. Wir zeigten ihnen unsere KZ-Nummern, die wir in Auschwitz eintätowiert bekommen hatten, und sagten ihnen, daß wir Häftlinge waren.

Die Amerikaner nahmen uns mit hoch auf die Panzer, wir bekamen Schokolade, Zigaretten, was man sich nur denken konnte. Das kann sich keiner vorstellen, wie wir uns fühlten, und wir waren wieder – Menschen.

Die Amerikaner brachten uns nach Holzkirchen in den Ort. Es gab dort ein großes Hotel, dort brachten sie uns hinein und sagten, daß wir hier bleiben könnten, in der Stadt könnten wir bekommen, was wir brauchten. In der Stadt wurde viel geplündert, aber wir haben uns nicht aus dem Hotel getraut, wir blieben dort und haben uns erst einmal satt gegessen.

Wir bekamen dann von den Amerikanern einen großen Wagen und einen Traktor, die Bürgermeisterei war ja abgesetzt. Wir wollten zurück ins Rheinland, und wir hatten Kranke, für die wir einen Wagen wollten. Wir bekamen eine Rot-Kreuz-Fahne an den Wagen und wir hatten einen Passierschein, mit dem wir unterwegs Benzin und Verpflegung erhielten. Wir fuhren über Innsbruck nach Nördlingen. Von den amerikanischen Kommandanturen bekamen wir Verpflegung und was wir brauchten. Von Nördlingen sind wir nach Dachau gefahren, vor das Lager. Wir holten dort unsere Papiere und fuhren weiter über Aschaffenburg nach Frankfurt.

Dort in Frankfurt sah ich zum ersten Mal wieder jemanden von meiner Verwandtschaft.

Ich wußte bis dahin nichts von den meinen. Ich traf nur noch zwei meiner Brüder und einen Onkel. Sie habe ich gefragt, und sie sagten mir, daß alle tot sind. Alle.

Als ich von Auschwitz weg auf Transport kam, lebten sie alle noch, meine Geschwister, meine Frau und meine beiden Kinder. Meine Onkel und Tanten. Wir waren eine große Familie, sechzig, siebzig Menschen nur die engste Verwandtschaft, die Brüder und Schwestern meines Vaters, meiner Mutter. Als wir befreit waren, war niemand mehr da, nur noch zwei meiner Brüder und ich. Sonst war niemand mehr.

Ich habe vor kurzem einen Verschlimmerungsantrag eingereicht, mit neuen Attesten wegen meiner Krankheit, trotzdem wurde mein Antrag abgelehnt. Das Entschädigungsamt in München hat zurückgeschrieben, wegen des Vergleichs, den ich seinerzeit abgeschlossen habe, werde mein Antrag abgelehnt. Ja, damals, was sollte ich sagen? Ich habe zwei- oder dreimal Verschlimmerungsanträge gestellt, damit ich ein bißchen mehr Rente bekäme. Meine zweite Frau war ebenso wie ich in Auschwitz, wir bekommen beide die Mindestrente von 700 DM. Und was haben die Nazis mit uns gemacht: die medizinischen Versuche, die Sklavenarbeit, die Konzentrationslager. Damals haben die Entschädigungsämter uns mit 25 % eingestuft, jetzt bin ich zu 100% schwerbehindert. Aber das Entschädigungsamt erkennt das nicht an.



*„Ja, und wir haben
keine Kinder“*

Lisbeth Steinbach

geb. 1930

Wir wohnten damals in Stettin, dort bin ich geboren. Wir waren damals sieben Geschwister, meine zwei Brüder und wir fünf Schwestern. In Stettin bin ich zur Schule gegangen, doch nicht für lange Zeit. Wir durften die Schule dann nicht mehr besuchen, für uns Sinti war es verboten, die Schule zu besuchen.

In Stettin wohnten wir in der Lukastraße 2. Das war wie ein Ghetto, das Viertel war mit Brettern umzäunt. Der Zaun war ungefähr zwei Meter hoch. Wenn die Gestapo angefahren kam, dann haben wir Kinder uns immer versteckt und sahen durch die Lücken hindurch. Wir Kinder sahen, wie die Gestapo Männer, Frauen und Kinder abgeholt hat, wie sie aufgeladen und weggebracht wurden.

Ich erinnere noch einen Namen von der Kriminalpolizei, einer von denen hieß Nells. Der kam fast jeden Tag in unsere Straße und kontrollierte. Wenn ihm etwas nicht paßte, dann haben wir Schläge bekommen.

Als dann Stettin bombardiert wurde, durften wir nicht in die Luftschutzbunker. Wir hatten eine kleine Grube hinten bei der Oder gegraben, die war so klein, daß man immer noch zur Hälfte draußen war. Manchmal, wenn die Bombenangriffe kamen, sind wir unter den Tisch gegangen, als ob das ein Schutz gewesen wäre.

Wir durften nicht in allen Geschäften einkaufen, wir hatten zwar auch Lebensmittelkarten, aber wir bekamen fast nichts. Wir durften die Stadt nicht verlassen, wir durften in keine Gaststätte und in kein Kino.

Unser Vater kam schon 1938 ins Lager. Meine Mutter arbeitete, unser Vater war zuhause mit uns Kindern. Die Kriminalpolizei ist eines Morgens sehr früh gekommen und hat unseren Vater verhaftet. Wir haben dann erfahren, daß er auf einen Transport kommt. Ich bin zum Bahnhof gelaufen und sah ihn noch, wie er weg kam. Die anderen Frauen wurden von der Polizei weggejagt, ich stand alleine dort. Sie dachten wohl nicht, daß ich ein Sintikind bin. Mein Vater hat mir zugewinkt. Es war das letzte Mal, daß ich meinen Vater gesehen habe.

Unser Vater kam nach Mauthausen, dort ist er gestorben. Wir haben damals aus dem KZ Mauthausen eine Benachrichtigung bekommen, daß unser Vater an Herzschwäche gestorben ist. Das gleiche wurde uns nach dem Krieg auch vom Suchdienst aus Arolsen mitgeteilt. Es hieß damals, daß wir die Asche unseres Vaters uns schicken lassen könnten. Meine Mutter hat die Asche schicken lassen. Wir haben die Asche in Stettin beigesetzt. Ich glaube nicht, daß es die Asche unseres Vaters war.

Mit meinem Vater sind damals auch mein Onkel und mein Cousin verschleppt worden. Es waren viele Sinti, die damals schon deportiert wurden, es war der ganze Eisenbahnwaggon voll. Einige sind später wieder aus den Lagern zurückgekommen. Mein Vater ist nicht mehr zurückgekommen.

Meine Mutter arbeitete damals im Freihafen auf den Schiffen. Dort haben auch andere Sintifrauen gearbeitet. Meine Mutter brachte von dort immer etwas zu essen mit. Die Mutter kam manchmal erst spät in der Nacht zurück, dann hat sie uns Kinder geweckt und uns zu essen gegeben. Ich glaube, wenn unsere Mutter nicht dort gearbeitet hätte, wäre wir alle ins Lager gekommen.

Eines Tages sagte uns meine Mutter, daß Eva Justin bei uns gewesen sei. Meine Mutter hatte ihr Geld gegeben, und die Justin hätte versprochen, daß unser Vater wieder aus dem Lager zurück käme. Das war gelogen. Unsere Familie wurde eingeteilt in sogenannte reinrassige Zigeuner und sogenannte Zigeunermischlinge, obwohl wir eine Familie waren. Meine Mutter wurde als Zigeunermischling eingestuft, ihre Schwester als reinrassig. Dabei waren sie doch Schwestern.

Einer meiner Brüder war beim Militär. Er ist als Soldat verwundet worden. 1942 wurde er aus der Wehrmacht entlassen, weil er Sinto war. Er mußte dann Zwangsarbeit leisten. 1943 kam er nach Auschwitz, zusammen mit seiner Familie, mit seiner Frau und seinen Kindern. Damals haben sie die Familien mit Lastwagen abgeholt. Manche sind freiwillig mit ihren Familien mitgegangen, obwohl sie nicht auf den Listen standen. Kaum jemand ist von Auschwitz zurückgekommen.

Meine Schwester ist aus Auschwitz zurück gekommen. Sie hat uns erzählt, wie mein Bruder gestorben ist. Er saß bloß immer da und hatte seine Decke über den Kopf gezogen. Er saß nur da und hat sich nicht bewegt. Nur wenn es das bißchen Brot gab, hat er nach dem Brot geschnappt. Da haben sie ihn geschlagen, solange, bis er gestorben ist. Sie haben ihn in Auschwitz erschlagen. Seine Frau ist in Auschwitz ermordet worden, als das Zigeunerlager aufgelöst wurde, sein Kind war zuvor schon im Krankenblock gestorben.

Ich war damals dreizehn Jahre alt und ich habe mich immer unten am Wasser versteckt. Denn es hieß, daß wir alle sterilisiert werden sollten. Doch die Gestapo hat mich gefunden, sie brachten mich ins Krankenhaus, und dort wurde ich mit dreizehn Jahren sterilisiert. Es waren dort noch andere Frauen. Wir waren damals sehr viele, sehr viele, die sterilisiert wurden. Ich war mit dreizehn Jahren die Jüngste. Die Ärzte sagten damals zu mir, es sei keine richtige Sterilisation, sie könnten es später wieder rückgängig machen. Doch der Schnitt ging von einer Seite bis zur anderen Seite, es war wie im Schlachthof. Es dauerte vielleicht eine halbe Stunde, dann hieß es, die nächste bitte. Nach drei Tagen sind wir entlassen worden.

Alle meine Schwestern sind sterilisiert worden, alle aus den gleichen sogenannten rassischen Gründen. Auch mein späterer Mann wurde zwangssterilisiert.

Ich mußte dann arbeiten. Als ich einmal nicht zur Arbeit gekommen bin, weil ich krank war, wurde ich verhaftet. Die Gestapo brachte mich in ein Arbeitserziehungslager in Pehlitz, das war etwa dreißig Kilometer von Stettin entfernt. Von dort kam man entweder nach Auschwitz oder in eines der anderen großen Lager, oder man wurde entlassen zur Zwangsarbeit. Ich hatte Glück und bin zurück gekommen. Andere sind von da nicht mehr raus gekommen, die brachte man nach Auschwitz.

Nachdem ich aus dem Lager Pehlitz entlassen wurde, kam ich in eine Seifenfabrik. Wir mußten dort mit großen Holzhämmern Soda zerkleinern. Das Soda kam in großen Brocken, einmal habe ich mit dem Hammer daneben geschlagen und ich wurde sofort

der Sabotage beschuldigt. Ich hätte absichtlich auf den Boden geschlagen. Eine von den Vorarbeiterinnen packte mich am Hals und sagte, ich hätte Sabotage verübt. Ich war ja erst dreizehn oder vierzehn Jahre alt. Ich kam wieder nach Pehlitz in das Arbeitserziehungslager.

Ich kam noch einmal zurück nach Stettin und arbeitete dann in einer Papierfabrik. Aber auch dort wurde ich eines Tages verhaftet und an einen Ort bei Krefeld gebracht. Dort mußten wir Schützengräben für die Soldaten ausheben. Es waren wieder viele Sinitfrauen dort, wo wir die Gräben ausheben mußten. Von diesem Einsatz kam ich zurück nach Stettin. Wir sind dann gegen Ende des Kriegs von Stettin nach Mecklenburg geflohen, und dort sind wir von den Russen befreit worden.

Wir haben in den Fünfziger Jahren unsere Entschädigungsanträge gestellt. Wir sind oft und oft untersucht worden, ob unsere Angaben denn stimmen, ob wir einen Gesundheitsschaden haben. Ich wurde bis nach Würzburg in die Universitätsklinik geschickt, um zu überprüfen, ob ich auch wirklich sterilisiert worden bin. Danach bekam ich erst eine Rente, die Mindestrente. Mein Mann war oft im Krankenhaus, und immer ist sein Antrag abgelehnt worden. Erst als zuletzt der Zentralrat die Sache übernommen hat, hat er dann auch seine Rente bekommen. Meine Mutter hat nicht einen Pfennig bekommen, auch nicht für unseren Vater, der im Lager ermordet wurde. Bis zu ihrem Tod hat sie keinen Pfennig Entschädigung bekommen.

Jetzt wo wir alt sind, bekommen wir nur das bißchen Rente, daß ist alles.

Ja, und wir haben keine Kinder.

*„Was soll ich sagen – daß wir
keine Kinder bekamen“*

Magarete Steinbach
geb. 1928

Ich wurde 1928 in Mannheim geboren. Hier habe ich auch die Schule besucht, ich war damals wohl sieben Jahre alt. Unser Lehrer, das war der Lehrer Strauß. Ich habe bei meiner Großmutter gewohnt.

Im Mai 1940, als ich zur Schule gehen wollte, kam morgens die Kriminalpolizei zu uns. Wir wußten überhaupt nicht, was los war. Die Polizei sagte, ich sollte mich warm anziehen, sie haben mich abgeholt und auf den Transport gebracht. Die Polizei wußte, daß wir nach Polen geschickt werden sollten, sie sagten, ich sollte mir warme Sachen mitnehmen, das habe ich nicht vergessen. Ich war elf Jahre alt.

Die Polizei hat mich mitgenommen und direkt an die Bahnrampe gebracht. Dort waren schon meine Mutter, mein Vater und die anderen. Es war ein ganzer Zug in Ludwigshafen, und die Wagons waren voll. Wir bekamen dort noch Verpflegung, auch etwas Milch.

Von Ludwigshafen ging der Transport nach Hohenasperg. Ich kann mich noch erinnern, wie wir zum Gefängnis hoch laufen mußten. Wir wurden von Polizei mit Hunden eskortiert, bis hoch zum Zuchthaus. Wir mußten dort auf dem Boden schlafen, auf kaltem Steinfußboden. Es gab dort keine Verpflegung mehr. Es waren sehr viele Sinti dort, aus vielen Städten. Sie hatten von Stadt zu Stadt die Transporte nach Asperg gebracht.

Unser Vater hatte in Ludwigshafen gearbeitet, er hatte eine Stelle bei einer Firma, für die sie ihn dringend brauchten. Er mußte mit giftigen Stoffen arbeiten. Karl Graf hieß einer der Besitzer der Firma, und der hat unseren Vater von Asperg zurückgeholt, der hat uns raus geholt, sonst wäre wir mit auf den Transport gekommen. So ist unsere Familie alleine entlassen worden und wir sind wieder zurück nach Ludwigshafen gefahren.

Ich bin wieder zur Oma nach Mannheim zurück. Später, wenn in Mannheim Fliegeralarm war, dann durften wir nicht in den Bunker, das war für Sinti verboten. Mannheim wurde oft bombardiert, und

wir sind immer in einen Graben geflüchtet, in der Nähe unserer Wohnung.

Nach der Schule bin ich zuerst an das Stadttheater in Mannheim gegangen, ich wollte Tänzerin werden. Ich bin dort angenommen worden und habe Ballettunterricht bekommen. Es ging nicht lange, dann kam die Kriminalpolizei und hat mich zur Zwangsarbeit abgeholt. Das Theater, meine Ausbildung wurde mir verboten.

Ich hatte noch Unterricht am Theater, als ich sterilisiert wurde. Ich weiß nicht mehr das Jahr, wann mir das passiert ist. Ich war damals vierzehneinhalb Jahre alt. Mit mir zusammen wurde meine kleine Schwester, sie war dreizehn, und mein kleiner Bruder, er war erst zwölf, zwangssterilisiert. Meine Schwester hat sich damals noch nichts gedacht, aber ich spürte, daß sie etwas mit uns machen wollten, das für uns schlimm ist. Ich sagte zu meinem Vater, daß er uns Geld geben sollte, ich wollte mit meiner Schwester fliehen. Ich hatte ein schlechtes Gefühl, ich wußte, was sie tun wollten, obwohl ich es nicht ganz begriffen hatte. Aber unser Vater hatte Angst um uns, er hatte Angst, daß wir umgebracht werden würden, daß sie uns nach Auschwitz bringen, wenn sie uns auf der Flucht fassen würden. So blieben wir beide, meine Schwester und ich, da.

Der Tag, an dem wir sterilisiert wurden – oh Gott. Für mich war das so schlimm, daß sie uns verstümmelt haben.

Von da an ist mein Leben ganz anders verlaufen. Obwohl ich es nicht gleich begriffen habe. Aber als ich dann sechzehn oder siebzehn Jahre alt war, da wußte ich, daß ich nicht mehr ganz bin. Und so ist es dann weitergegangen. Mein ganzes Leben lang.

Was soll ich sagen – daß wir keine Kinder bekamen.

Vom Theater holte mich die Kriminalpolizei direkt aus dem Unterricht weg und brachte mich direkt in die Fabrik, die Süddeutschen Kabelwerke. Die Fabrik war in Mannheim auf dem Luzenberg. Die Arbeit war so schwer, daß ich dachte, ich sterbe. Ich mußte mich immerzu übergeben, weil ich den Geruch nicht aushalten konnte.

Ich stand in der Fabrik an großen Maschinen, das war, nachdem ich sterilisiert worden war.

Ich hatte eine Vorarbeiterin, die sagte manchmal zu mir, ich soll kommen und für sie tanzen. Sie sah mir gerne zu beim tanzen. Sie erzählte mir auch, daß die Kriminalpolizei regelmäßig bei ihr anrief und nachfragte, ob ich immer korrekt arbeiten würde. Sie sagte, wenn irgend jemand ein schlechtes Wort über mich sagen würde, dann würde ich abgeholt werden. Wenn diese Vorarbeiterin nicht gewesen wäre, wäre ich bestimmt nach Auschwitz abgeholt worden.

Meine Großmutter hat dann mit der Vorarbeiterin gesprochen und mich aus der Fabrik geholt. Ich weiß nicht, wie sie es fertig gebracht hat, daß sie sogar mein Arbeitsbuch bekam. Die Großmutter ist dann, es war schon 1944, mit mir ins Allgäu geflohen, zu einem Bauern. Dort konnten wir versteckt bleiben bis die Amerikaner kamen. Dann sind wir wieder nach Hause gekommen, nach Mannheim.

Unsere Entschädigung hat damals unser Vater gemacht. Mein Vater, mein Bruder, sie haben alle keine Entschädigung bekommen, sie wurden immer abgelehnt. Ich habe sechstausend Mark wegen Ausbildungsschaden bekommen, weil ich nicht am Theater bleiben konnte.

Alle unsere Rentenansprüche wegen Gesundheitsschaden wurden immer wieder abgelehnt. Wir wurden in Heidelberg untersucht, sie haben uns ausgefragt, es war wie bei einem Verhör. Die Ärzte sagten, wir wären gesund, uns würde nichts fehlen. Danach wurde bei uns allen ein Gesundheitsschaden abgelehnt. Danach wurden wir noch oft untersucht, aber nie fragte einer, was uns fehlt. Ich war in Freiburg an der Universität, bei vielen Spezialisten. Einmal sagte einer: „Oh, sie sehen aber gar nicht aus wie eine Zigeunerin.“ Man könnte meinen, bei den Ärzten wären immer noch viele Nationalsozialisten gewesen. Ich hatte inzwischen einen ganzen Stapel Atteste, von Professoren, von Ärzten. Aber das Entschädigungsamt in München hat nichts davon anerkannt. Sie haben ihre eigenen Ärzte

gehabt, für die war ich immer gesund. Erst als die Bürgerrechtsarbeit des Zentralrats sich um die Entschädigung gekümmert hat, da konnten unsere Renten durchgesetzt werden, auch die von meinem Mann. Dafür bin ich dem Romani Rose sehr dankbar, er ist mit meinem Mann direkt nach München zum Entschädigungsamt gefahren.

**„Das können sie mit Geld
nicht mehr gutmachen“**

Rosa Steinbach

geb. 1929

Als ich in die Schule kam, in die erste Klasse, da kann ich mich noch gut an unseren Lehrer erinnern, der hieß Metzger. Der Lehrer Metzger war gut zu mir. Er hat in der Pause die anderen Kinder raus geschickt und mir hat er dann ein Paket mit belegtem Brot gegeben. Das hat er immer versteckt und für mich aufgehoben. Keiner durfte das sehen, daß er mir das gegeben hat. Er war wirklich gut zu mir, damals war er auch schon ein alter Lehrer.

In der Schule habe ich einmal, bevor das Schulverbot für uns gekommen ist, von einem Lehrer, der bei der SS war, Schläge bekommen. Wir mußten über so ein Brett laufen, und mir hat er mit dem Stock auf den Rücken geschlagen. Einer von den Lehrern hat in der Schule immer geschlagen, so daß man nicht mehr sitzen konnte. Dann kam das Schulverbot, ich glaube, es war 1939, und ich wurde ausgeschlossen. Ich war damals vielleicht zehn Jahre alt. In Ludwigshafen war das. Mein Lehrer konnte mir nicht helfen, ich habe es ihm angesehen, wie leid es ihm tat, aber er konnte nichts machen. Er hatte Tränen in den Augen.

1940 ist unsere ganze Familie nach Hohenasperg gekommen. Es waren viele, viele Menschen, die dort in einer Kolonne vom Bahnhof unten hoch zur Festung, zum Gefängnis laufen mußten. Wir waren alle in einem großen Saal untergebracht, der Schnuckenack war auch bei uns. Aber wir kamen wieder zurück nach Ludwigshafen, der Chef meines Vaters hat uns dort rausgeholt, Karl Grab hieß der.

Später sind wir dann nach Scheid, ich glaube, das lag im Schwäbischen, gekommen, dort war ein Lager, in dem auch mehrere Sinti-familien waren. Dort mußten wir Körbe herstellen.

Und dann kam der Tag, an dem wir sterilisiert wurden. Die Kriminalpolizei kam nach Scheid und brachte uns nach Ludwigshafen in das Städtische Krankenhaus. Einer von der Kriminalpolizei stand bei uns und sah uns an, wie wir da standen. Man sah, daß es ihm sehr unangenehm war, was da mit uns gemacht werden sollte, wären wir doch bloß weggelaufen, aber es war zu spät.

Wir sind von einer Ärztin zuvor untersucht worden, sie fragte uns, was denn mit uns gemacht werden sollte. Ich sagte es ihr. Da hat die Ärztin geweint, sie hat die Hände zusammengeschlagen und gesagt, das gibt es doch nicht. Ich weiß den Namen dieser Ärztin nicht. Dann kam ein Arzt, er hat uns noch einmal untersucht, dann wurden wir sterilisiert. Wir waren noch vielleicht vierzehn Tage im Krankenhaus. Ich war länger als die anderen im Krankenhaus, ich war sehr schlimm dran, als meine Eltern mich abholten. Ich hatte solche Schmerzen, ich konnte nicht laufen. Meine Mutter mußte mich auf dem Rücken tragen. Unsere Eltern haben geweint, sie sahen, welche Schmerzen wir hatten. Meine Schwester war sechzehn Jahre alt damals, ich war vierzehn, mein Bruder erst zwölf Jahre alt. Unser Vater ist auch sterilisiert worden.

Ich leide noch heute darunter, daß ich keine Kinder bekommen konnte.

Ja, der Hitler, das war schon ein Hund. Was der mit den Menschen gemacht hat. Es gab auch gute Menschen, die mit uns Mitleid hatten. So wie mein Lehrer Metzger, der mir das Brot gab und der aus dem Fenster sah und aufpaßte, damit ich das Brot essen konnte.

Die anderen Familien, unsere Cousinen, die sind alle von Asperg nach Polen gekommen. Das wäre uns auch lieber gewesen, dann wären wir nicht sterilisiert worden. Wir wären lieber auch nach Polen gekommen. Unser Onkel, der Bruder meines Vaters, er ist mit seiner Familie lebend zurückgekommen.

In Ludwigshafen sind viele Bomben gefallen, manchmal ist der Kinderwagen mit meiner Schwester von alleine hin und her gefahren. So eine Gewalt hatten die Bomben. Mit unserer Mutter sind wir in Ludwigshafen in den Bunker rein gekommen. Unsere Mutter war sehr hell, und sie war blond. Für Sinti war es ja verboten, in die Bunker zu gehen. Wenn die Deutschen gemerkt hätten, daß wir Sinti sind, dann hätten sie uns nicht in den Bunker gelassen. Meine jüngste Schwester saß damals noch im Kinderwagen. Einmal ist der Bunker von Bomben getroffen worden, der Zement

ist von der Decke gefallen. Mama hat die Kleine gerade noch zudecken können, sonst wäre sie dort erstickt in dem Staub.

Ach, wären wir damals umgekommen, dann wären wir weg, das wäre vielleicht besser gewesen.

Wir waren nach dem Krieg bei Ärzten wegen der Entschädigung, es wurde uns immer abgelehnt. In Freiburg erst haben uns die Ärzte geglaubt und entsprechende Atteste geschrieben. Sehr viel später erst haben wir dann ein paar Mark bekommen und eine kleine Rente für das, was sie uns angetan haben.

Eine von den Frauen, die sterilisiert worden ist, war schwanger, schon im siebten Monat. Ihr Kind wurde auch mit weggemacht. Aber sie hatte schon Kinder. Wir hatten ja noch keine Kinder. Und heute, da könnten meine Schwester und ich Kinder haben.

Wir Sinti wurden sterilisiert, damit wir keine Nachkommen haben sollten. Das haben die Nazis erreicht. Das muß man schreiben, was sie uns angetan haben, indem sie uns unfruchtbar gemacht haben. Das können sie mit Geld nicht mehr gutmachen.



Mai 1940,
Sinti-Mädchen
auf dem
Hohenasperg

*„Mein Mann blieb bei seinem Entschluß,
er sagte, er geht mit. So kam unsere
ganze Familie fort“*

Veronika Steinbach

Unsere Mutter war immer sehr krank, so daß ich als älteste Tochter immer genug zu tun hatte. Ich bin in Dortmund zur Schule gegangen, bis zum Ende der Volksschule. Mich hat der Schulausschluß nicht mehr getroffen, aber meine jüngeren Geschwister. Die durften dann nicht mehr zur Schule gehen, weil sie Sinti waren, wurden sie ausgeschlossen. Mein kleiner Bruder ging damals auf das Konservatorium, er hat Klavier gespielt. Er wäre ein guter Pianist geworden. Er war damals dreizehn oder vierzehn Jahre alt. Meine Schwester ging auch auf das Konservatorium, sie lernte Gesang.

Mein Mann war noch in der Reichsmusikkammer, bis er ausgeschlossen wurde. Ich habe noch die Papiere davon. Einmal sind wir dort am Konservatorium vorbeigegangen, das fiel uns schwer, daß wir dort keinen Zutritt mehr hatten. Mein Mann mußte dann in der Landwirtschaft arbeiten, in der Nähe von Bonn. Er mußte sehr früh morgens fahren und kam erst spät in der Nacht zurück. Sie bauten dort Gemüse für die Wehrmacht an. Mein Mann konnte oft nur zwei oder drei Stunden schlafen.

Die Männer arbeiteten damals alle, und die Frauen ebenso, außer den Frauen, die kleine Kinder hatten. Die meisten haben in Rüstungsbetrieben gearbeitet. Dort wurden Flieger hergestellt, oder Munition, alles, was für den Krieg gebraucht wurde.

Dann kam der Krieg und die Bomben fielen. Einmal lief ich mit meiner kleinen Tochter auf dem Rücken und als wir beim Bunker ankamen, erkannte uns jemand und sagte, wir dürften nicht hinein. Wir durften nicht in den Bunker. Trotz der Bomben mußten wir wieder zurück. Meine kleine Tochter schrie, ich hatte sie auf dem Rücken, und sie schrie: „Mama, da kommen die Bomben runter, Mama, jetzt sind wir tot.“

Unsere Wohnung war in einem großen, vierstöckigen Gebäude. Zuvor hatten dort Juden gewohnt, die waren alle schon weggekommen. Das war in Essen, und in Essen sind wir auch festgeschrieben worden. Dort hat unsere Familie auch zum letzten Mal Musik gemacht. Es waren zwölf Mann, eine ganze Kapelle. Die Leute haben sich von den Stühlen erhoben und applaudiert. Mein Bruder,

der Itzi, war ein sehr guter Geiger. Mein Bruder war damals erst vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, aber er war schon erster Geiger. Er spielte die ganze Nacht mit der Kapelle. Als sie damals von der Reichsmusikkammer gehört wurden, da waren Kenner, die Leute von den großen Theatern, da mußte man schon etwas können. Aber von der Reichsmusikkammer wurden sie dann doch wieder ausgeschlossen.

Wir sind im März 1943 weggekommen, ich weiß nicht mehr genau, an welchem Tag. Wir sind von Essen weggekommen.

Vorher war bei uns die Gestapo und die Loh Tschai, die Eva Justin, und der Ritter. Das waren die Rassenforscher aus Berlin. Die gingen damals in das Hotel, in dem unsere Männer spielten. Sie setzten sich in die erste Reihe, schauten und hörten zu. Als unsere Männer das merkten, bekamen sie Angst. Sie spielten ohne Pause zwei Stunden, der Schweiß lief ihnen runter, vor lauter Aufregung. Die Gestapo hatte einen Tisch in der ersten Reihe bestellt. Damals spielten unsere Männer in dem größten Hotel in Essen.

Die Justin und der Ritter, die haben meinen Großvater nach Berlin geholt. Zweimal haben sie ihn angefordert, um ihn über die Verwandtschaft unter den Sinti auszufragen. Als er zurückkam, sagte mein Großvater: „Nein, das verrate ich denen nicht, so was mache ich nicht.“ Wir sind vor ihm auf die Knie gefallen und haben geweint, wir sagten ihm, daß wir alle weg ins Lager kämen. Aber er antwortete: „Ich bin so alt geworden, ich verrate die Leute nicht, ich bin kein Spitzel.“ Das war der Vater meines Vaters. „Und wenn ihr Euch die Knie wundscheuert, ich werde es nicht tun. Egal, ob ihr ins Lager kommt“, sagte er. Der Großvater sollte Auskunft geben, wo die Leute überall waren, wer Zigeuner ist und wer Mischling. Aber er war keiner von denen, die sich aushören ließen.

Unsere ganze Familie ist von Essen weggekommen. An dem Tag, als sie uns holten, war am Morgen noch ein großer Bombenangriff, gegen fünf Uhr morgens. Die ganze Stadt brannte. Wer hat von uns daran gedacht, daß an so einem Tag die Gestapo kommt und uns abholt. Wir hatten uns gerade mit aller Kleidung wieder auf das Bett gelegt, als die Gestapo kam. Sie klopfen, und ich sagte zu

meinem Mann: „Das ist die Gestapo.“ Er sagte, das kann nicht die Gestapo sein, die Stadt brannte ja noch.

Als wir die Tür aufmachten, sah ich einen, den ich kannte. Die Gestapo fragte: „Sind Sie Frau Schmidt?“ Ich sagte ja, derweil kam mein Mann aus dem Schlafzimmer. Sie fragte, ob es mein Lebensgefährte sei, weil es für Sinti ja verboten war zu heiraten. Ich fragte, warum sie jetzt kämen, die Stadt würde doch brennen. Die Eltern meines Mannes hatten gehört, daß die Tür ging und sie kamen auch dazu. Einer von der Gestapo sagte: „Sie kommen fort.“ Ich fragte: „Fort? Wir haben doch nichts getan.“ Aber es hat alles nichts genützt. „Ziehen Sie sich warm an, suchen sie auch für das Kind warme Sachen heraus“, sagte der eine Beamte.

Ich nahm mein Mädchen und setzte es auf den Tisch. Ich stand auf der einen Seite des Tisches, die Gestapo auf der anderen. Niemand setzte sich. Wir waren vor Schreck gelähmt. Mein Mann zitterte von Kopf bis Fuß. Auf einmal nahm einer von der Gestapo meine Tochter und sagte: „Wo sind die Kleider von dem Kind?“ Ich war so nervös, ich wußte nicht, was ich tat. Meine Schwiegereltern gaben dann dem Gestapo-Mann die Kleider meiner Tochter, und der hat meine Tochter angezogen. Ich war vor Schreck wie gelähmt. Ich wußte nicht, was ich machen sollte. Ich fragte: „Wo kommen wir denn hin?“ Der Mann antwortete, er wußte es nicht, nur, daß wir fortkämen. Zu meinem Mann sagte ich: „So endet jetzt unser Leben. Das gibt es doch nicht.“ Ich sah zu meinen Schwiegereltern, beide hatten Tränen in den Augen. Ich sah bei meinem Mann die Tränen über das Gesicht laufen, er konnte doch nicht laut weinen.

Einer der Beamten sah unser Klavier und fragte, wer hier Klavier spielt. Ich antwortete: „Mein Mann, vier Instrumente spielt er.“ Mein Mann war ein ganz musikalischer Mensch.

Die Gestapo sagte dann zu meinem Mann, daß er und seine Eltern bleiben könnten, ich und unsere Tochter aber wegkämen. Mein Mann antwortete: „Das geht doch nicht, sie können doch nicht meine Frau und das Kind mitnehmen.“ „Es geht, Herr Lehmann“, war die Antwort. Einer sagte, wir sollten noch Lebensmittel mitneh-

men, ob wir keine Lebensmittel im Haus hätten. Ich wußte nichts mehr, nicht mal, wo wir Lebensmittel hatten, da suchten sie selbst im Schrank danach. Etwas Brot und Fett haben sie eingepackt.

Auf einmal ging mein Mann zu seinen Eltern, umarmte sie und sagte: „Mama, Dada, ich kann doch meine Frau und das Kind nicht allein lassen. Ich weiß ja nicht einmal, wohin sie kommen. Ich werde mit ihnen gehen.“ Er sagte dann zu den Beamten: „Hören Sie zu, Sie nehmen meine Frau und mein Kind mit, die sind mein Leben, und ich gehe dahin, wo meine Frau ist, wo meine Frau und mein Kind hinkommen.“ Einer von der Gestapo sagte: „Ich würde das aber nicht tun an Ihrer Stelle.“ Denn die Gestapo wußte, wir kommen in die Hölle. Aber mein Mann blieb bei seinem Entschluß, er sagte, er geht mit. So kam unsere ganze Familie fort.

Zuerst haben sie uns nach Essen gebracht, in eine Art Sammellager. Es war ein umzäunter Platz, vorne stand Polizei. Sie warteten schon auf den Zug für den Transport; der Zug kam von Koblenz. Es war ein Sammeltransport, es waren schon viele Sinti von überall her in dem Transport. Mit Lastwagen haben sie uns zum Bahnhof gebracht. Dann sahen wir die Waggons. Es waren solche Viehwaggons, in denen sonst Tiere transportiert wurden. Da haben sie uns reingetan. Die Türen gingen auf und schon waren wir alle drinnen. Es waren so viele Menschen.

Mein jetziger Mann war in dem gleichen Transport. Sie waren auch eine große Familie. Wir können es beide nicht vergessen. So manches mal reden wir darüber. Wir waren beide in Auschwitz. Manchmal geht es automatisch, daß wir darüber reden. Man kann das als gar nicht glauben, was man alles mitgemacht hat.

Wir waren ein paar Tage unterwegs, und noch vor der Grenze, in Schlesien, hat der Zug einmal angehalten. Die Türen waren auf und es war keiner der Wachposten zu sehen. Mein Bruder Itzi sagte zu meinem Mann: „Komm, wir schauen einmal.“ Ich sah sie aus dem Zug steigen und sagte noch, sie sollten doch bleiben, ich hatte Angst, daß der Zug ohne sie weiter fahren würde. Der Zug stand mindestens zwei Stunden. Wenn uns doch wenigstens

der Gedanke gekommen wäre zu fliehen. Es waren keine Wachen zu sehen. Vielleicht wollten sie sogar, daß wir weglaufen. Wären wir nur weggelaufen, selbst wenn sie uns erwisch hätten, wären wir vielleicht nicht nach Auschwitz gekommen. Ich dachte dann, daß die beiden geflohen sind, aber dann sahen wir sie doch zurückkommen. Wären sie doch bloß geflohen, dann hätte mein Mann vielleicht überlebt.

Und dann sind wir in Auschwitz angekommen. Es war Nacht, aber es brannten Tausende von Lichtern, es war taghell. Wir hatten keine Ahnung, daß es schon das Lager Auschwitz war. Zuerst waren wir im Stammlager. Wir kamen in einen Steinblock, es gab nur Lehm-boden. In dem Block waren solche Buxen, Pritschen, drei Etagen übereinander. Ich bin in eine dieser Pritschen geklettert und habe mit meiner Tochter gespielt, damit sie sich beruhigt. Mein Mann ging hinaus, er war weiß im Gesicht wie ein Laken, als er zurückkam.

Er sagte zu mir nur: „Frau“. Er faßte mich an der Schulter und ich drehte mich um zu ihm und sah, daß er weinte. Ich weinte auch, und er sagte zu mir: „Hier kommen wir nicht mehr heraus.“ Ich sagte, er könnte das doch noch gar nicht wissen, wie er denn so etwas sagen kann. Aber er sagte nur: „Komm mit, laß die Kleine oben, ich zeige dir, wo wir sind.“ Er brachte mich nach hinten, da lagen alle die Toten übereinander, nackt und abgemagert. Oh Gott, ich sah das und bin in seine Arme gefallen und mein Mann schob mich zurück in die Baracke. Er sagte zu mir: „Der liebe Gott und die Mutter Gottes sind bei uns, sie werden uns beschützen und wir kommen wieder nach Hause.“

Als wir nach Auschwitz kamen, gab es die Gleise noch nicht nach Birkenau. Die Schienen wurden erst von den Sinti gelegt, nachdem wir im Lager waren. Meine KZ-Nummer weiß ich nicht mehr genau, sie ist tätowiert, aber man kann sie nicht mehr genau lesen, 924 oder 984.

In Birkenau sahen wir, wie Tag und Nacht die Menschen verbrannt wurden. Manchmal waren die Menschen noch nicht richtig tot,

man kann es nicht glauben. Meistens haben sie die Feuer des Nachts gemacht, aber manchmal auch am Tage. Sie verbrannten die Menschen Tag und Nacht. Man kann es nicht glauben. Es stimmt, was die Juden sagen, es waren viel mehr Menschen, die ermordet wurden, es waren viel, viel mehr. Viele sind direkt in die Gaskammern gekommen, ohne daß gezählt wurde. Später kamen die Menschen meistens direkt in die Gaskammern, weil es so viele waren, weil in Birkenau kein Platz mehr war, weil sie nicht alle unterbringen konnten.

Wir standen selbst zweimal schon vor den Gaskammern. Einmal standen wir direkt davor, alle mußten dorthin, auch die Kranken. Wir mußten in der Frühe antreten und einer von den Blockältesten sagte, wir würden zu den Gaskammern gehen. Wir waren schon dort und warteten. Ich weiß, was meine Familie mitgemacht hat, was sie gefühlt hat, denn wir standen alle schon davor.

Erst im Zigeunerlager, in Auschwitz-Birkenau, habe ich den Mengele gesehen. Mit uns haben sie medizinische Versuche gemacht, Flecktyphus, Malaria, Bauchtyphus. Bei mir kam zum Glück die Krankheit nicht zum Ausbruch, sonst wäre ich auch in die Quarantäne gekommen. Wir bekamen fast nichts zu essen, wir waren alle abgemagert, wir konnten kaum noch laufen. Es gab nur Rübensuppe, die war wie Wasser, der Sand von den Rüben war noch in der Suppe. Manchmal wurde die Suppe mit Kleie oder Kartoffelschalen dicker gemacht, wenn es nur mehr Schalen gegeben hätte.

Bei den Versuchen starben die Menschen wie die Mücken. Bergeweise, bergeweise lagen da die toten Menschen. Im Krankenblock hat man zuerst mit mehreren Personen auf einer Pritsche gelegen, oft zehn oder fünfzehn zusammen in einer dieser Buxen. Manchmal konnten wir nur sitzen, weil es so wenig Platz gab. Und hinterher waren die Blocks fast leer; erst die vielen Menschen, und dann war es fast leer.

Es ging immer weiter mit den Versuchen, sehr viele sind daran gestorben. Auch mit meiner Tochter wurden Versuche gemacht.

Sie hatte eine Gehirnhautentzündung, deshalb ist sie heute fast blind. Auf ihrem Kopf hat sie heute noch die Narben, so groß wie Fünfmaststücke. Auch auf ihrem Rücken hat sie solche Narben. In Auschwitz haben sie ihr Gehirnflüssigkeit abgezogen, das Kind hat so geschrien. Ich konnte die Schreie nicht mehr hören und bin in den Block gelaufen und habe in die schwarze Erde gebissen, so hat das Kind geschrien. „Mama, Mama, komm und hilf mir doch, Mama, hol mich doch!“

Das kann ich niemals in meinen ganzen Leben vergessen. Wir hatten immer Durst. Den Durst kann ich nicht vergessen. In einer Baracke waren Waschbecken, aber die Baracke war abgeschlossen und von einem SS-Mann bewacht. Niemand konnte hinein, und wir hatten solchen Durst. Mein kleines Mädchen hatte so großen Durst, ihr Mund war ganz dick geschwollen. Sie sagte: „Mama, Mama, gib mir bitte ein bißchen zu trinken. Mama, ich bete und bitte Gott, daß es regnet.“ Es hat dann auch geregnet und ich konnte in meiner Schüssel ein paar Tropfen Wasser auffangen und ihr geben.

Manchmal wurden Menschen über den Bock gelegt, zu zweit haben sie dann geschlagen. Sie haben so lange geschlagen, bis die Haut platzte. Dann wurden die Häftlinge auf eine Trage gelegt und rausgetragen. Ich sage immer, das ganze Lager ist mit Blut durchdrungen. Wenn der sogenannte Lagersport gemacht wurde, sind oft Menschen auf der Lagerstraße erschlagen worden. Den Menschen ist ins Gesicht geschlagen worden, daß das Blut spritzte, und wenn die Menschen am Boden lagen, dann traten sie auf sie ein. Manchmal sehe ich das vor mir und bin dann wieder mitten drin. Wir sagten oft: „Jesus und Maria, hilf“, manchmal sehe ich alles wieder vor mir.

Da war so viel Grausames. Einmal brachten sie einen Mann herein, er war groß gewachsen. Ich kannte seine Familie. Er hatte fliehen wollen und war gefaßt worden. Sie hatten ihn zusammengeschossen, so daß seine Gedärme heransingen. Sie brachten ihn auf einer Trage ins Lager. Und das soll man vergessen? Das kannst du nie vergessen.

Als ich in Auschwitz auf Transport kam, konnte ich kaum laufen. Wir wurden nach Arbeitskräften sortiert, es gab drei Gruppen. Ich nahm mein Mädchen mit auf Transport und sagte ihr, ich sei noch krank, sie müsse jetzt laufen. Schlimm war es auf dem Transport. Es gab nur einen Eimer für die Notdurft, und daneben haben die Toten gelegen, die, die unterwegs gestorben sind.

Vom Zigeunerlager in Birkenau kamen wir zuerst ins Stammlager nach Auschwitz. Dort blieben wir etwa drei oder vier Wochen in Quarantäne. Dort im Quarantänelager sagte mir eine Frau, daß alle, die in Birkenau blieben, vergast werden würden. Ich war insgesamt fünfzehn oder sechzehn Monate in Auschwitz. Von dort ging der Transport nach Ravensbrück. Es waren nur Frauen und Kinder bei diesem Transport.

Vom Stammlager aus fuhr der Zug langsam an Birkenau vorbei. So als solle man Abschied nehmen. In der Nacht sollten sie alle vergast werden. Ich saß schon eine Weile im Zug, auf einmal war es so, als sagte jemand zu mir, ich solle aufstehen, aufstehen und raussehen. Gerade so, als sagte mir jemand, da sei etwas und ich solle raussehen. Ein SSler stand vor der Tür, aber die Tür war ein Stück auf. Ich stand auf und sah raus und schaue direkt in das Gesicht meines Großvaters und das meiner Schwester. Ich habe geschrien, nach dem Großvater und nach meiner Schwester. Der SSler wollte mich zurückschicken, aber ich sagte ihm, daß da draußen mein Großvater und meine Schwester seien und ich nur ein paar Worte mit ihnen reden wolle. Ich rief den Namen meiner Schwester, und sie sah mich und rief: „Großvater, da ist sie!“ Ich rief zurück: „Großvater, was geschieht nur mit uns, wo kommen wir hin?“

Ich kam mit einem Transport nach Ravensbrück, dort ist meine Tochter so krank geworden. Sie hatte Geschwüre am Kopf und am Körper. Daß mein Mädchen heute noch lebt, ist ein Wunder. In Ravensbrück habe ich meine Tochter in den Krankenblock gebracht. Die Ärztin sagte: „Sie bringen ja ein totes Kind hierher.“ Ich habe dann mein Kind ausgewickelt und sagte, daß sie doch noch lebe. Aber sie antworteten mir, daß meine Tochter schon so gut wie tot sei und mit Fußtritten haben sie mich aus

dem Block geworfen. Draußen sah das die Blockälteste, sie war kräftig wie ein Mann, und die hat mich weiter so geschlagen bis ich auf dem Boden lag.

Ich war etwa ein Jahr in Ravensbrück. Ich arbeitete dort an der Rampe, beim Ausladen, manchmal von Kartoffeln oder Rüben. Wir arbeiteten immer zu zweit, zwei im Waggon, zwei draußen. Die Ilse Koch war auch in Ravensbrück, aber bei uns nur kurz.

Von Ravensbrück aus kamen wir nochmals auf Transport nach Mauthausen, dort war ich zwei Monate. Von dort ging es nach Bergen-Belsen, und dort sind wir befreit worden. Zum Glück waren wir nicht lange in Bergen-Belsen, denn dort gab es fast nichts mehr zu essen. Eine Frau, die ich kannte, eine Schaustellerin, war dort in der SS-Küche, sie kochte für die SS. Sie hatte zwei Töchter, eine so alt wie meine, die andere vielleicht zwölf Jahre. Die Frau konnte manchmal etwas Mehl aus der Küche bringen, dann machten wir ein kleines Feuer und kochten in einer kleinen Büchse Spätzle. Damit hat sie unser Leben gerettet. Wenn die Frau nicht gewesen wäre, dann wären wir aus Bergen-Belsen nicht mehr lebend herausgekommen. Es gab in Bergen-Belsen nichts mehr zu essen für die Häftlinge, nicht einmal mehr Brot.

Als wir nach Auschwitz gekommen sind, waren wir, unsere Familie, etwa dreißig Personen. Überlebt haben nur meine Tochter und ich, mein einer Bruder und einer meiner Schwestern. Mein anderer Bruder kam schon früh, als der Krieg anfing, nach Hamburg-Neuengamme und nach Oranienburg. Er konnte auch überleben, er hat uns erzählt, was er erleiden mußte.

Von der Familie dieses Mannes haben einige überlebt. Sie hatten auch nach dem Krieg so viel Angst, daß sie nie einen Antrag auf Entschädigung gestellt haben. Sie hatten Angst, man würde sie wieder wegbringen. Die Angst dieser Familie war so groß, ich sprach mit ihnen, sie sollten doch ihre Anträge stellen, aber sie sagten: „Nein, niemals soll jemand wissen, wer und wo wir sind.“ Sie waren nicht zu überzeugen, daß sie heute keine Angst mehr zu haben bräuchten.

Es war für uns alle nach dem Krieg nicht leicht, vor allen Dingen mit den Behörden. Wenn wir wieder auf Reisen waren, wurden wir wieder von der Polizei kontrolliert, davor hatten wir immer Angst. An Entschädigung haben wir ein paar Tausend Mark bekommen und die Mindestrente, das sind heute 720 Mark. Heute, wo der Rechtsradikalismus wieder offen da ist, habe ich selbst wieder Angst, denn damals hat es auch so angefangen, zuerst die Arbeitslosigkeit, dann die Menschenverachtung; so, wie es heute auch wieder ist.

*„Meine Geschwister kamen ins Lager
und ich blieb alleine“*

Sophie Trapp
geb. 1929

Ich bin auch in die Wilhelm-Schule gegangen, aber die Lehrer haben uns Kinder gar nicht beachtet. Wenn wir nicht in die Schule kamen, suchte uns gleich die Polizei. Aber die Schule hat auf uns gar keinen Wert gelegt. Hätten sie uns damals ein bißchen beachtet, dann könnte ich heute auch lesen und schreiben. Wir mußten immer ganz hinten sitzen, es waren da mehrere von unseren Kindern in der Klasse. Irgendwann sind an die Kinder Gasmasken ausgeteilt worden, aber wir Sintikinder haben keine bekommen. Die Schulzeit war arg schwer für uns.

Der Ummenwinkel in Ravensburg, das war damals das Lager. Hinten waren Baracken, alles war eingezäunt, ringsum. Vorne war das Tor, am Eingang stand die Wache. Wir waren eingesperrt. Nur zur Schule durften wir gehen, sonst mußten wir drin bleiben, wir durften nicht raus. Der Ummenwinkel, das war ein Lager.

Es ging uns damals sehr, sehr schlecht. Manchmal hatten wir nicht das tägliche Brot. Manchmal sagte ich: „Wie gerne möchte ich mich einmal wieder mit Brot satt essen.“ In der Schulpause wartete ich darauf, daß andere Kinder etwas von ihrem Brot wegwarfen. Dann bin ich schnell hin und habe das genommen.

Wir hatten praktisch nichts, weil wir ja nicht raus durften. Wir sind zu Fuß den Weg vom Lager zur Schule gelaufen, später kam dann der Fliegeralarm, die Flieger haben auf uns geschossen. Ich hatte damals nur noch meinen Vater, meine Mutter war schon gestorben, als ich sieben Jahre alt war. Mein Vater ist danach auch schwer krank geworden.

Was soll ich über diese Zeit sagen?

Meine Geschwister kamen ins Lager, und ich blieb alleine.

Alle meine älteren Geschwister haben gearbeitet. Meine beiden Brüder haben in Friedrichshafen auf dem Bau gearbeitet, meine Schwester arbeitete in einer Matrazenfabrik. Eine der Firmen hieß Dengler, ich weiß nicht mehr, wie die anderen hießen. Meine Geschwister mußten alle die Sondersteuer zahlen für Juden und Zigeuner.

Meine Brüder haben oben in Friedrichshafen gearbeitet. Dort gab es oft Fliegeralarm, und meine Brüder mußten sich in Sicherheit bringen. In die Luftschutzkeller durften sie nicht, und so haben sie irgendwo Schutz gesucht. Sie sind einmal in einen anderen Betrieb geschlupft, um Schutz zu suchen, dort wurden sie gesehen und der Plünderung beschuldigt. Mein einer Bruder wollte weglaufen, aber die Gestapo hat ihn erwischt. Er wußte, daß er in ein Konzentrationslager kommen würde, wenn sie ihn erwischen, weil er vorbestraft war. Die Gestapo brachte meinen Bruder nach Bruchsal. Mein Vater hat Gnadengesuche gestellt und alles versucht, aber alles ist abgelehnt worden. Mein Bruder ist vom Sondergericht in Bruchsal verurteilt und dort geköpft worden. Die anderen kamen alle ins Lager. Mein Vater war ganz zerstört. Er hatte doch alles versucht, daß mein Bruder eine andere Strafe bekommen sollte, daß er nicht geköpft wird. Es hat alles nichts genützt. Mein Bruder hat noch einen Abschiedsbrief geschrieben, den hat uns der Pfarrer gebracht.

Oh Jesus, von dieser Zeit möchte ich gar nichts wissen. Meine beiden Schwestern und mein anderer Bruder kamen fort nach Auschwitz. Meine dritte Schwester kam mit ihren sieben Kindern ebenfalls nach Auschwitz. Sie wohnte in Kärnten, im Allgäu. Von ihren Kindern hat nur ein Sohn noch gelebt, als das Zigeunerlager in Auschwitz-Birkenau aufgelöst wurde. Meine Schwester hätte damals von Auschwitz wegkommen können, aber sie hätte ihren Sohn zurücklassen müssen. Sie ist da geblieben, in Auschwitz. Sie wurde mit ihrem Sohn vergast. Sie sagte, sie läßt ihren Sohn nicht alleine. Meine beiden anderen Schwestern kamen von Auschwitz nach Ravensbrück, sie ist mit ihrem Sohn in Auschwitz ermordet worden. Als sie wegkamen, damals, ist frühmorgens die Polizei gekommen. Wir mußten alle raus, da standen wir, Kinder und Erwachsene und alte Menschen, so wie wir waren. Man hatte sich noch nicht einmal richtig anziehen können, so standen wir in einer Reihe. Mit der Polizei war SS und Gestapo gekommen, und die riefen die Namen auf, die einen auf die Seite, die anderen auf die andere Seite. Da wußten wir, daß etwas Schlimmes passiert. Meine Schwester und meinen Bruder haben sie vom Bahnhof weggeholt, von der Arbeit, die anderen kamen hier im Ummenwinkel auf Lastwagen.

Es war eine alte Frau, sie war schon dreiundachtzig Jahre alt, sie mußte mit den anderen auf die Lastwagen. Die Kinder weinten und schrien, alle haben geschrien. Sie wurden alle in das Gefängnis nach Ravensburg gebracht, von dort sind sie nach Auschwitz deportiert worden.

Zuvor hatte es in Ravensburg wie überall Rassenuntersuchungen gegeben. Ich weiß sonst nichts darüber, aber ich wurde als arisch eingestuft, meine Geschwister nicht. Wir hatten doch die gleichen Eltern. Ich war arisch, und die anderen nicht. Das war eine Zeit, die kann man nicht begreifen. Man kann sie auch nicht beschreiben. Meinem Todfeind möchte ich nicht wünschen, so eine Zeit mitzumachen.

Ich weiß, daß diese Zeit nicht mehr kommt. Nicht mehr so, wie es damals war. Es kann einem schlecht gehen, aber diese Zeit kann nicht mehr kommen, das geht heute nicht mehr. Aber die Mehrheit in der Bevölkerung ist immer noch gegen uns, gegen uns Sinti. Es ist egal, wo man hingeht, man ist 'Zigeuner' und man bleibt 'Zigeuner'. Ich habe bis heute nicht sehr viele gute Erfahrungen gemacht.

Aber das, die Nazi-Zeit, die möchte ich nie mehr mitmachen.

*„Sie haben sich mit ihrem Leben
für uns eingesetzt“*

Paul Weiss
geb. 1930

Bei den Sinti bin ich unter dem Spitznamen Stadel bekannt. Ich wurde 1930 in Nordrhein-Westfalen geboren.

Eigentlich wollte ich nicht mehr an die Vergangenheit erinnert werden, aber Freunde, die das gleiche Schicksal erlebten, haben mich davon überzeugt, daß diese furchtbaren Massaker und die Schmach, die Sinti und auch das Jüdische Volk im Dritten Reich während der Nazi Zeit erdulden mußten, an die Öffentlichkeit gelangen und vor allen Dingen die Jugend davon erfahren soll. Ich weiß, daß jeder einzelne Überlebende von uns ein besonderes Schicksal hatte.

Wir waren eine ganz normale Familie. Mein Vater war gebürtiger Breslauer und meine Mutter war in Königsberg in Ostpreußen geboren. Mein Großvater und mein Vater waren Pferdehändler. Ich wuchs mit Pferden auf. Mein Vater war auch als Musiker bekannt.

Wir waren 1938 in Gelsenkirchen, als wir die sogenannte Kristallnacht erleben mußten. Danach wurden auch die Sinti registriert und festgeschrieben. In Gelsenkirchen wurden sie auf einen wüsten Platz außerhalb der Stadt gebracht, dort mußten sie ihre Wohnwagen abstellen. Der Platz war mit Stacheldraht eingezäunt. Alle Sinti waren festgeschrieben, das bedeutete, daß niemand mehr die Stadt verlassen durfte. Sinti durften auch in kein Kino mehr gehen, in kein Theater und auch keine sonstigen Veranstaltungen besuchen. Der Bürgersteig war nur für Arische da und jeder kleine Hitlerjunge durfte einen älteren Mann oder eine ältere Frau von unseren Menschen mit Schimpfworten oder Schlägen auf die Straße treiben.

Mein Vater hatte es irgendwie geschafft, noch nicht fest geschrieben worden zu sein. Wir hatten eine Wohnung in der Stadt Gelsenkirchen, aber bevor die Polizei unsere Familie registrieren konnte, waren wir verschwunden. Wir flüchteten nach Wuppertal und fanden dort eine neue Wohnung. In Wuppertal lebten wir als Deutsche, deren Vorfahren Südtiroler waren. Für eine Weile hatten wir Ruhe.

Mein Vater fand Arbeit bei einer Speditionsfirma. Er fuhr mit einem großen Lkw als Heimatsoldat für eine Flugzeugfirma, sie hieß Espenlaub, Flugzeugteile.

Um nicht aufzufallen, besuchten wir Kinder einen katholischen Kindergarten. Im Jahre 1939 bestand ich im Barmer Konservatorium als Neunjähriger die Aufnahmeprüfung für Geige. Vier Jahre konnte ich studieren. Mein Musiklehrer, Professor Ernst Evertz, schrieb nach etwa zwei Jahren sogar nach Berlin wegen eines Stipendiums. Und ich bekam ein Stipendium von Hermann Göring. Es wußte niemand, daß wir Sinti waren.

Natürlich war mein Vater froh und stolz auf seinen Sohn. Nun mußte er auch nicht mehr das sehr teure Studium am Konservatorium bezahlen.

Wir waren in dieser schlimmen Zeit eine ganz normale Familie, solange es ging.

Aber auch in Wuppertal fand die Gestapo heraus, daß wir Sinti sind, und 1943 sollten wir mit allen anderen Sintifamilien in das Konzentrationslager Auschwitz deportiert werden.

Wir haben es unserem Vater und unserer Mutter zu verdanken, daß wir nicht nach Auschwitz kamen. Meine Mutter hatte sich zu dieser Zeit mit einer Frau angefreundet, die sie beim Einkaufen kennengelernt hatte. Sie tauschten beim Metzger ihre Einkaufskarten aus und bekamen so doppelte Rationen Freibank-Fleisch. Und es stellte sich heraus, daß diese Frau verheiratet war mit dem Mann, der bei der Kriminalpolizei verantwortlich war für die 'Zigeunerangelegenheiten'. Als mein Vater das hörte, freundete er sich ebenfalls mit dem Kriminalbeamten an. Meinem Vater ging es um die Rettung seiner Familie, nicht darum, mit einem Kriminalbeamten sich anzufreunden. Es wurde aber, Gott sei es gedankt, eine echte Freundschaft, die bis heute noch zwischen den Kindern und Enkeln fortbesteht.

Durch diesen Freund, Paul Kreber, wurde mein Vater unterrichtet, was mit den Sinti geschehen sollte. Als die Deportation der Sinti nach Auschwitz unmittelbar bevorstand, nahm Paul Kreber die Liste der Familien, die verschleppt werden sollten, aus dem Polizeipräsidium mit nach Hause und schrieb sie neu. Die Namen unse-

rer Familie ließ er dabei aus. Alle anderen Sintifamilien wurden vier Uhr morgens aus den Betten geholt und in Eisenbahnwaggons nach Auschwitz transportiert. Auch die Familie meines Großvaters war dabei.

Einige Tage später entdeckte ein anderer Kriminalpolizeibeamter, daß wir noch immer in Wuppertal waren. Es wurde kein neuer Transport für uns eingesetzt, stattdessen kam aus Berlin der Befehl, meine Eltern und mich sofort zu sterilisieren. Das war für meinen Vater eine erschütternde Nachricht. Kreber schrieb nach Berlin und brachte sich damit selbst in Gefahr. Es war vergebens.

Meine Eltern zogen deshalb mit uns von Bramen nach Wuppertal-Eberfeld. So entgingen wir vorläufig der Sterilisation. Damals wurde Wuppertal bombardiert, und weil neue Bombenangriffe erwartet wurden, waren alle Frauen mit Kindern nach Thüringen evakuiert worden. Auch wir wurden mit unserer Mutter zu Bauern nach Thüringen evakuiert. Mein Vater mußte in Wuppertal bleiben, er arbeitete in einem Rüstungsbetrieb. Als meine Mutter im Radio hörte, daß Wuppertal wieder bombardiert worden war, fuhr sie mit dem Zug zurück und fand nach langem Suchen meinen Vater. Er war leicht verletzt, und meine Mutter nahm den Vater einfach mit nach Thüringen, obwohl das Verlassen des Arbeitsplatzes verboten war.

Unser Freund Paul Kreber war ebenfalls ausgebombt, er wohnte mit seiner Familie im Keller seines Hauses. Er wurde nach Lothringen versetzt, nachdem er in der Nähe von Metz ein Haus zur Verfügung gestellt bekommen hatte, ließ er uns alle kurzerhand nachkommen.

Wir wohnten dann illegal bei Paul Kreber. Es ging uns schlecht, denn wir hatten keine Lebensmittelkarten, keine Kleiderkarten, und natürlich auch kein Geld. Aber wir waren natürlich froh, einen solchen Freund zu haben. Onkel Paul und Tante Gretel, wie wir sie nannten, haben sich mit ihrem Leben für uns eingesetzt. Nach dem Krieg wurde Paul Kreber hierfür vom Nordrhein-Westfälischen Innenminister Heribert Schnoor mit dem Bundesverdienstkreuz

ausgezeichnet. Meine Brüder und ich begleiteten die Zeremonie musikalisch.

Aber wir konnten nicht auf Dauer in dieser Wohnung bleiben. Meine Eltern bekamen eine kleine Wohnung, in die wir zogen. Dort wurden wir entdeckt und meine Eltern wurden in eine Klinik nach Straßburg gebracht und dort sterilisiert. Mich hatte man in den Wirren übersehen. Wir hatten inzwischen eine kleine Wohnung, dort blieben wir Kinder allein. Nach ein paar Tagen kam zuerst mein Vater nach Hause.

Als meine Mutter einige Tage später aus der Klinik kam, war sie mehr tot als lebendig. Eine junge Studentin hatte meine Mutter operiert, sie war noch im Studium. Zuhause lag unsere Mutter auf dem Sterbebett. Wir hatten keine Hoffnung mehr. Deutsche Ärzte behandelten uns nicht, und auch den französischen Ärzten war verboten, Juden oder Zigeuner zu behandeln. Mein Vater fand dann einen französischen Arzt, der gegen das Hitler-Regime war, und der das Risiko auf sich nahm, meine Mutter zu behandeln. Dieser Arzt nahm unter persönlicher Gefahr unsere Mutter in seinem Krankenhaus auf und versteckte sie auf seiner Privatstation. Lange lag unsere Mutter dort auf Leben und Tod.

Als es meiner Mutter dank dieses wunderbaren Arztes wieder besser ging, mußte sie schnell das Krankenhaus verlassen. Die Gestapo in Wuppertal hatte bemerkt, daß ich nicht sterilisiert worden war, daß man mich in Lothringen vergessen hatte. Mein Vater wollte nicht zulassen, daß die Ärzte mich in die Hände bekommen, so begann unsere Flucht von neuem.

Paul Kreber hatte mit einem Zirkus, der in der Nähe gastierte, Verbindung und er schaffte es, daß wir beim Zirkus arbeiten konnten. Ich konnte die Leitung der Musikkapelle übernehmen und so mit unserem Vater für unseren Lebensunterhalt sorgen. Uns fehlten zwar noch immer die Lebensmittelkarten, aber wir schlugen uns durch.

Mit sieben Personen bewohnten wir einen kleinen, nur drei Meter langen Wohnwagen. Mit dem Zirkus fuhren wir eine Zeit lang

durch Elsaß und Luxemburg. Nach einer Weile mußten wir den Zirkus verlassen und gingen mit einem Artisten zusammen nach Deutschland zurück. Mit einem alten Traktor machten wir uns auf den Weg in Richtung Hannover. Dann wurde es diesem Artisten zu gefährlich, mit Zigeunern, die noch dazu von der Polizei gesucht wurden, zusammen zu reisen. So trennten wir uns.

Gegen Ende des Krieges wurden die Fliegerangriffe immer gefährlicher. In Luftschutzkeller durften wir nicht, meisten waren wir während der Luftangriffe auf freiem Feld. Einige Male sprangen wir in Bombentrichter. Bei einem solchen Sprung verletzte ich mir beide Beine sehr schlimm. Einen Arzt durfte ich nicht aufsuchen, ich war ja Zigeuner und wurde gesucht, um sterilisiert zu werden. Noch nach dem Krieg hatte ich lange Probleme mit den Beinen, bis heute habe ich Schwierigkeiten.

Wir versteckten uns oft tagelang in Felsenhöhlen, wir mußten uns gleichermaßen vor den Bombenangriffen wie vor den Nazis verstecken. Wir lebten auf der Flucht, bis uns die Amerikanische Armee zwischen Korbach und Frankenberg in Hessen einholte. Damit war unsere Flucht zu Ende, aber wir waren krank, und wir waren alleine. Alle unsere Verwandten waren in den Vernichtungslagern der Nazis umgebracht, ermordet worden.

Alleine von unserer Familie waren vierundfünfzig Menschen nach Auschwitz verschleppt worden, und nicht einer ist zurück gekommen.

Die Angst in dieser Zeit kann man nicht beschreiben. Ich habe vergeben, aber vergessen kann ich es nicht. Ich bin heute ein wiedergeborener Christ. Ich liebe Jesus von ganzen Herzen. Aus diesem Grund kann ich vergeben; ich habe viele Geschwister unter den damals sogenannten arischen Deutschen. Für mich sind alle Menschen gleich.



*„Es begann damit,
daß sie uns
vermaßen“*

Andreas Winter
geb. 1912

Ich wurde 1912 in Ehingen, ein Ort bei Allmendingen, geboren. Dort wohnten wir, dort gehörten wir hin. Ich selbst ging dort nicht zur Schule, aber meine anderen Geschwister, die ich hatte. Als ich dort zur Welt kam, sind wir damals wieder auf Reisen gegangen. Damals waren die Sinti überall auf Reisen; dort schickten sie die Kinder ein, zwei mal in die Schule, manchmal auch vierzehn Tage gar nicht, so ging das. Ich kam gerade in das schulpflichtigen Alter. Meine Geschwister gingen noch zur Schule, doch ich kam nicht mehr dazu. Ich kränkelte auch ständig zur der Zeit, und als ich dann im schulpflichtigen Alter war, fuhren wir auf Reisen. Unsere Alten waren auch beim Militär im Ersten Weltkrieg. Unsere Alten haben alle die Schule besucht. Es kam auch darauf an, wo man sich gerade aufhielt: Mancher Orts waren die Behörden sehr streng. Man mußte in die Schule, der Schulbesuch wurde kontrolliert. Da ging das automatisch.

In den Zwanziger Jahren und zum Teil auch schon vorher machte sich eine gewisse Stimmung breit, je nachdem in welcher Gegend man sich befand. Die Polizei wurde sehr schlimm. Die Gegend runter nach Ellwangen, dort waren die Behörden besonders schlimm und die Polizei arg böse. Die Kontrollen nahmen ständig zu, teilweise beschuldigten sie uns wegen 'Reisens in Horden', so hieß das damals.

Das war in so manchen Gegenden, Gemeinden, und in manchen Oberländern zum Anfang der Dreißiger Jahre. Deshalb hörte meine Familie auf mit dem Reisen, es wurde uns unmöglich gemacht. Wir wohnten dann in Buchau, da oben im Oberland, etwa siebzig Kilometer von Reutlingen entfernt. Im Umgang mit den Leuten wurde es für uns auch schwieriger, es gab zum Teil gute Leute, aber es gab auch andere, die böse waren. Die Leute sagten, arbeitet etwas ihr Sinti. Sie sagten, sie müßten das ganze Jahr über arbeiten, Sommers wie Winters. Die Leute vergaßen dabei nur, daß wir Sinti auch alle gearbeitet haben, alle hatten wir ein Gewerbe ausgeübt.

In manchen Gemeinden kam die berittene Polizei. Die wußten Bescheid über den Leumund aller Sinti. Die Polizei notierte die Personalien aller Personen. Überhaupt mußte man sich von selbst

auf dem Bürgermeisteramt melden, wenn man irgendwo für ein paar Tage halten wollte. In den Gemeinden durfte man meistens nur drei Tage bleiben. Manchmal schimpften uns die Kinder „Zigeuner“. Sie waren so erzogen worden von ihren Eltern und Großeltern. „Gebt acht, Zigeuner stehlen, verschließt eure Türen“, so hieß es damals. Sinti durften nirgendwo lange bleiben.

Dann kam eine böse Zeit, eine ganz böse Zeit.

Es begann damit, daß sie uns vermaßen, die Nasen und die Augen, einfach alles. Das war Robert Ritter, der Leiter der Rassenhygienischen Forschungsstelle aus Berlin höchst persönlich. Begleitet von Eva Justin, der „Loli Tschai“. Die ging sogar hin zu den Sinti, zu manchen bis in den Wagen hinein, schaute fürsorglich nach dem Essen in den Töpfen und fragte „Kommt ihr mit dem Essen aus? Verhungert ihr nicht?“ Oder sie fragte: „Wie sind die Leute hier zu euch? Haben sie etwas für euch?“ So haben sie uns ausgeforscht. Manchmal ging die Justin sogar hin und aß zum Anschein mit den Kindern, um sie genau über die Eltern auszufragen.

Damals, als ich ins Lager kam, kamen auch viele Kinder ins Lager. Die Nazis haben manchmal bei den Familien nur die Frauen, und bei anderen nur die Männer in die Lager gebracht. Sie haben die Familien einfach geteilt. Dann hat es richtig angefangen, das war 1938, da kamen schon viele Sinti weg.

Ich bin 1938 weggekommen von Buchau, wo wir damals wohnten. Damals haben die Nazis einen nach dem andern verhaftet. Wir wurden nach Stuttgart gebracht. Von da aus nach Ulm, das nächste Lager war dann Passau, bis der Transport vollständig war. Dort haben sie uns damals schon mit Lastwagen abgeholt, und jeden Tag, oder jeden zweiten Tag, da mal zwei, da mal drei gebracht, und dann da wieder mehrere Personen, und manchmal auch ganze Familien. Wir wußten nicht einmal, warum. Man hat auch keinen gefunden, den man hätte fragen können. Ich kam mit diesen großen Polizeilastwagen, damit konnten zwanzig Personen transportiert werden, direkt nach Dachau. Wir fuhren etwa einhundert, einhundertfünfzig Kilometer, manche Strecken auch nur fünfzig Kilo-

meter, dann gab es eine Pause. Manche von uns waren gefesselt, andere nicht, aber es gab keine Gelegenheit zu fliehen. Wir waren streng bewacht.

Später kamen die Sinti nach Asperg. Dort wurden sie gesammelt, und von da aus mit den Waggons weg in das besetzte Polen. Noch später wurden Sinti in Stuttgart unmittelbar am Bahnhof gesammelt. Von dort kamen die Menschen direkt nach Auschwitz.

Ich kam damals alleine fort. Dort, im Konzentrationslager Dachau, standen wir unter ständiger Bewachung der SS. Wir arbeiteten mit Schaufel und Pickel. Wir betonierten und wir gruben. Wenn jemand nicht mehr konnte und zusammenbrach, dann bekam er Fußtritte, bis er sich wieder erhob, damit, wie sie sagten, man aufhört zu markieren. Ich kann mich noch an einen Namen erinnern, einer von den Nazis hieß Kegel, das war der Lagerführer, der Lagerkommandant. Der stand über all den anderen SSlern, er nahm das Kommando ab.

Dort waren zu der Zeit viele Sinti, je nach dem, wie das Lager besetzt war. Wir wurden ja ständig versetzt in andere Lager. Frauen, kleine Kinder oder Familien waren zu der Zeit nicht da. Die kamen später in andere Lager, meist direkt nach Auschwitz in das Zigeunerlager. Ich war immer innerhalb des Lagers Dachau. Das Lager war etwa fünf bis sechs Kilometer groß im Durchmesser. Es war mit Stacheldraht eingezäunt. Im Sicherheitshof, wie wir dazu sagten, standen die Posten mit den Maschinengewehren. Man hatte keine Gelegenheit zu fliehen. Man brauchte nur einen Schritt zu nahe heranzukommen, da war man im Strom oder der Posten hat einen abgeknallt. Es ist auch ab und zu passiert. Wer fliehen wollte, oder wer es nicht mehr ertragen hat. Außerdem gab es Prügelstrafen. Es gab fünfundzwanzig bis fünfundsiebzig Schläge, dazu wurde man auf einer Pritsche gelegt und angeschnallt. Manchmal sagten die SSler: „An den Stamm, an den Baum“. Das war eine Art Galgen.

Die Häftlinge bekamen die Hände auf dem Rücken gebunden und wurden so an den Armen hochgezogen; ich habe das einmal selbst

gesehen. Es gab den Kerker, den Bunker. Der war gerade so breit das ein normal gebauter Mensch gerade so hinein paßte, so wie ein Kamin, aber ohne daß er aufrecht stehen oder sitzen konnte, in völliger Dunkelheit. Man bekam die Haare abgeschnitten und von oben herunter kamen nacheinander kalte Wassertropfen, genau auf dem Kopf.

Im Lager Dachau herrschten schwere Krankheiten, es gab Blöcke, die isoliert waren. Typhus gab es und andere Krankheiten und Elend, viele sind daran gestorben. Am Anfang waren auch Juden in Dachau. Einige kamen mit mir aus Buchau, aus dem Ort, aus dem auch ich weggeholt worden bin. Später wurden die Juden alle selektiert und kamen nach Polen.

Meine Leute hatten droben in Asterbergen ein kleines Häuschen, nichts Großes. Mein Vater mußte es verkaufen, damit ich wieder von Dachau nach Hause kam. Ich weiß nicht, wie es mein Vater geschafft hat, aber ich bin als einziger von uns aus Dachau entlassen worden. Ich wurde nach Reutlingen entlassen. Dort arbeitete ich, dort war ich die nächsten sieben Jahre. Ich war sieben Jahre in Zwangsarbeit. Die anderen Sinti, so habe ich später gehört, sind von Dachau weggekommen nach Auschwitz, nach Buchenwald, nach Mauthausen.

Eine Zeitlang arbeitete ich beim Straßenbau, und dann in der Fabrik hier in Reutlingen. Wir produzierten Wehrmachtsbedarf. Ich wurde dafür bezahlt, bekam aber die Sondersteuer, die Sinti wie Juden zahlen mußten, abgezogen. Wir stellten Gasplanen her, dies wurde streng geheim gehalten. Diese und noch andere Dinge wurden, da Leder rar war, aus Kunstleder gefertigt. Schuhe für die Wehrmacht, und andere Artikel. Der Betrieb, die Fabrik hieß Julius Pfoterer Nachfolger. Das war ehemals ein jüdischer Besitz gewesen, der Eigentümer wurde enteignet und deportiert.

Meine Arbeitsstelle konnte ich nicht ohne weiteres verlassen. Morgens und nach der Arbeit mußte ich mich bei der Polizei melden. Ohne Abmeldung konnte ich nicht nach Hause gehen. Sieben Jahre lang, jeden Tag zweimal, von 1938 bis 1945. Die Polizei erkundigte

sich ständig über meine Arbeitswilligkeit und Zuverlässigkeit, sie drohten mir ständig mit dem Lager.

Wäre ich von dieser Zwangsarbeit geflohen, hätte man mich wie einen Deserteur behandelt. Ich war nicht bei der Wehrmacht, ich kam nicht dazu. Die Nazis schlossen die Sinti von der Wehrmacht aus, um sie nach Auschwitz zu verschleppen. Die Leute in der Stadt wichen mir aus, man durfte nichts sagen, nichts Politisches.

Wenn es Fliegeralarm gab, liefen wir zum Luftschutzkeller. Sie ließen uns hinein: Sie sahen in diesem Moment nicht darauf, daß wir Sinti waren. Sie brauchten uns ja, zum Arbeiten. Später arbeiteten auch noch Zwangsarbeiter dort, Ukrainer und auch Kriegsgefangene, insgesamt acht. Sie wurden morgens gebracht und abends wieder abgeholt. Sie hatten hier in der Stadt ein kleines Barackenlager für Zwangsarbeiter.

Diese Zeit, das war einmal, ein zweites mal gibt es das hoffentlich nicht wieder.

Nach dem Krieg waren wir noch unsicher, bis wir begriffen und sahen, daß jeder frei ist und gehen konnte, wo hin er mochte. Wir wurden damals von den Franzosen und den Amerikanern befreiten. Der Bürgermeister der Stadt Reutlingen gab auf, weil er wußte, die Stadt würde sonst bombardiert werden. Er nahm Kontakt auf und übergab eine weiße Fahne.

Ich habe viele meiner nächsten Verwandten aus Mannheim in Auschwitz verloren. Auschwitz war ein Vernichtungslager.

Ich bekomme heute meine Rente. Ich hatte zum Glück alles zusammen was ich benötigte. Es gab aber dennoch eine Sache: Das war in den Fünfziger Jahren, da hätte ich für sechs Tage nach Rottrweil gehen sollen, um mich wegen meines Gesundheitsschadens untersuchen zu lassen. Dort wäre ich sechs Tage gemeinsam mit einem Sinto aus Burladingen, der auch lange Zeit in Dachau gefangen war, untersucht worden. Wir gingen beide nicht dorthin, weil wir Angst hatten vor den Ärzten, die in Dachau schon

Versuche mit den Häftlingen gemacht hatten. Wir hatten Angst, daß sie uns punktieren, das Gehirnwasser untersuchen. „Nein“, sagte ich, „da verzichte ich lieber“. Später halfen mir unsere Verbände, Die Sinti-Union in Freiburg und der Zentralrat Deutscher Sinti und Roma in Heidelberg. Ich ging dann doch zu Ärzten und Professoren, die mir von unseren Leuten empfohlen wurden, die mich in entsprechender Umgangsweise untersucht und behandelt haben.

„Wir, die wir geblieben waren, haben gearbeitet und warteten auf die Zeit, zu der sie auch uns holen würden“

Anton Winter

geb. 1928

Schon lange vor dem Krieg, in den Zwanziger Jahren, besaß unsere Familie einen kleinen Platz, ein Grundstück in Allmendingen. Dieses Grundstück wurde uns im Dritten Reich weggenommen. Mein Großvater und mein Vater mußten unterschreiben. Der Platz gehörte unserer Familie und Verwandten von uns, ebenfalls Sinti. Die hatten ihren Teil des Grundstücks an die Gemeinde verkauft und deshalb hätte unser Grund neu vermessen werden müssen. So konnte die Gemeinde sagen, sie wüßte nicht, welcher Teil des Geländes uns gehören würde. Mein Vater wollte neu vermessen lassen, aber die Gemeinde hat es nicht dazu kommen lassen. Die wollten uns weg haben von der Gemeinde.

1934 oder 1935, wir waren damals auf Reisen, las meine Mutter in der Zeitung, daß die Gemeinde unser Grundstück in Allmendingen versteigern lassen wollte. Daraufhin ist unser Vater mit uns sofort nach Allmendingen gefahren, um zu sehen, was dort vorgeht. Die Leute vom Rathaus sind dessen inne geworden, daß wir kommen. Der Ortpolizist kam mit dem Fahrrad angefahren, damals waren sie noch mit dem Fahrrad unterwegs, und sagte zu meinem Großvater: „Herr Reinhardt, sie dürfen nicht mehr auf ihr Grundstück, die Gemeinde hat es verboten“. Mein Großvater sagte, es sei doch sein Eigentum, aber die von der Gemeinde sagten, sie wüßten nicht, was sein Eigentum sei. Mein Großvater mußte zum Bürgermeister, und der sagte das gleiche.

Mein Großvater wurde dann vor die Wahl gestellt: entweder wird das Grundstück versteigert, oder er gibt es freiwillig an die Gemeinde. Unser Großvater wurde unter Druck gesetzt und bedroht, er würde ins Gefängnis kommen. So wurde er mit ein paar Mark abgespeist und das Grundstück zwangsarisiert. Sie hatten unserem Großvater gedroht, und unsere Familie ist dann weggezogen von Allmendingen.

Seinerzeit hatten wir noch ein anderes Grundstück gekauft in der Nähe von Münzingen. Auf diesem Grundstück durften wir auch nicht bleiben, so daß wir es für damals siebenhundert Mark verkauften. Das war ein schönes großes Grundstück mit Bäumen.

Mein Vater hat dort im Steinbruch gearbeitet, außerdem hat er Korbwaren hergestellt. Damals gab es eine große Arbeitslosigkeit unter den Leuten, auch bei denen in Münzingen. Wir waren dort bekannt und angesehen, bei uns ist nie irgend etwas vorgefallen, wir haben nie irgendeine Unterstützung bekommen, nichts. Damals gab es eine sogenannte Rentenunterstützung, aber wir brauchten das nicht und wollten das auch nicht. Es gab auch Beihilfen für Kohle oder für Kartoffeln, aber auch das wollten wir nicht, vor so etwas hatten wir Angst.

Ich bin in Altheim zur Schule gegangen. Unser Grundstück lag zwischen den beiden Ortschaften, Altheim und Münzingen. Ich war damals sieben Jahre alt, 1935 oder 1936. 1933 ist Hitler an die Macht gekommen.

Als der Hitler an die Macht kam, ging es gleich los, ich konnte das in der Schule schon merken. Manche Lehrer nahmen uns in die Schule auf, andere Lehrer, wenn sie sahen, daß wir Sinti sind, nahmen unsere Schulbücher und schrieben „Wegen Platzmangel abgewiesen“. Wenn auch noch so viel Platz war.

Später haben wir uns oft verstecken müssen, denn es gab die HJ, die Hitlerjugend, da waren wir öfter versteckt als in der Schule. Wenn wir die HJ gesehen haben, dann haben wir uns immer versteckt. Wir waren damals etwa zehn Kinder, und noch das eine Mädchen von uns.

In der Zeit arbeiteten mein Großvater und mein Vater auf einem Bauernhof in Baiersbrunn, das gehörte zu Sigmaringen. Das war um 1937. Wir haben alle geholfen bei der Ernte. Einmal kam die Polizei, wir wußten damals noch nichts von Gestapo, und sprachen mit dem Bauern. Wir kämen in ein Konzentrationslager, wenn wir uns etwas zu Schulden kommen ließen. Mein Großvater fragte: Was ist das – ein Konzentrationslager?“ Sie wußten damals von nichts.

Im Sommer haben die Männer auch beim Straßenbau gearbeitet, bis zum Herbst, dann gingen wir wieder auf den Bauernhof, um bei der Ernte zu helfen. Damals haben die Nazis schon Razzien

gemacht. Wir wußten noch immer von nichts, aber die Nazis waren schon auf der Suche nach Sinti.

1938 haben die Männer wieder bei einer anderen Firma gearbeitet, bei der Firma Kirchhof. Eines Tages, ich kam gerade von der Schule, da waren alle Männer, alle Sinti, die bei dieser Firma gearbeitet haben, von der Gestapo verhaftet worden, sie waren alle schon ins Gefängnis gebracht. Ich kam dorthin und mein Vater rief mir noch zu, meiner Mutter Bescheid zu sagen, daß sie verhaftet worden sind. Ich bin nach Hause gerannt zu meiner Mutter.

Die Frauen sind zu dem zuständigen Oberamtman und haben mit ihm gesprochen. Sie wollten wissen, warum ihre Männer festgenommen worden waren. Es hieß dort, es wäre wegen der Blutschutzgesetze und der Oberamtman wäre da machtlos. So sind die Frauen wieder gegangen.

Nach etwa einer Woche gingen die Frauen noch einmal zu ihnen. Die Männer waren alle weg, sie waren alle in das Konzentrationslager Dachau verschleppt worden. Das war 1938, ich weiß noch das Datum, am 17. Juni haben die Nazis sie verhaftet, am 27. Juni sind sie in das Konzentrationslager nach Dachau gekommen.

Mein Vater starb im Lager, in Mauthausen. Der Vater ist zuerst nach Dachau ins Lager gekommen, von da nach Mauthausen, von dort kam er nach Buchenwald und wieder zurück nach Mauthausen. Dort in Mauthausen ist er 1941 umgebracht worden.

Zur gleichen Zeit, 1938, kamen die Rassenforscher zu uns, der Ritter und die Eva Justin. Wir sind vermessen worden. Die Rassenforscher waren auch bei den Männern im Gefängnis und haben sie dort vermessen. Mund, Nase, die Ohren, alles wurde vermessen. Von uns Kindern haben sie Bilder gemacht, und auch von unseren Alten und den Frauen. Wir wurden dazu gezwungen. Wir haben zwar keine Schläge bekommen, aber die haben uns gezwungen, denn sonst wären wir verhaftet worden. Wir hatten gehört, daß die Rassenforscher auch Leute verhaftet ließen, solche, die das nicht mit sich mach-

en lassen wollten. Der Ritter und die Justin haben sie wegbringen lassen.

Eva Justin war blond, das weiß ich noch wie heute. Sie nahm uns Kinder zur Seite, gab uns zum Anschein ihrer Güte Schokolade, sprach mit uns und fragte uns aus. Was wußten denn wir Kinder schon? Sie sprach auch Romanes, aber nicht viel. Wir wurden vermessen: Unsere Nasen, unsere Münder, alles, sogar unsere Augen wurden gemessen. Alles was sie an uns feststellten, Muttermale, Narben und so weiter, notierten sie. Als sie dann fertig waren gingen sie wieder.

Da standen wir nun da und wußten nicht, was wir machen sollten. Wir waren allein, nur die Frauen und wir Kinder waren noch da. Es war keiner mehr von den Männern da, nur der Stiefsohn meiner Tante. Der war drei Jahre älter als ich. Ich war erst elfeinhalb Jahre und er war so um die 14 Jahre alt.

Was sollten wir machen? Wir hatten noch die Pferde und einen Wagen. Daß war so ein Pritschenwagen. Und die anderen, die hatten so einen Wagen, diesen nannte man damals Viktoria Chaise, und so einen hatten die anderen. Wir konnten uns nirgendwo sehen lassen, denn wir hatte von Verwandten meines Vaters schon gehört, daß die Nazis die Männer und Frauen verhaftet und die Kinder in eine Anstalt gebracht hatten. Wir sind also untergetaucht, wir haben uns versteckt und nur die Frauen gingen ab und zu in die Ortschaften, um Essen zu besorgen. Wir sind dann zu einem Cousin meiner Mutter nach Kirchheim/Teck gegangen, der hat unsere Pferde verkauft, wir hatten noch die drei Pferde. So hatten wir etwas Geld, um zu leben. Die Kinder, die in der Anstalt waren, in Mulfingen, die blieben dort in der St. Josefspflege. Das war ein katholisches Kinderheim. 1944 sind fast alle die Kinder nach Auschwitz gekommen und dort ermordet worden. Ich kenne nur einen, der es überlebt hat, der lebt heute in Reutlingen.

Es gab noch ein anderes Kinderheim, das war bei Ehingen. Dort waren auch Kinder von uns. Die Eltern sind ins Konzentrationslager verschleppt worden, und die Kinder kamen ins Heim. Ich

kannte einen von ihnen, er war ein Jahr älter als ich. Hier in Württemberg sind die Kinder von den Eltern, die ins Lager gekommen sind, in solche Heime gekommen, und von dort später nach Auschwitz. Die Eltern sind meist in den Lagern ermordet worden, und die Kinder kamen später auch nach Auschwitz. Ich kenne noch eine Frau, deren ganze Familie wurde in Auschwitz ermordet, sie war die einzige, die überlebte. Einige ihrer Kinder waren zuerst in Mulfingen, und nach dem Krieg mußte sie erfahren, daß auch diese Kinder in Auschwitz ermordet worden waren.

Von Kirchheim/Teck sind wir zu Verwandten meiner Großmutter nach Ulm gefahren, wir nahmen einen Zug um zehn Uhr abends, damit wir nicht auffallen. Der Zug war fast leer, es waren nur einige Arbeiter drin. Vaters Cousin wartete am Bahnhof auf uns, er hat uns dann bei sich aufgenommen. Wir fanden dort Arbeit, wo auch unsere Verwandten gearbeitet hatten. Das war in Blaubeuren.

Aber es ging auch dort nicht lange, eines Tages kam die Gestapo und die Polizei. Das war noch 1938. Auch dort wurden die Menschen verhaftet, bis auf die, die fliehen konnten. Wir sind in den Wald geflohen und haben uns dort die Nacht über versteckt. Von da an haben wir uns immer im Wald versteckt. Wir waren sogar im Winter im Wald, wir hatten nur ein kleines Zelt, sonst nichts.

Später trafen wir mit dem Bruder meines Vaters und einigen anderen Sinti zusammen. Wir mußten ja von etwas leben und haben wieder Arbeit gefunden im Straßenbau. Bis zum Herbst 1939 arbeiteten wir in Ostrach, einem kleinen Marktflecken. Später arbeiteten wir bei der Hopfenernte in Tettnang. Dann brach der Krieg gegen Polen aus. Wieder standen wir vor der gleichen Situation, wohin konnten wir gehen?

Wir sind dann zu einer Tante gegangen, nach Ravensburg. Die Polizei von Ravensburg war bekannt für ihre Bösartigkeit. In Ravensburg lebten die Sinti in Baracken außerhalb der Stadt. Dort kontrollierte täglich die Polizei, so daß wir Angst hatten, dort zu bleiben. Wenn sie uns kontrolliert hätten, wären wir sofort verhaftet worden. Wir hatten noch Verwandte in Weil im Schönbuch.

einen Cousin meiner Großmutter, er hieß Reinhardt. Der nahm uns auf. Die Sinti in Weil im Schönbuch lebten schon seit langer Zeit dort, schon lange vor dem Ersten Weltkrieg waren die Familien dort ansässig. Viele unserer Verwandten stammten von dort. Wir schliefen dort im Stall, dort hatten wir ein Versteck.

Man konnte nicht immer im Versteck bleiben, und einmal hat ein Polizist einen von uns gesehen, wie sich er mit dem Reinhardt unterhielt. Sofort wurde gefragt: „Wo kommt der Fremde her?“ Wir mußten alle sofort nach Böblingen zur Kriminalpolizeistelle. Die Sinti waren alle schon erfaßt worden, jetzt wurden auch wir erfaßt und festgeschrieben, wir durften den Ort nicht mehr verlassen. Sie haben von uns allen die Fingerabdrücke genommen, und Bilder machten sie von uns allen. Auch von den kleinen Kindern. Alle Unterlagen sind von Böblingen nach Stuttgart geschickt worden, dort war der Kriminalbeamte Scheidweg für die Erfassung der Sinti zuständig. Ich war damals etwa vierzehn Jahre alt.

In Weil im Schönbuch, mußten wir uns dann nicht mehr verstecken, wir bauten uns dort eine kleine Hütte, und da wohnten wir nun, und haben bei den Bauern gearbeitet. Außerdem fanden wir wieder Arbeit im Straßenbau, bei der Firma Storz. Wir teerten Straßen. Es waren nur Sinti, auch Frauen und Kinder, die dort arbeiteten.

Von 1941 an mußten wir Zwangsarbeit leisten. Zuerst waren wir bei einer Firma Hellstern und Sohn. Wir haben dort keinen Lohn bekommen. Es war eine Tiefbaufirma, wir haben Rohre und Kabel verlegt. Als wir uns beschwerten, daß wir keinen Lohn bekämen, hieß es, das sei Widerstand und Sabotage, und wir wurden von der Firma angezeigt.

Wir hatten kein Geld, und wir hatten doch auch Hunger und Durst, und wir mußten arbeiten. Wir bekamen nur die fünf Mark für die Fahrkarte: wir mußten von Weil im Schönbuch bis nach Vaihingen in den Fildern fahren. Der Hellstern mußte uns unsere Papiere geben, und wir kamen zu einer anderen Firma, die hieß Kohler, die war in Böblingen. Wir arbeiteten dann an der Bahn.

Ich bin dann von dieser Arbeit krank geworden: Ich stand ja dort im Wasser, bis zu den Knien; und da habe ich es mit den Nieren bekommen. Ich kam ins Krankenhaus, und die anderen sind Zuhause geblieben.

Ich war damals drei Monate im Krankenhaus, danach ging ich dann wieder zur Arbeit. Der behandelnde Arzt, Oberfacharzt hieß Minzel.

Aber die Firma Hellstern hatte uns angezeigt. Es war im Sommer, als ein paar junge Männer zu uns nach Hause kamen, wir wußten nicht, daß sie von der Gestapo waren. Sie fragten jeden nach seinem Namen, und sie fragten nach denen, die nicht da waren: „Wo ist der Franz, wo ist der Anton, wo ist der Hermann, der Georg?“ Als alle von uns da waren, bis auf einen, der davon gelaufen war, sagten sie, daß sie von der Geheimen Staatspolizei sind und wir wurden alle festgenommen. Nur der jüngste Cousin meines Vaters und ich wurden nicht verhaftet, wir wären noch zu jung, sagte einer von der Gestapo.

Der eine von uns, der zuvor weggelaufen war, den hat die Kriminalpolizei später im Zug verhaftet, da war Personenkontrolle. Sie brachten ihn nach Signaringen, dort war er acht Tage im Polizeigefängnis. Wir haben dann die Nachricht bekommen, er hätte sich erhängt. Dabei haben sie ihn tot geschlagen.

Danach arbeiteten wir immer noch bei der Firma Kohler in Böblingen. Bis 1943. Es kamen zu der Zeit russische Kriegsgefangene in die Firma.

Wir arbeiteten zusammen mit den russischen Kriegsgefangenen, wir mußten alle Hunger erleiden. Ab und zu ging der Kapo hin und kochte mittags in so einer Tonne für die russischen Gefangenen Kartoffeln. Das war alles. Wir hatten zum Teil ein Stück Brot. Morgens um fünf ging unser Zug, wir gingen nüchtern zur Arbeit. Da fahren wir mit dem Zug von Weil im Schönbuch bis Vaihingen. Gegen sieben Uhr kamen wir zur Baustelle, um sechs Uhr war Feierabend. Erst dann gab es ein wenig Essen für uns. Meine Mut-

ter arbeitete bei den Bauern, so bekam sie ab und zu Kartoffeln oder Mehl. Fleisch gab es nur auf Karten.

Bald darauf wurde die Arbeit umgestellt. Wir Sinti wurden auf neue Firmen aufgeteilt. Ich kam zu einer Firma, aber die Verwandten von uns, die ganzen Familien, sind 1943 nach Auschwitz deportiert worden. Frauen und Kinder, alle. Ein Kind kam noch im Lager zur Welt.

Sie sind damals alle fort gekommen.

An einem Sonntag ist ein Polizist zu uns gekommen und fragte, um wieviel Uhr wir zur Arbeit gehen. Wir sagten es ihm, und er antwortete, daß wir morgen nicht zur Arbeit gehen bräuchten. Aber er sagte nicht, warum. Die Älteren spürten, warum. Sie haben sich dann für den Abtransport gerichtet. Morgens um fünf Uhr, es war der 15. März 1943, kam die Polizei. Zwei waren von der Kriminalpolizei in Böblingen, und zwei vom Ort. Sie sagten, daß wir nach Polen kommen, daß wir dort Häuser und Felder bekämen. Daß es nicht gestimmt hat, das wußten sie wohl. Wir waren alle gerüstet, sie haben aber nur zwei Familien mitgenommen.

Der eine Beamte aus Böblingen hieß Kreuzberg, ein anderer vom Ort hieß Knopf. Der aus Böblingen sagte zu uns, wir könnten noch bleiben, wir wären nicht dabei bei diesem Transport. Die beiden Familien, die mit mußten, waren meine Großmutter, meine Tante und ihr Mann, ihre Tochter und ihr Mann, und noch eine Familie, die auch mit uns verwandt war, ein Mann, seine Frau und zwei Kinder. Die hießen Reinhardt. Ich sehe heute noch das Bild vor mir, wie es auf dem Platz aussah: alle haben geweint, meine Großmutter hat die Hände zusammengeschlagen. Ich habe mich von meinem Freund, mit dem ich auch zusammen gearbeitet habe, verabschiedet, und dann kamen sie auf den Transport.

Zuerst mußten sie nach Weil zum Rathaus laufen, vor dem Rathaus war der Marktplatz. Von unserer Familie waren es meine Großmutter, meine Tante, ihr Mann, und ihre kleine Tochter. Die Familie Reinhardt waren auch vier Personen. Von Weil sind sie

mit einem Bus nach Böblingen gekommen, dort waren schon viele andere Familien aus der Region. Vom Bahnhof Böblingen sind sie mit dem Zug nach Stuttgart, und von da weg nach Polen gekommen.

Wir wußten nur, daß sie nach Polen kommen würden.

Der Onkel meines Vaters, der mit uns war, ging dann zu einem Rechtsanwalt, um zu erkunden, was mit unseren Leuten geschehen war. Sein Sohn war es, der deportiert worden war. Er sagte, er hat seinem Sohn auch seine gute alte Geige gegeben, er wollte auch wissen, was mit der Geige geschehen ist. Der Rechtsanwalt hat an das Gericht geschrieben, und er hat auch nach der Geige gefragt. Er hatte schon verstanden, was der Onkel gemeint hatte. Es kam der Bericht, daß die Geige im Lager in Auschwitz ist. Da wußten wir, wo unsere Verwandten sind, daß sie in Auschwitz sind.

Wir, die wir geblieben waren, haben gearbeitet und warteten auf die Zeit, zu der sie auch uns holen würden. Ich weiß nicht, warum wir nicht weg kamen.

Wir hatten Angst vor der Gestapo, daß wir ins Lager kämen, und wir hatten Angst vor den Angriffen, den Fliegern.

Wir mußten morgens um fünf Uhr zur Arbeit gehen, auch wenn die Bomber kamen und die Fliegerangriffe. Ich konnte nicht zuhause bleiben, denn wir hatten Angst, daß wir sonst sofort verhaftet und deportiert werden. Nur zwei mal konnte ich nicht zur Arbeit, da hatte ich eine schlimme Grippe. Es kam sofort ein Brief, daß ich auf das Rathaus kommen müßte, aber ich war krank und konnte nicht gehen. Meine Mutter ging, es hieß, ich wäre von der Arbeit weggelaufen. Meine Mutter erklärte, daß ich krank bin, und sie mußte dem Arbeitsamt ein Attest vorlegen.

Kircher hieß der Bürgermeister von Weil im Schönbuch, der war auch bei der SS. Aber er kannte uns und wußte, daß ich gearbeitet habe. Er sagte, daß ich sehr gut arbeiten würde und es keine Pro-

bleme gebe, ich sei gewiß nicht von der Arbeit weggelaufen. Meiner Mutter wurde gesagt, sie müßte das Attest bis zum Abend vorlegen, sonst käme ich ins Lager. Meine Mutter ist noch zu meinem Chef gegangen, um zu fragen, ob er mich angezeigt hätte. „Um Gotteswillen, nein“, hat er gesagt und auch gleich beim Arbeitsamt angerufen.

Erst abends um sieben Uhr konnte meine Mutter das ärztliche Zeugnis holen. Sie mußte zum Stabsarzt im Lazarett. Das hat sie dann dem Arbeitsamt vorgelegt. Wenn der Bürgermeister und mein Chef nicht für mich ein Wort eingelegt hätten, wäre ich heute auch nicht mehr hier, ich wäre auch weg gekommen.

Wir blieben bis kurz vor Kriegsende in Weil am Schönbuch. Erst kurz bevor die Amerikaner kamen, sind wir weg nach Ebingen. Dort trafen wir auf Amerikaner und Franzosen. Und dort trafen wir einen Onkel meiner Mutter, der aus Polen zurück gekommen war. Nur meine Mutter und ich waren von all unseren Leute geblieben. Mein Bruder war in Polen, in einem Lager bei Krakau. Er und drei unserer Cousins mußten dort in einer Munitionsfabrik Zwangsarbeit leisten, sie waren alle in einem Außenlager. Dort sind auch viele Sinti erschossen worden. Mein Bruder, der überlebt hat, hat es mir berichtet. Die Sinti sind auf Lastwagen weggebracht und erschossen worden.

Der einzige, der von der Familie meines Vaters wieder gekommen ist, war einer seiner Brüder. Das war der einzige, alle anderen sind ermordet worden.

Mein Vater, meine Großmutter, und meine beiden anderen Großeltern, Tanten, meine Onkel, mit allen ihren Kindern. Aus meiner unmittelbaren Familie waren es über zwanzig Menschen.

Nach dem Krieg, in der ersten Nachkriegszeit, es war gerade so als ob ich noch einmal frisch auf die Welt gekommen wäre. Wir mußten keine Angst haben, wir konnten gehen, wohin wir wollten.

Als dann die Regierung Adenauer kam, die neue deutsche Regierung, da fingen sie auch wieder langsam an zu kontrollieren. Wieder wurden wir fotografiert, wieder wurden unsere Fingerabdrücke genommen, wieder konnte die Polizei mit uns machen, was sie wollte. Wir konnten nichts dagegen tun. Einmal in den Fünfziger Jahren haben sie uns bei Münzingen alle geholt, einmal bei Signaringen. Immer, wenn sie uns kontrolliert haben, wurde alles in Listen aufgenommen und alles wurde an das Bundeskriminalamt gemeldet. Wir wurden von der Polizei schikaniert. Erst als Willi Brandt kam, hat das aufgehört.

1966 haben wir einen Antrag auf Entschädigung gestellt. Mein Onkel hat mich zum Anwalt mitgenommen. Es wurde eine Liste gemacht, wie viele es von der ganzen Verwandtschaft waren, wann sie geboren waren, wann sie wegkamen. Mein Onkel hatte schon vieles vergessen, aber ich nicht. Ich habe vieles im Kopf behalten. man konnte mich damals fragen, was man wollte, ich habe meistens noch das Datum gewußt. Der Rechtsanwalt hat nur noch mit dem Kopf geschüttelt, wegen meinem Gedächtnis.

Der Anwalt fragte, ob ich schon etwas bekommen hätte. Unsere Mutter hatte seinerzeit einen Antrag gestellt, aber sie wurde abgelehnt. Meine Mutter war gestorben, ohne daß sie jemals eine Entschädigung erhalten hätte. Ihr Mann war in Mauthausen ermordet worden, aber sie bekam nicht einmal eine Witwenrente. Mein Onkel hat für mich einen Antrag wegen Schaden im beruflichen Fortkommen gestellt. Wir durften damals keine Lehre machen, sonst hätte ich ja einen Beruf erlernt. Dafür habe ich 169 Mark bekommen, das war alles, was ich an Wiedergutmachung bekommen habe. Wir hatten im Dritten Reich unser ganzes Vermögen verloren, unsere Väter und Großväter hatten die wertvollen Instrumente unserer Familien, Geigen und andere.

1944 wurde ich mit sechzehn Jahren zur Musterung einberufen. Als ich an die Reihe kam, stand der Bürgermeister auf und sagte zu dem Kommandanten, daß wir Sinti sind und Sinti nicht eingezogen werden, wir wären keine Deutschen. Der Kommandant antwortete, daß in meinen Papieren aber stehe, „deutsche Staats-

angehörigkeit“. Aber der Bürgermeister sagte: „Das war einmal.“ Wir hatten alle die deutsche Staatsangehörigkeit besessen, aber das Dritte Reich hat uns staatenlos gemacht. In den Ausweispapieren stand dann „Zigeuner – Mischling“. Die deutsche Staatsangehörigkeit wurde uns entzogen. Einige Männer aus meiner Verwandtschaft waren bei Militär, sie wurden dann aber aus rassistischen Gründen entlassen und kamen direkt nach Auschwitz.

Erst in den Fünfziger Jahren, als wir einen Personalausweis brauchten, erhielten wir auch wieder unsere Staatsbürgerschaft. Der Bürgermeister von Allmendingen hatte noch alle Papiere aufbewahrt. Dort war alles belegt, daß unsere Familien schon seit Generationen Deutsche waren.

Ein Onkel meines Vaters und dessen Söhne waren in Frankreich im Untergrund bei den Partisanen. Sie waren mit ihrer ganzen Familie geflohen, man hat in Deutschland lange nach ihnen gesucht. Sie wußten nicht wohin, und schlossen sie sich den Partisanen an. Sie kämpften gegen Deutsche und führten zum Teil ganz gefährliche Dinge aus. Sie waren deshalb auch gut angesehen. Sie schrieben sich Winter. In Deutschland war es gar nicht möglich, sich zu Wehr zu setzen.

In Augsburg lebt einer von uns, der war in der NS-Zeit in Jugoslawien bei den Partisanen. Er berichtete, daß dort viele von unseren Leuten bei den Partisanen waren. Hier in Deutschland war das unmöglich.

In der Region hier, in Baden-Württemberg, gab es viele kleine Lager. Ich weiß von einem Lager bei Kniebis in der Nähe von Freudenstadt, bei Bahlingen war auch ein Lager, dann bei Schertzingen und Dissingen. In Schellberg war ein Lager, dort wurde Ölschiefer abgebaut. Hier waren überall Lager. Im Kinzigtal war Haslach, ein großes Lager mitten im Wald. Niemand wußte davon. Als wir nach dem Krieg wieder unterwegs waren, hielten wir einmal dort an. Bei uns war einer, der das Lager kannte. Wir sahen, daß inzwischen die Leute aus dem Dorf eine Müllhalde dort angelegt hatten. Wir sahen noch drei Baracken stehen, und

es gab einen großen Tunnel, der aus dem Felsen geschlagen war. Der Tunnel war von Häftlingen gebaut worden, um die V1 und die V2 dort zu produzieren. Wir liefen etwa zweihundert Meter hinein, es ging immer noch weiter.

Wir Sinti waren mit den Juden gleichgestellt.

Diese Zeit will ich nicht noch einmal erleben. Und heute sagt mancher schon wieder: „Euch hat der Hitler vergessen. Wie schade, daß der Hitler nicht mehr da ist.“ In manchen steckt es drin.

*„Wenn ich doch nur noch
zu Hause gewesen wäre“*

Maria Winter

geb. 1920

Wir kamen nach Reutlingen, da ich war so sieben oder acht Jahre alt. Die Stadt sagte damals: „Ja“; wir kamen doch zuerst mit dem Wohnwagen hier an. Wir hatten einen ganz schönen Wagen. In unserer Familie waren wir fünf Kinder. Als es kalt wurde zum Winter hin sagte mein Vater: „Ach was, wir sehen daß wir hier ein kleines Haus bekommen.“ Wir konnten ein Haus von der Stadt Reutlingen mieten, und dann hatten wir dieses kleine Haus in der Lederstrasse 34 in Reutlingen, bis meine Menschen fort kamen.

1928 bin ich in die Schule gekommen, in die Gartentor-Schule hier in Reutlingen. An unsere Lehrer kann ich mich gut erinnern. Der eine Lehrer der hieß Weich, eine Lehrerin, die hieß Zwiesler, und unser Rektor der hieß Hirschburger. Später bekamen wir einen neuen Rektor, der hatte schon eine braune Uniform an. An dessen Namen kann ich mich nicht mehr erinnern. Wir Kinder sind alle in Reutlingen zur Schule gegangen, nur der Jüngste nicht. Wir waren fünf Geschwister, zwei Jungen und drei Mädchen. Mit dem Schuljahr 1934/35 bin ich aus der Schule gekommen.

Wenn wir Ferien hatten dann sind wir auf Reisen gegangen. An unsere Haustür schrieben wir: „Familie Reinhardt kommt zurück im Oktober“, dann ting für uns die Schule wieder an. Unser Vater hatte damals schon ein Auto und unseren Wohnwagen, und im Herbst sind wir dann wieder zurück gekommen. Der Vater handelte dann mit Stoffen und auch mit Pelzen. Seine Waren bezog er immer von Berlin. Meine älteste Schwester ging, nachdem sie aus der Schule war, mit unserem Vater auf das Geschäft, bis hin nach Österreich. Sie handelten später auch mit Geigen. Vor allen Dingen aber war unser Vater Musiker. Gerade gegenüber von unserer Wohnung war ein Kaffeehaus, dort trat er regelmäßig auf. Mit der Zeit kamen noch andere Sinti nach Reutlingen. Der Vater stammte aus Frankreich, er war als Waisenkind bei Schaustellern groß geworden.

Ich bin 1934-35 aus der Schule gekommen. Und dann hat es richtig angefangen.

Meine Schwestern wurden dienstverpflichtet, sie mußten arbeiten gehen, die älteste, und die jüngste, die Rosina. Sie arbeiteten in eine Weberei, daß war die Firma Winkler, hier in Reutlingen. Dorthin kamen schon viele Arbeiterinnen und Arbeiter aus dem Ausland, da waren Franzosen und Polinnen, die haben da als Fremdarbeiter gearbeitet. Und meine Schwester geht hin und sagte zu denen: „Ihr seid schön dumm, daß ihr in Deutschland bleibt, der Hitler, wenn der nur verrecken tät“ oder so was in der Art. Deshalb wurde meine Schwester verraten, denunziert. Es kam die Gestapo und nahm sie mit, sie kam erst nach Tübingen zum Landgericht, und wir durften doch nicht mehr fort, wir wurden ja überwacht und wir waren festgeschrieben, wir durften Reutlingen nicht mehr verlassen.

Mein späterer Mann ist zu der gleichen Zeit in Riedlingen verhaftet worden und kam ins Gefängnis. Er wurde dann nach Dachau in das Konzentrationslager gebracht. Seine Brüder wollten ihn im Gefängnis besuchen. Er sah sie kommen, und rief ihnen zu: „Geht schnell weg, die Gestapo sucht schon nach euch!“. Sieben Brüder waren sie zusammen, die anderen sind dann geflohen, und so kam nur er nach Dachau. Mein Mann war sieben Monate in Dachau, erst dann ist er entlassen worden. Er hat dann von 1938 bis 1945 in Reutlingen gearbeitet, aber da war ich noch nicht mit ihm verheiratet.

Er hat dann erfahren, das meine Schwester Rosina im Gefängnis in Stuttgart ist. Unser Vater nahm einen Rechtsanwalt, aber es hat nichts genützt. Der Anwalt sagte, da gehe nichts, das sei politisch. Eines Tages kam ein Brief von Gotteszell, da war ein Mädchen von hier aus Reutlingen, auch eine Politische, die schrieb, daß meine Schwester jetzt in Ludwigsburg sei. Mein Mann versuchte, sie zu besuchen, er fuhr nach Ludwigsburg. Er wartete, einmal ging das Tor auf und er konnte gerade rein sehen, wie meine Schwester da im Hof lief, und schon ging das Tor wieder zu.

Wir hörten nichts mehr von ihr, nichts, nichts. Wir durften doch nicht mehr fort, ich glaube das war schon 1942, das war schon einige Zeit, bevor sie alle weg gekommen sind. Meine Schwester kam von Ludwigsburg direkt nach Auschwitz.

Bis dann ein Brief von ihr kam. Ein Brief aus Auschwitz. „Liebe Schwester und Schwager, will euch nur kurz mitteilen, die Eltern sind seit ein paar Tagen bei mir. Gott sei dank, daß sie hier sind, uns geht es gut, hab keine Sorgen wir sehen uns demnächst.“ Das mußte sie doch so schreiben, und der Brief, der war zensiert, SS Hauptsturmführer so und so, und die Adresse. Der Brief war abgestempelt „Auschwitz“. Wir wußten damals nichts über Auschwitz.

Wir wußten damals noch nicht, was das war: Auschwitz.

Ich wohnte damals nicht mehr bei meinen Eltern in der Lederstraße. Wenn ich doch nur noch zu Hause gewesen wäre. Aber das Haus war zu klein für uns alle, der Vater sagte zu mir, ich sollte doch eine Wohnung finden für mich und meinen Mann.

Ich hatte in Reutlingen eine Freundin, die ging mit mir schon zur Schule. Die war Filialeiterin in einem Kaiser Kaffeegeschäft. Über dem Geschäft waren Zimmer für die Verkäuferinnen. Meine Freundin sagte mir: „Du, da kannst du einziehen. Paß aber auf, deine zwei Kinder, die heulen doch manchmal nachts.“ Denn genau gegenüber von dem Zimmer wohnte eine Bedienung, die im Laden arbeitete. Es war da nie still. Meine Freundin sagte, ich brauchte keine Angst zu haben. Wenn meine Buben weinten, dann gab ich ihnen die Brust. Einer rechts einer links, damit sie still blieben. Morgens, wenn ich den Gang putzte, wartete ich immer bis das Mädchen gegangen war. Die Inhaberin von dem Geschäft ging mit mir zur Schule. Der sagte ich dann, was mit meiner Familie war. Ihr Vater war Hauptmann oder Offizier in Freiburg. Das Haus steht heute noch. Später zog ich in eine richtige Wohnung. Dort war ich dann achtundzwanzig Jahre, bis ich in meine heutige Wohnung zog. Hier sind es nun auch schon achtundzwanzig Jahre.

Meine Schwester kam zuerst nach Auschwitz, und dann kamen sie alle fort. Meine andere Schwester mit ihren Kindern, mein Bruder, mein Vater und meine Mutter und die jüngeren Geschwister.

Mein Vater war doch als Musiker in dem Café gegenüber unserem Haus in der Lederstraße. In dem Café redete er mit einem Mann und sagte, wie man halt so sagt: „Du, wenn ich die Macht hätt', dann tät' ich den Hitler zum Kammin raus jagen.“ Der Mann ist hin und hat meinen Vater verraten. Am nächsten Tag kam die Gestapo und hat ihn geholt. Ich wollte zu ihm, aber die Gestapo ließen mich nicht vor. Also ging ich zum Rechtsanwalt, und der sagte zu mir: „Frau Winter, es ist durchgegeben worden, daß euer Vater entweder nach Berlin kommt und da geköpft wird, oder er kommt nach Auschwitz. Etwas Schlimmeres, als das was er gemacht hat, gibt es nicht mehr, das ist Hochverrat.“

Wir waren alle mit den Nerven fertig. Das kann man sich nicht vorstellen, was das damals hieß: Hochverrat, der Vater wird geköpft. Zwei Monate war unser Vater im Gefängnis, in der Zeit ist meine Schwester nach Auschwitz weggekommen. Ich habe mich nicht getraut, dem Vater das von meiner Schwester zu sagen, daß sie inzwischen weg gekommen ist. Ich wurde nach den zwei Monaten vorgeladen, ich ins mußte Gefängnis kommen, als ich hin kam da sagte der Schließer zu mir: „Du, ich muß Dir etwas sagen ...“ In dem Moment dachte ich, daß ich umfalle, und er machte die Tür auf, und sagte zu mir: „Da, nimm deinen Vater mit.“ Erst als ich meinen Vater nach Hause brachte – das vergesse ich nie in meinem ganzen Leben, so alt ich auch werde – wußte er, daß meine Schwester weggekommen ist.

Bald darauf ist meine ganze Familie abgeholt worden, sie sind alle nach Auschwitz deportiert worden. Ich wollte bei meiner Familie sein und auch mit, ich sagte zu den Polizisten: „Ich will auch mit“, und der von der Kriminalpolizei antwortete: „Du hast doch so zwei nette Buben, dich kann ich doch nicht fort tun, mit deinen Kindern. Für Dich habe ich gar keinen Erlaß.“ Ich wollte mit meinen Eltern zusammen bleiben. Sie haben einen nach dem anderen abgeholt, einer nach dem andern, einer nach dem andern.

Mein Bruder, der war sechzehn Jahre alt und ist ins Kino gegangen – das war für uns verboten. Das Kino war hier in Reutlingen, da haben sie ihn verhaftet. Er bekam drei Tage Gefängnis, danach mußte

er in einer Gärtnerei arbeiten. Die Polizei kam zu mir und fragte nach meinem Bruder, dem Anton. Ich sagte, der müsse jeden Augenblick wiederkommen, der sei mit dem Zug nach Rothenburg, er mußte doch arbeiten dort, weil er ins Kino gegangen war. Zu meinem Mann sagte ich heimlich: „Geh' und hol' den Jungen, wir verstecken ihn.“

Aber sie hatten alle schon verhaftet. Alle von unserer Familie sind ins Haus in der Lederstraße gekommen. Das war morgens um sechs Uhr. Von dort kam meine Familie ins Gefängnis. Ich wohnte ja woanders, ich hatte da noch nichts davon gewußt, und der Kriminalbeamte, der bei mir war, der sagte zu mir: „Für deine Leute ist ein Gesetz herausgekommen, die kommen alle in die Lüneburger Heide, dort werden kleine Häuser gebaut, jeder kriegt ein bißchen Landwirtschaft, dort können sich dann selber ernähren.“ Ich sagte: „Warum das, wir haben keine Not, wir brauchen kein Land, wir arbeiten hier.“ Er antwortet, es seien schon mehrere Sinti dort, nicht nur unsere Familie, alle kämen dort hin. Ich käme später auch dort hin. Da wollte ich doch gleich mit, aber er sagte, mit meinen beiden Kindern müsse ich jetzt da bleiben. Aber ich könne für meine Schwester und für die Eltern einkaufen und ihnen was mitgeben.

Er ging dann, und ich habe eingepackt: Essen und Decken, Kissen und Lebensmittel, alles was sie mitnehmen durften. Nur Schmuck und Geld durften sie nicht mitnehmen, „da bräuchten sie kein Geld“, hieß es. Die von der Polizei haben alles gewußt, daß es nach Auschwitz gehen würde, daß man ihnen alles abgenommen hätte.

Sie sind zusammen weggekommen, die waren alle zusammen, nur meine Schwestern, die sind schneller weggekommen. Zuerst die eine von Ludwigsburg, sie ist gleich vom Gefängnis aus, gleich nach Auschwitz gekommen.

Einer von denen, die Auschwitz überlebt haben, hat mir später gesagt, daß meine Schwester in der Kommandantur gearbeitet hat, sie konnte ja gut schreiben, und sie hat dann die Kleidung ausgegeben. Als unsere Familie gekommen ist, da ist sie auch nach Birkenau gekommen, meine Schwester.

Nach etwa einem halben Jahr, nachdem sie meine Familie nach Auschwitz gebracht hatten, kam einer von der Polizei und sagte mir, daß meine Schwester gestorben sei. Ich sagte nur noch: „Oh Gott.“ Sie war tot. Aus Auschwitz schickten sie ihre kleinen Hausschuhe, ein Kleid von Ihr, und zwei Taschentücher, die waren ganz, ganz fest zusammengeknüllt, ganz fest, so sehr muß sie geweint haben.

Mein Mann ging und brachte die Sachen von meiner Schwester.

Damals sagten die von der Kriminalpolizei zu mir, wenn ich wollte, könne ich in das Haus meiner Eltern einziehen. Manchmal habe ich Sehnsucht danach gehabt, aber wenn ich in der Straße vorne dran war, da war es wie abgeschnitten, da dachte ich: „Da sind sie gelaufen, und da sind sie gegangen“, die vielen Jahre, die wir in dem Haus gelebt hatten, von 1925 bis 1943.

1945 war der Krieg aus. Ich hoffte, daß wenigstens einer von ihnen zurückkommt. Es kamen ein paar Frauen von Ravensburg, Verwandte von unserer Familie. Wir war zu der Zeit bei dem Bruder meines Mannes, und es kamen dorthin einige Frauen aus Ravensburg, auch einige Verwandte meiner Familie. Eine von ihnen sagte zu mir: „Geh schnell nach Hause, deine Menschen sind gekommen.“ Wir sind sofort nach Hause, aber es war keiner da. Da war eine Cousine von mir, die auch in Auschwitz war, und sie sagte mir dann: „Sie waren doch auch noch bei mir, als ich dort war.“ Meine Cousine dachte, weil sie überlebt hatte, sei meine Familie auch wieder zurückgekommen.

Meine ganze Familie ist mit den letzten dreitausend oder viertausend Menschen, die noch in Auschwitz-Birkenau im Zigeunerlager waren, ermordet worden, in der Nacht vom zweiten auf den dritten August.

Es hieß dann, mein einer Bruder sei als arbeitsfähig vorher noch ausgesucht worden, und es hat geheißen, daß auch meine Mama in ein anders Lager gekommen ist. Ich habe versucht, sie zu finden, aber ich bekam nur die Antwort, eine Katharina Reinhardt

mit diesem Geburtsdatum gibt es bei uns nicht, aber bei uns ist ein Anton Reinhardt eingetragen, daß war mein Bruder. Als ich dann an das Lager geschrieben hatte wegen meinem Bruder kam die Antwort zurück: Unbekannt.

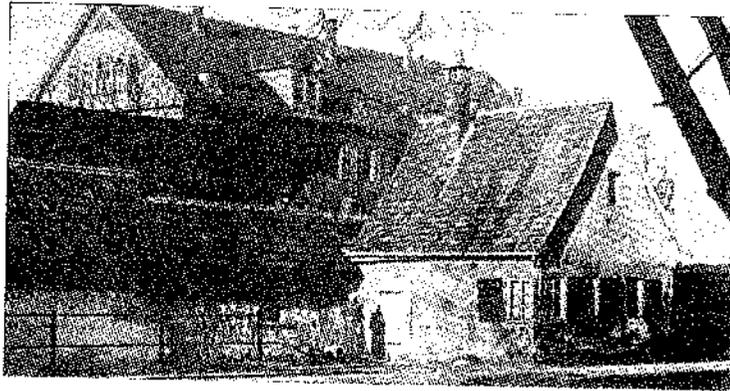
Nach dem Einmarsch der Alliierten habe ich einen Verwandten wieder getroffen, und der sagte mir, daß er bei meinem Bruder war, und daß mein Bruder in seinen Armen gestorben ist. Er hätte meinen Bruder nicht mehr erkannt, er konnte ihm nur noch seinen Namen sagen und dann hat er die Augen zugemacht. Das war in Sachsenhausen. Ich fragte, ob er meinen Vater gesehen hätte. Er hatte niemanden sonst von meiner Familie gesehen, nur meinen Bruder.

Nach dem Krieg kamen die von der Stadt und wollten, daß ich wieder in das kleine Haus in der Lederstraße einziehen sollte. Ich sagte: „Nein, jetzt nicht mehr.“ Sie sagten, es hat damals doch damals den Erlaß gegeben, den Auschwitz-Erlaß. Und ich fragte: „Warum sind die Meinen alle fort gekommen, sagen sie mir mal, warum.“

Hier in Reutlingen kann niemand etwas über uns sagen. Und trotzdem kamen sie fort. Ich war damals dabei als sie weg kamen. Ich und mein Mann standen bei der Kripo, am Omnibus, als sie weg kamen. Mein Vater mit seinen Menschen, von unserer Familie waren das sieben Personen und von der andern Familie, die aus Reutlingen deportiert wurde, von denen waren es acht oder neun Personen, die zusammen fort kamen. Wo man auch fragte oder hinging, meine Eltern waren für keine bösen Dinge bekannt. Mein Vater hatte seine Pferde, später machte er seinen Führerschein. Meine Schwester hatte auch einen Führerschein, und beide gingen doch auf ihr Geschäft wie andere auch. Wir sind Sinti, aber ein so geordnetes Leben, wie wir es hatten, gab es kaum unter den anderen Deutschen. Unser Vater, der machte Musik, und in unserem kleinen Haus, da war unten drin, eine große Stube, eine kleine Küche und ein Schlafzimmer. Der Vater hat damals oben alles ausbauen lassen, da wohnte später unsere Großmutter und wir Mädchen.

Heute gibt es da eine Haltestelle davor für den Bus, und eine kleine Weinstube. Das Haus wird nie abgerissen, daß heißt immer noch, „Zigeunerhäusle“, wenn jemand heute den Busfahrer fragt, wo er hinfährt, dann heißt es immer zum „Zigeunerhäusle“. Der Name blieb, „Zigeunerhäusle“.

Meine Schwester die in Ludwigsburg war, die war ein dreiviertel Jahr spurlos verschwunden, ein dreiviertel Jahr lang, wußten wir von ihr nichts, bis dann der Brief kam, von Auschwitz. Die ist in Auschwitz geblieben, und die andere auch, die sind alle da geblieben, alle. Meine Eltern, meine beiden Brüder, und auch die anderen von den Familien, die von hier weg kamen, alle, alle sind umgekommen, nicht ein einziger ist von ihnen zurück gekommen, kein einziger, keiner von ihnen. Die eine Familie von hier, die hatte sechs Kinder, und das waren so gute Leute, so gute, wo man hingesehen hat, man sah keinen Menschen mehr von ihnen.



„Zigeunerhäusle“ in Reutlingen

*„Als ich nach Hause kam, in das Haus,
in dem wir gewohnt hatten,
war niemand mehr da“*

Oswald Winter

geb. 1920

Bilder sind Beweise: Hier auf den Fotos ist mein Bruder, Karl Heilig, 1937 war er bei der Flak. Er kam nach Auschwitz. Hier ist mein ältester Bruder, Max Heilig, er war 1940 in Bienstock bei Berlin, er war bei der Wehrmacht, bei den Panzern.

Hier bin ich mit achtzehn Jahren beim Arbeitsdienst. An der Uniform war das Hakenkreuz. Bevor man zu den Soldaten kam, mußte man ein oder ein halbes Jahr Arbeitsdienst ableisten, das war schon Ausbildung für die Soldaten. Hier gibt es ein Bild, auf dem ich das Eiserne Kreuz zweiter Klasse bekommen habe, ich hatte auch das Sturmabzeichen in Silber. Das bekam man, wenn man sechs Angriffe mitgemacht hatte. Sechsmal gegen die Russen angreifen und überleben, dann bekam man das Sturmabzeichen. Ich habe außerdem das Verwundetenabzeichen bekommen und noch andere Orden. Wer den Winterkrieg mitgemacht hatte, der bekam den 'Gefrierfleischorden', so nannten wir den. Ich bin vor Stalingrad verwundet worden.

1920 wurde ich in Breslau geboren. Dort bin ich acht Jahre zur Schule gegangen. Nach der Schule lernte ich Filmvorführer im Walhalla-Kino in Breslau. Ich lernte Filme vorzuführen und zu reparieren. Ich holte die aktuelle Wochenschau und nachdem wir sie vorgeführt hatten, brachte ich sie mit dem Fahrrad zum nächsten Kino.

1937 kam ich zusammen mit meinem Freund Emil Rose, einem Verwandten, mit dem ich groß geworden bin, zum Reichsautobahnbau nach Brejtnowitz in Oberschlesien. Wir waren dort als Arbeiter, es war noch keine Zwangsarbeit damals. 1939 wurde ich zum Reichsarbeitsdienst eingezogen.

Nach einem halben Jahr wurde ich 1940 von der Wehrmacht übernommen. Ich kam zum 109. Infanterie-Regiment nach Berlitz in Oberschlesien. Ich wurde am schweren Maschinengewehr ausgebildet. Als SMG-Schütze kam ich, als der Krieg mit Rußland begann, von Anfang an an die Front.

Wir lagen vorher schon mehrere Wochen an einem Gewässer und bereiteten uns auf den Angriff vor. Der Fluß war vierzig oder fünfzig Meter breit, auf der anderen Seite lagen die Russen. Sie hatten dort in Abständen Wachtürme aufgestellt mit Beobachtern.

Wir hoben des nachts Schützengräben aus, ab und zu schossen die Russen Leuchtkugeln ab, dann wurde es taghell. Wenn die Leuchtkugeln hochgingen, durfte sich niemand mehr bewegen. Auch durften keine Geräusche gemacht werden, kein Kochgeschirr durfte klappern.

Als der Krieg gegen Rußland begann, haben wir angegriffen und die andere Seite besetzt. Es gab fast keinen Widerstand, die Posten konnten nicht einmal telefonieren. Erst später wußten wir, daß sie keine Kriegserklärung bekommen hatten. Wir waren schon zehn oder fünfzehn Kilometer in Rußland, bevor es den ersten Widerstand gab.

Wir sind dann bis Kiew, bis zur Hauptstadt der Ukraine gekommen. Die Deutschen haben dort einen großen Kessel gebildet, Kiew wurde eingeschlossen. Panzer und Flugzeuge haben die Russen bombardiert, es sind sehr viele Russen gefangen genommen worden. Der Kessel war unglaublich groß. Auch wir hatten damals schon Verluste, und in Kiew wurde unser Regiment mit neuen Leuten aufgefüllt.

Von Kiew sind wir nach vier Tagen Pause weiter nach Char'kov, eine große Stadt, die wieder eingekesselt wurde. Wir hatte in Kiew wieder unsere Kampfstärke von 201 Mann, aber in Char'kov waren wir dann nur noch siebenunddreißig. Ich war verschont geblieben, ich war weder unter den Toten noch den Verwundeten. Nach acht Tagen wurde das Regiment wieder aufgefüllt, und wieder ging es weiter. Ich bin dann bei Frolovo verwundet worden, ich habe einen Hals-Wangen-Durchschuß und einen Lungensteckschuß erhalten. Die Geschosse müssen gesplittert sein, ich hatte Splitter in Lunge und Zwerchfell, manche Splitter sind am Herz und an der Schlagader vorbei. Die Ärzte haben gesagt, es sei ein Wunder. Bis heute habe ich einige Splitter in mir.

Ich bin als Schwerverwundeter nach Deutschland zurückgekommen und lag zunächst in mehreren Lazaretten. Am 11. September 1942 wurde ich aus der Wehrmacht entlassen. Ich hatte damals erst noch Genesungsurlaub in Kollmar, dann erst bin ich nach Hause gefahren nach Breslau, zu meiner Mutter und meine Schwestern.

Als ich nach Hause kam, in das Haus, in dem wir gewohnt hatten, war niemand mehr da. Es waren andere Leute in unserer Wohnung, überall waren Fremde. Es waren vielleicht zwanzig Familien, die ich in Breslau kannte, ich bin reihum überall hingefahren, ich habe niemanden mehr angetroffen. Ich habe gesucht, und niemanden mehr getroffen, niemand, zu dem ich eine Verbindung hatte.

Ich bin dann zum Bahnhof, dort hatte die NS-Volkswohlfahrt die Genesungsurlauber betreut, es gab Schlafplätze und Essen. Ich bin noch drei Tage in Breslau geblieben.

Ich wollte schon wieder abreisen, als ich zufällig einen alten Mann traf, den ich kannte. Er war kein Sinto, aber mit einer Sinteza verheiratet. Den habe ich gefragt, wo sind denn meine Mutter und meine Schwestern? Und er sagte zu mir, daß sie alle weggekommen sind. Ich fragte, warum und wohin, ich hatte überhaupt keine Ahnung. Der Mann sagte mir, weil wir Sinti waren, Zigeuner, deshalb wurden alle abgeholt, meine Mutter und meine Schwestern waren auch dabei. Wohin sie gebracht worden waren, konnte mir niemand sagen.

Ich wußte nicht, wohin und fuhr in das Lazarett in Kollmar zurück. Bei der nächsten Visite sah mich der Oberstabsarzt und fragte: „Winter, was machst du hier, ich denke, du hast Urlaub“. Da habe ich erzählt, daß meine Menschen, meine Mutter und meine Schwestern, abgeholt worden sind, daß ich niemanden mehr angetroffen habe. Er fragte, was wir den mit der Politik zu tun hätten, und ich konnte ihm nur sagen, daß wir Sinti sind, deshalb ist meine Familie abgeholt worden.

Ich blieb dann noch vierzehn Tage im Lazarett, ich war noch immer nicht gesund. Nach drei Tagen hat mich der Stabsarzt nochmals aus-

gefragt, was meine Herkunft wäre. Er erzählte mir, daß mein Name von einigen Offizieren genannt worden wäre. Nochmals ein paar Tage später fragte er mich, ob ich nicht jemanden kenne, zu dem ich in Urlaub fahren kann. Ich kannte aber niemanden mehr, zu dem ich hätte gehen können.

Nach nochmals zwei Wochen wurde ich gerufen und der Stabsarzt sagte, es wären zwei Herren vom SD da, die mich sprechen wollten. Der SD, das war der Sicherheitsdienst der SS, wollte mich gleich mitnehmen, aber der Stabsarzt erklärte, daß ich nicht ausgeheilt wäre, meine Verletzungen bluteten noch immer. Außerdem war ich Wehrmachtsangehöriger, für den er als Arzt verantwortlich ist. Der Arzt hat sich geweigert, mich auszuliefern.

Kurze Zeit später erhielt der Stabsarzt eine Ablösung, er war nach Polen abkommandiert. Er konnte mir nun nicht länger beistehen, sagte er zu mir, aber er gab mir noch einen Urlaubsschein für drei Wochen. So gab er mir zu verstehen, daß ich nicht länger warten sollte. Helde mann hieß dieser Stabsarzt.

Ich bin dann zu Verwandten nach Hamburg gefahren, eine meiner Schwestern war dort verheiratet mit einem Musiker, Oskar Adler. Ich war immer noch in Uniform, ich hatte den Urlaubsschein, den ich bei Kontrollen vorzeigen konnte.

Mein Schwager spielte zusammen mit seinen Brüdern im Hamburger Hotel Trichter. Als ich kam, sagte er, ich müßte die Uniform ausziehen und untertauchen. Ich bekam einen Anzug und lebte ohne angemeldet zu sein und ohne Lebensmittelkarten in Hamburg. Mein Schwager hatte fünf Kinder, seine Frau war zu der Zeit im Krankenhaus. Auch eines der Kinder war in Eppendorf im Krankenhaus wegen Keuchhusten, ein anderer Junge war bei einer befreundeten Familie untergebracht, das waren die beiden kleinsten Kinder. Ich blieb bei den älteren Kindern, während mein Schwager arbeitete.

Nach einiger Zeit durfte er nicht mehr als Musiker arbeiten, er mußte als Schauer mann im Hamburger Hafen arbeiten beim Be-

und Entladen der Schiffe. Er kam oft erst spät nach Hause, wir wohnten damals in der Stresowstraße.

Ich suchte dann nach einer Einkommensmöglichkeit und konnte dann mit Kurzwaren einen Handel beginnen. 1943 war Hamburg bombardiert worden, ganz Hamburg war in Schutt und Asche gebombt worden. Danach konnte ich einen Ausweis als Fliegergeschädigter bekommen, so konnte ich ab und zu Kurzwaren verkaufen. Von einer Firma Biermann bekam ich Klöppelspitze und Einsätze, aber um die Ware zu bekommen, mußte ich immer ein Paket Lebensmittel mitschicken.

Mein Schwager hat an den Wochenenden am Hafen Fische und vor allem Aale gefangen und geräuchert. Mit dem Räucheraal bin ich zu den Metzgern gegangen und habe dafür Wurst und Fleisch eingetauscht, denn Aale hatten wir genug. So konnten wir eine Weile leben.

Dann kam die Gestapo zu meinem Schwager. Die Beamten kannten ihn gut, sie duzten ihn sogar. Sie sagten, daß sich mein Schwager sterilisieren lassen müßte, oder er würde in ein Konzentrationslager deportiert. Auch die älteren Kinder wurden sterilisiert. Mein Schwager hat sich sterilisieren lassen, sonst wäre er und seine Familie weggebracht worden.

Bei dem Fliegerangriff waren wir im Luftschutzkeller, und es sind Brandbomben gefallen, auch auf unser Haus, das Haus hat gebrannt. Der Luftschutzwart hat niemanden aus dem Keller gelassen, damit niemand auf die Straße läuft. Mein Schwager wollte nur einen Blick rauswerfen, es war ein furchtbares Geschrei im Keller, es gab kein Licht, es waren viele Frauen und Kinder im Keller, außerdem noch vier Soldaten.

Mein Schwager kam zurück zu mir und sagte, ich sollte vorgehen, unser Haus brennt. Er hat es nicht laut gesagt, um keine Panik auszulösen. Ich habe dann die Mädchen, er die Jungs genommen, und wir sind vor an die Tür gegangen. Der Luftschutzwart fragte, was wir wollten, und da sagte mein Schwager laut, daß das Haus brennt

und wir alle raus müßten. Wir sind runter an die Elbe, die nicht weit weg war, dort standen keine Häuser, so daß wir nicht verschüttet werden konnten. An der Elbe blieben wir bis frühmorgens, zurück konnten wir nicht mehr.

Wir wurden dann mit einem Kahn als Fliegergeschädigte außerhalb von Hamburg untergebracht, in Graudenz, einer kleinen Stadt. Wir hatten nichts von unseren Sachen retten können, ich hatte nur meine Jacke, Hemd Hose und Schuhe. Wir wurden in einer Villa in Graudenz untergebracht, die NSV hat die Fliegergeschädigten versorgt. In der Villa gab es Angestellte und eine Köchin, aber niemand sagte etwas. Wir hatten keine Papiere, nichts mehr. In Graudenz blieben wir etwa ein halbes Jahr.

Mein Schwager war in großer Sorge um seine beiden Kinder, die in Hamburg im Krankenhaus und bei der anderen Familie geblieben waren. Wir sind sie suchen gegangen und fanden dort, wo die Familie, es waren deutsche Schausteller, gelebt hatte, nur noch die verkohlten Reste der großen Wohnwagen. Nur die Achsen standen noch da, und wir dachten, daß alle tot sind. Aber die Familie war zu Verwandten nach Kiel gegangen, und wir fanden nach einer Weile die Adresse, und dort auch den Jungen wieder. Die andern hatten die Trümmer von unserem Haus gesehen und hatten gedacht, daß wir alle tot sind.

Das kleine Mädchen, das in Eppendorf in Krankenhaus gelegen hatte, fanden wir glücklich auch wieder. Das Krankenhaus war zerstört worden, aber die Kinder hatten sie alle vorher an andere Plätze gebracht. Aber bei dem großen Fliegerangriff war seine Frau umgekommen, die im Krankenhaus gelegen war. Der Luftschutzkeller des Krankenhauses hat dem Bombardement nicht standgehalten.

Obwohl wir dann als Totalfliegergeschädigte galten und zunächst von der NS-Volkswohlfahrt versorgt wurden, war mein Schwager doch vorsichtig. Er wollte nicht länger in Hamburg bleiben, ihm war die Gefahr durch Nazis bewußt. Nachdem alle Kinder wieder gefunden waren, sagte er zu mir, wir sollten nach Polen gehen und untertauchen.

Wir kamen in die Nähe von Krakau in ein kleines Dorf. Dort trafen wir auf andere Sintifamilien, die uns aufnahmen, obwohl es dort nichts zu essen gab. Sie nahmen uns herzlich auf, obwohl sie selbst nichts hatten. Als die Russen immer näher kamen, hieß es, daß alle Männer von sechzehn bis fünfundsechzig Jahren sich melden mußten. Des Nachts konnte man schon die Artillerie hören, das war noch 1944. Wir sollten die Stadt verteidigen. Als Soldat wußte ich, was das zu bedeuten hat, was da auf uns zu kam.

Zu der Zeit waren nur noch wenige Menschen in Krakau, Partemensen, Militärs und SS. Geführt wurde die Verteidigung von der SS. In Krakau galten wir als arisch, als deutsch. Wir hatten die Ausweise als Fliegergeschädigte, wir hatten uns gemeldet und waren zur Arbeit als Pförtner in einer Fabrik eingeteilt worden. Eine Schicht hat mein Schwager übernommen und ich blieb bei den Kindern, die nächste Schicht war es umgekehrt. Wir wurden dafür bezahlt, denn es wußte ja keiner, daß wir Sinti sind.

Als die Russen sehr nah waren, wollten wir uns absetzen. Am Bahnhof standen die letzten Züge, aber die SS hat scharf kontrolliert. Die Kinder konnten mitfahren, die NSDAP-Frauenschaft hatte eine Betreuung organisiert. Aber wir Männer mußten bleiben und sollten Krakau verteidigen. Nur wer einen Passagierschein direkt von Büro des Generalgouverneurs hatte, konnte Krakau verlassen.

Ich überlegte, die Kinder hatten jetzt schon ihre Mutter verloren, wenn wir in Krakau blieben, gingen wir sicher zugrunde. So bin ich zum Generalgouverneur gegangen, sein Sitz war in der Burg. Eine Sekretärin fragte mich, was ich wollte. Ich sagte, ich bin kriegsgeschädigt, ich bin verwundet und kann kaum stehen, wie soll ich jetzt im Volkssturm gegen die Russen kämpfen? Ich wolle Krakau verlassen. Die Sekretärin ist zum Büro des Gouverneurs, und ich bekam den Ausweis.

Ich sagte zu meinen Schwager, seine Kinder wären schon ohne Mutter, wenn er in Krakau bliebe, dann wären sie auch ohne Vater. „Hier ist der Ausweis: Winter berechtigt, Krakau zu verlassen“, sagte ich zu ihm, „fahr zu den Kindern.“ Er wollte den Schein nicht, aber

es gab nur noch drei Züge nach Deutschland. Ich sagte zu ihm: „Wenn du deine Kinder liebst, nimm den Schein und fahr.“ Er nahm dann den Schein, wir gingen noch gemeinsam zum Bahnhof, ich wollte sehen, ob alles gut geht, ob er durchkommt. Es waren überall Sperren, aber er kam durch. Ich wartete, bis der Zug abfuhr, und dann stand ich alleine da.

Auf einmal hieß es, die Stadt wird nicht verteidigt. Jeder konnte gehen, wohin er wollte. Ich habe damals schon meine spätere Frau kennengelernt, mit ihr bin ich von Krakau in die Tschechei geflohen, in die Nähe von Brünn. Meine Frau hatte mich schon in Polen versteckt, als ich keine Papiere hatte. Sie ist Polin, zuerst wollten wir in Krakau bleiben, aber ich befürchtete, daß es für mich als ehemaligem deutschen Soldaten es lebensgefährlich werden könnte in Krakau.

Wir sind dann mit einem Transport, mit dem Strom der Flüchtlinge, bis nach Brünn, in ein Dorf namens Policzka, gekommen. Dort ist unser erster Junge geboren worden. Ich arbeitete dort noch eine Zeit in einer Munitionsfabrik. Die Deutschen hatten dort immer gute Posten gehabt, sie haben immer als Kontrolleure der Tschechen, der Frauen und jungen Männer gearbeitet. Wenn die Deutschen irgendwo festgestellt hatten, daß irgendwo ein Fehler war, sei es, daß ein Schloß nicht funktioniert hat oder eine Granate vielleicht ein Blindgänger war, dann wurde das von den Deutschen als Sabotage gemeldet. Oft wurden Arbeiterinnen von der Gestapo oder vom Sicherheitsdienst abgeholt und in Lager verschleppt. Ich hatte auch so einen Kontrolleursposten, und wenn ich sah, daß etwas vielleicht nicht funktionstüchtig war, habe ich es in die Tasche gesteckt und später verschwinden lassen. Die meistens Deutschen haben immer gleich gemeldet, wenn sie etwas gesehen haben, um sich wichtig zu machen, um einen besseren Posten bekommen.

Noch bevor dann die Russen in die Tschechei kamen, waren schon die tschechischen Partisanen dort und haben jeden erschossen, der sich als Nazi verhalten hat oder als Nazi denunziert wurde. Auch von den Kontrolleuren wurden viele erschossen, die zuvor die Tschechen wegen Sabotage denunziert hatten.

Als ein paar Tage später die Russen kamen, wurde als erstes die Bevölkerung geteilt in Tschechen und Deutsche. Die Deutschen wurden alle in Lager gebracht, sie mußten gelbe Armbänder tragen mit einem „N“, das bedeutete „Nemec“. So wurden die Deutschen von den Russen genannt, die „Stummen“, weil auch die Deutschen in der Sowjetunion immer noch deutsch und nicht russisch sprachen.

Ich habe auch ein solches Armband tragen müssen, die Russen verstanden mich ja nicht, und so brachten sie mich in das Gefangenenlager für Deutsche. Wir mußten dann arbeiten, wir wurden früh aus dem Lager geholt und mußten Kohle abladen auf dem Bahnhof und was an Arbeiten anfiel dort.

Meine Frau war auch mit im Lager, sie konnte zum Glück Polnisch und Russisch und auch Tschechisch. Sie ist dann zum Lagerkommandanten gegangen und hat ihm erzählen können, daß ich Flüchtling aus Deutschland bin, daß ich in Polen war und sie mich versteckt hat. Sie hat auch erzählt, daß meine Mutter und meine Schwestern ins Lager kamen.

Der Kommandant hat mich vom Bahnhof, von der Arbeit holen lassen. Es gab dort einen Dolmetscher, der perfekt deutsch sprach. Ich wurde gefragt, warum ich mich nicht gleich gemeldet hätte, und ob ich aus Deutschland geflohen wäre. Ich sagte: „Wie hätte ich mich denn melden können, die Tschechen wären ja gleich auf jeden losgegangen, und als wir ins Lager marschiert sind, waren links und rechts Soldaten.“

Ich wurde nach Beweisen gefragt, aber ich hatte natürlich keine Beweise, also erzählte ich nochmals meine Geschichte, wie sie meine Frau schon erzählt hatte, daß ich nach Polen geflohen bin, daß ich auf der Flucht war bis die Rote Armee kam.

So kam ich aus dem Lager frei und wir konnten nach Prag fahren. Dort gab es eine Dienststelle, in denen die Nachrichten aus den Lagern gesammelt wurden, an den Zimmern standen die Namen der Lager: Auschwitz, Auschwitz-Birkenau und so weiter. Dort

konnte ich zum ersten Mal nach meiner Mutter, nach meinen Geschwistern fragen. Ich wurde gefragt nach den Lagern, in denen sie waren, aber das wußte ich nicht. Also suchten sie nach den Namen: Selma Heilig, meine Mutter, Berta Heilig und Dora Heilig, meine Schwestern. Dort fanden sie die Namen meiner Schwestern. Ich bin dann noch einmal mit meiner Frau dorthin gegangen, um vielleicht Nachricht von Verwandten zu finden, die überlebt haben.

Ich bekam dann einen Ausweis, daß ich Verfolgter des Hitlerregimes war und daß ich berechtigt sei, mich frei zu bewegen. Wir sind daraufhin nach Deutschland zurückgefahren, zusammen mit einem Transport von deutschen Vertriebenen kamen wir 1945 nach Eggenfelden in Niederbayern.

Die Ausstellung zum Buch



...weggekommen – Abschied ohne Wiederkehr

Am 16. Mai jährte sich zum 60. Mal die familienweise Deportation von insgesamt 2.500 Sinti und Roma in das sogenannte „Generalgouvernement“ Polen. Aus der Pfalz, Ludwigshafen, Worms, Mannheim und der Rhein-Neckar-Region wurden die Sinti – Familien – über 800 Personen – in das Zuchthaus am Hohenasperg verbracht. Dort wurden sie teilweise „rassenbiologisch“ untersucht und am 22. Mai 1940 vom Bahnhof Asperg deportiert.

Als Grundlage diente der Schnellbrief Heydrichs vom 17.10.1939 an die Chefs der Sicherheitspolizei, in dem mitgeteilt wurde, dass mit den Vorbereitungen für die Deportation aller „Juden und Zigeuner“ aus dem Reichsgebiet nach Polen zu beginnen sei.

Damals waren zum ersten Mal die Sonderzüge der Reichsbahn von Bremen, Hamburg bis in den Süd-Westen quer durch Deutschland gefahren. Ihr Ziel: das sogenannte „Generalgouvernement Polen“. Der Zweck, die künftigen Massendeportationen von Juden, Sinti und Roma organisatorisch vorzubereiten und zu erproben.

Diese Verschleppung von deutschen Sinti und Roma im Mai 1940 – in der Sprache der Mörder verschleiend als „Umsiedlung von Zigeunern“ bezeichnet – markierte den Beginn der systematischen Deportationen durch die Nationalsozialisten in die Vernichtung.

Am 16. Dezember 1942 – nach dem sogenannten „Himmler-Erlass“ – wurde schließlich die vollständige Ablieferung aller noch im Reichsgebiet lebenden Sinti und Roma nach Auschwitz angeordnet.

In der Ausstellung über den Völkermord an den Sinti und Roma werden auf 41 Bild-Tafeln

- die jahrhundertealte Geschichte der Verfolgung von Sinti und Roma, aber auch das seit je her gewohnte Zusammenleben zwischen Minderheit und Mehrheit,
- die zunehmende Ausgrenzung und Entrechtung der Sinti und Roma „aus Gründen der Rasse“, die analog zu der Vereinheitlichung der „Volksgemeinschaft“ und der Stabilisierung der NS-Herrschaft verlief,
- die Aussonderung, die Deportation und Vernichtung der Sinti, Roma, der Juden sowie anderer Minderheiten im Rahmen des NS-Völkermordprogramms,
- die Mai-Deportation als Ausstellungsmittelpunkt,
- verschiedene Dokumente von den Tätern und staatlichen Einrichtungen; aber auch Fotos und Dokumente von Seiten der damaligen Opfer,
- teilweise bisher unveröffentlichte Fotos (schwarz/weiß und farbig) und Dokumente, sowie Zeitzugenerichte, (ca. 200 Fotos und Dokumente wurden zusammengetragen),
- sowie die chronologische Aufarbeitung der Völkermordverbrechen an Sinti und Roma dargestellt.



Serviceinformationen:

Die Ausstellung umfasst 41 Verbundtafeln; kann jedoch auch in alternativen Varianten ab 24 Tafeln gezeigt werden. Die Bildtafeln haben das Format 70 x 100 cm und werden an kleinen Ösen für Schnüre oder Haken aufgehängt.

Transport / Aufhängen / Versicherung und Verleih

gehen auf Kosten des Entleihers oder können gegen Entgelt über den Landesverband Deutscher Sinti und Roma organisiert werden. Die Ausstellung ist beim Landesverband Deutscher Sinti und Roma Baden-Württemberg ausleihbar.

Für die Werbung

können auf Wunsch Plakate (Ausstellungsfoto) und Faltblätter (mit Kurzbeschreibung) gegen Entgelt bestellt werden.

Ein Begleitprogramm

kann den Zusammenhang zwischen „objektiver und subjektiver Geschichte“, sowie von Vergangenheit und Gegenwart vertiefen.

Realisierbare Vorschläge und Angebote

- Lesungen
- Erzählte Geschichte – Zeitzeugenberichte
- Führungen für bestimmte Zielgruppen
- Vorträge zur Geschichte und Gegenwart der Sinti und Roma, etc.
- Filme
- Musikbeiträge
- Marionettentheater

Ausleihbedingungen und Programmangebote können angefragt werden beim:

Landesverband Deutscher Sinti und Roma
Baden-Württemberg
Bluntschlistraße 4
69115 Heidelberg
Tel. 06221/13860-0, Fax. 06221/138604
Email: Lv-deutscher-Sinti-Roma-bawue@t-online.de

Bildungsberatungsstelle Heidelberg

Die Bildungsberatung im Landesverband Deutscher Sinti und Roma vermittelt in Schulen und anderen Bildungseinrichtungen nicht nur historische Informationen über die NS-Verfolgung, sondern auch die authentischen Berichte von Überlebenden des Völkermords.

Hierbei hat sie sich eine doppelte Aufgabe vorgenommen: einerseits über die NS-Geschichte und über den Antiziganismus aufzuklären, andererseits als Dialog- und Vermittlungspartner nachdrücklich zur Chancengleichheit der Sinti und Roma im Bildungssystem beizutragen.

Bisherige Erfahrungen und Ergebnisse des Landesverbandes Deutscher Sinti und Roma haben gezeigt, dass ein wesentlicher Faktor der Benachteiligung von Sinti und Roma in den Bereichen ‚Bildung, Erziehung und Wissenschaft‘ liegt:

- Eine schulische und berufliche Beratung/Förderung der Sinti und Roma – Eltern und Schüler, unter Berücksichtigung kultureller und sprachlicher Identität, wird landes- und bundesweit nur vereinzelt, und weit hinter dem tatsächlichen Handlungsbedarf geleistet.
- An den Schulen existieren keine geeigneten Unterrichtsmaterialien, die den Völkermord an den Sinti und Roma sowie die rassistisch begründeten Repressionen im nationalsozialistischen Bildungswesen thematisieren. Demgegenüber haben romantisierende und diskriminierende Metaphern über Sinti und Roma in Schulbüchern Eingang gefunden, welche unbewusst den gesellschaftlichen Antiziganismus verfestigen und legitimieren.

Die Bildungsberatungsstelle steht Ihnen als Ansprechpartner in vielerlei Hinsicht zur Verfügung:

- Haben Sie Fragen zu Bildungsangelegenheiten, helfen wir Ihnen gerne weiter
- Suchen Sie das ‚richtige‘ Buch, Unterrichtsmaterial, Filme oder andere themenorientierte Medien schicken wir Ihnen gerne unsere Literaturliste zu und beraten Sie persönlich

- Wenn sie an einem Vortrag o.ä. an Ihrer Schule oder Arbeitsstätte interessiert sind, rufen Sie uns an
- Gerne sind wir bei Recherchen, lokalen/regionalen Unterrichtsprojekten beratend und begleitend behilflich
- Für ‚Spurensuche‘ und ‚lebendigen‘ Geschichtsunterricht und bei Ausstellungen vor Ort berichten Zeitzeugen und erfahrene Referenten der Minderheit
- Haben Sie den Wunsch, sich auf einer über-/regionalen Tagung weiter zu bilden, erfahren sie von uns die Veranstaltungsthemen und -termine.

Anfragen an:

Landesverband Deutscher Sinti und Roma
Baden-Württemberg
Bluntschlistraße 4
69115 Heidelberg
Tel. 06221/13860-0, Fax. 06221/138604
Email: Lv-deutscher-Sinti-Roma-bawue@t-online.de